





Skizzenbuch.



Skizzenbuch

von

Karl Gutzkow.



Cassel und Leipzig,
Krieger'sche Verlagshandlung
(Th. Fischer)
1839.

Vorwort.

Es ist nicht möglich, jedem dichterischen Gedanken, der uns ergreift, eine Ausführung in großen Umrissen zu geben. Wer Neigung zum gebundenen Gedichte hat, hilft sich durch einige schöne Verse, in welche er die plötzliche Stimmung, den glücklichen Einfall birgt; wer dagegen gewohnt ist, statt mit kurzen Strichen anzudeuten, immer mit einer das Ganze der Idee erschöpfenden Ausführlichkeit zu verfahren und sich nicht anders genugzuthun, als durch eine organisch gegliederte vollständige Wiedergabe seiner guten Gedanken, der muß zu solchen

Formen greifen, wie ich sie in diesem Buche angewandt habe. Er muß Scenen statt der Akte, Akte statt des ganzen Trauerspiels geben, er muß aus der Klaue auf einen Löwen schließen lassen, der auch nur alle Jahr einmal geworfen wird; denn man kann ja nicht jeden glücklichen Einfall gleich in ein Buch verwandeln.

Wer mit dem Maler Cornelius sich nicht befreunden kann, befreundet sich gewiß mit dem Zeichner. So muß auch der Autor die Gunst, die er manchmal durch größere Werke zu verlieren in Gefahr gewesen ist, zuweilen durch kleinere sich wieder zu sichern suchen. Eine Skizze in Wasserfarbe kann oft wieder gut machen, was ein Maler durch ein großes ausgeführtes Wandgemälde verdorben hat. Wer weiß z. B. ob Kaulbachs Hunnenschlacht, aus dem einfarbigen Carton ein buntfarbiges Gemälde geworden, noch seinen alten Ruhm

behauptet! Daß Gott auf den Gedanken kam, die Welt zu schaffen, bewundert man; aber wie wenige sind mit der Art und Weise, wie er seinen hübschen Gedanken ausführte, zufrieden! Der Idee eines Kunstwerkes räumen vielleicht alle ein, daß sie genial ist; aber das Kunstwerk selbst bleibt den Meisten hinter ihren Erwartungen zurück. Jeder würde, ist es ein Buch, dessen Entwickelung anders betrieben, die Rollen der handelnden Personen vertauscht, die Charaktere anders gezeichnet haben. Jede Dutzendleserin wünscht, daß ein Roman eilfmal anders endet, als der Dichter es gewollt hat.

Die Skizze ist glücklicher daran. Sie fordert jene Menschen, die alles besser wissen, nicht heraus; sie kömmt mit jenen zahllos Tausenden nicht in Streit, die sich für Raphaele halten, ob sie gleich ohne Hände geboren sind, die wie jener Schul-Professor sagen: Gott, ein Lessing thut uns noth — und dann mit

pfiffigem Lächeln hinzusetzen: Ja, hätt' ich nur Zeit! der gute Mann wollte sagen, er würde ein zweiter Lessing seyn, hätt' er nicht täglich in der Schule vier Lehrstunden zu geben und müßte die übrige Zeit auf Verbesserung der Schüler-Exercitien verwenden. Deutschland namentlich wimmelt von Genies, die nur durch Verhältnisse gehindert werden, sich als solche zu erkennen zu geben. Alle diese latenten Schiller und privatisirenden Göthe rächen nun das Schicksal, das ihnen unsterblich zu werden verbot, an denen, die zufällig so wenig zu thun haben, daß sie Dichter und Schriftsteller werden konnten; sie nehmen an keiner neuen Dichtung mehr hingebenden Antheil, sondern würden auch an der Iliade und Odyssee ohne Zweifel sehr wesentliche Veränderungen getroffen haben. Zufällig haben Einige unter diesen Menschen doch noch so viel Zeit, daß sie an Rezensions-Kliniken sich anstellen lassen und dort ih-

re Wuth, durch äußere Verhältnisse um ihre innere Unsterblichkeit zu kommen, gegen die armen Autoren austoben, die zufällig kein Amt, keine Praxis haben und sich dafür bei der Zukunft einzuschmeicheln suchen. Diese Thatsache muß man kennen, um sich zu erklären, warum die meisten deutschen Literaturblätter eher Lazarethen und Kirchhöfen, als Kindtaufen und Christbescheerungsabenden gleichen.

Einigen der hier mitgetheilten Skizzen hab' ich im Buche selbst die nothwendigen Erläuterungen beigefügt. Nur von dem jüngsten Anacharsis bemerk' ich noch, daß er jetzt sieben Jahre alt und eine meiner ersten Schriftproben ist. Ich hatte damals ein gutes und frommes Herz, aber einen sehr unklaren Styl. Da ich zaghaft bin, von mir selbst zu sprechen, so will ich denen, die sich deßhalb in frankirten Briefen an mich wenden, die schönen Gedanken die ich hierüber habe, schriftlich mittheilen.

Die literarischen Elfen sind ein Versuch, die polemischen Streitigkeiten in der schönen Literatur etwas genießbarer zu machen, als sie bisher geführt wurden. Man wird diesem Versuche sicher das Lob nicht versagen, daß er nachgeahmt zu werden verdient.

Hamburg im Januar 1839.

K. G.

Inhaltsverzeichniß.



Arabella.

Eine Toilettenphantasie.

I.

Der Mond schien durchs Fenster. Arabella war im Bade. Man hörte nur das Plätschern der schönen Glieder, welche in verwandter Färbung von dem Strahle ergriffen wurden bei irgend einer Wendung, und dann wieder verschwanden, entweder im Schatten oder in der Tiefe des Bassins. Dies Spiel währte einige Zeit, dann erhob sich Arabella, hüllte den nassen Leib in einen weiten Shawl und warf sich mehr erschöpft als gestärkt auf ein Ruhebett nieder, das in der Nähe stand.

Arabella schwieg. Daran konnte man sehen, daß sie unglücklich war; denn es giebt eine Art, selbst mit der Einsamkeit zu sprechen, welche immer den Glücklichen verräth. Und doch verriethen wieder die lautlosen Bewegun=

gen in diesem Augenblicke mehr Hoffnung, als Schmerz. Arabella schien etwas zu erwarten, das vielleicht zutreffen konnte; aber der ängstlich gemessene Athem bewies, wie wenig sie selbst an dessen Erfüllung glaubte. Sie blieb noch eine Weile auf dem Ruhebett ausgestreckt. Dann schellte sie und bald hatte das Kammermädchen ihr Licht gebracht.

Wie Jeannette im Zimmer war, verhüllte sich Arabella noch dichter, und preßte ihr Antlitz in den harten Polster; aber ohne Thränen. Jeannette stand einen Augenblick: sie wagte nicht zu sprechen: denn sie kannte das Unglück ihrer Gebieterin. Dann ging sie.

Nach langen Minuten hatte sie einen Metallspiegel in der Hand. Die Bilder, welche Silber auffängt, schmeicheln nicht, wie Glas, und geben alle Conturen bestimmter, zusammengezogener, weniger treu, und doch verrätherisch, wo sich die Eitelkeit gern einen kleinen Mangel ausgeredet hätte, wieder. Arabella zögerte lange; endlich wagte sie den entscheidenden Blick und sahe mit krampfhafter Resignation in die blitzendhelle Fläche.

Erst lächelte sie; denn ihre Hoffnung schien

sich zu verwirklichen. Sie sahe das feurige braune Auge, beschattet von dunkeln und langen Wimpern; sie sahe den leisen und allmäligen Umriß ihrer bedeutsamen Physiognomie; sie sahe, wie Augenbrauen, Mund, Kinn, wie alle Rundungen sich in sanfte Ovale zirkelten. Sie schwamm in den Wellenlinien, welche durch die Höhen und Tiefen einer plastischen Vollendung flossen. Arabella war aus der Materie schön herausgemeißelt. Die Stirn, noch höher gemacht durch das hinaufgebundene Haar, lag heiter, mild, wie jonischer Himmel über diesen Wundern. Sie lächelte noch immer. Ein warmer Hauch entfuhr ihrem Munde. Das Metall war im Nu von Nebel beschlagen. Sie lehnte sich zurück und lispelte vor sich hin die prosaischen, aber wie Schöpferurtheil klingenden Worte: „Gut, gut, sehr gut!“

Aber Arabella wollte schwelgen. Oder sie wollte nur Wahrheit. Oder sie wußte doch, daß es ihr doch nicht gelang! Und der Spiegel war wieder in ihrer Hand. Aber nur ein Blick, ein lechzender, halb seliger, halb mißtrauischer Blick, und sie warf das Metall rasch, daß es widerhallte, auf das marmorne Getäfel,

schrie wie eine Verzweifelnde auf, zerriß das Geflecht des Haares, stürmte mit fliegenden Locken in den feuchten Wänden ab und nieder, und warf sich laut schluchzend zurück auf die Ottomanne, die sie mit ihren Thränen benetzte.

Was hatte sich geändert? Nichts von ihren Formen. Dieselbe Rundung, Fülle, Ueppigkeit, dasselbe unübertroffene Gebilde der Schönheit, aber die Frische des Bades war hin. Eine fahle, matte Haut zog sich über die alten Reize, ein gewisses ohnmächtiges Dämmern wehte über sie hin. Es war wie ein Netz, das irgendwo an einer Stelle der Haut in seinen Maschen zerrissen seyn mußte, und das nun schlaff und nüchtern auf seinen zauberhaften Unterlagen sich ausstreckte. Tägliche Bäder machten die Haut einen Augenblick frisch; aber bald nachher sank sie immer wieder zurück in ihre trockne, schlechtgefärbte, saftlose Natur. Das war der Fluch Arabellens. Sie war schön; aber sie hatte einen schlechten Teint.

Es schlug neun Uhr. Draußen rollten die Wagen vom Theater her. Arabella hörte, wie ihre Schwestern, welche aus „Robert dem Teufel“ kamen, die Treppen des Hauses herauf lachten,

wie die Thüren geschlagen wurden, und ein lautes „Ah!“ erscholl, als die schönen Mädchen in die Gesellschaft traten, welche bei der Mutter war. Sie hörte, wie man scherzte, sang, tanzte. Sie war sehr unglücklich. Ein weiter Mantel hüllte ihre tragische Gestalt ein, sie nahm das Licht, und schlich leise auf ihr Zimmer. Sie warf sich dem Schlaf in die Arme; denn nur im Traume schien es ihr zuweilen, als wenn Alles noch einmal anders werden könnte.

2.

Arabellens Mutter gab einen glänzenden Ball. Ihre unglückliche Tochter war zugegen, aber sie tanzte nicht. In einer Ecke des Saales saß sie einsam. Selten daß sich der Anstand entschloß, an sie, als eine der Töchter des Hauses, heranzutreten und ihr einige Verweise zu geben, daß sie sich von Allem so zurückzöge, in der neulichen Vorstellung des Maskenballes vermißt wäre, sich in keinem fremden Cirkel blicken ließe. Arabella war geistreich und eine Meisterin des Ausdrucks; aber diese

Improvisationen beunruhigten sie; sie gab nur schüchterne und abgebrochene Antworten, und war bald von Gegenwarten befreit, die sie selbst in dem Falle nicht festgehalten haben würde, daß ihre Schönheit durchsichtiger geschimmert hätte. Denn Arabella liebte. Sie liebte Ottokar, den leidenschaftlichen Tänzer, der sich mit keiner Schönen unversucht ließ, und in ewigen Wirbeln an ihr vorüberflog. Sie waren beide zusammen erzogen worden; aber Ottokar hatte sie später übersehen. Sie hatte nichts, womit sie ihn fesseln konnte, nichts, als süße, unschuldige Erinnerungen, die in der jungen Mannesseele alle verklungen waren. Sie konnten um so weniger zusammen kommen, als sie sich ihm zu verbergen suchte und er sie gar nicht zu bemerken schien. Nachdenklich stützte sie sich auf die Lehne ihres Sessels, das Gesicht halb verschleiert, und verfolgte die muthwilligen Bewegungen Ottokars, den der Rausch des Festes hier und dort hintrieb und der an allen Orten zu fehlen schien. Sie dachte nichts. Sie empfand auch nichts. Sie war ganz Resignation. Durfte sie wohl ein Recht ansprechen? Wenn sie Eines nicht begriff, so war

es dies, daß zu einem so herben Schicksal, zu diesem Schauspiel mit lauter Unglücksmotiven ihr Auge noch trocken bleiben konnte.

Ottokar mußte sich einen Augenblick Erholung gönnen. Mit dem Tuche wehend, durchmaß er den geringen Raum, welchen im Saale die tanzenden Paare ließen, und trat zufällig in die Ecke, wo Arabella saß. Sie zitterte. Sie wußte nicht, welche Worte er für sie haben könnte. Er hatte einige, aber verlorne, abgestandene, Reste aus Conversationen, welche er mit Andern abgebrochen hatte. Er hielt sie eines neuen Gedankens, eines tiefen Urtheils nicht für würdig, sondern warf ihr die kleine kupferne Scheidemünze der Unterhaltung zu, welche beleidigt, weil sie wie Gnade klingt. Wie sie sich befände? frug er sie: eine bei Damen an und für sich dumme Frage, da sie immer voraussetzt, als müßte alle Welt den Schnupfen oder Zahnschmerzen haben; die aber hier noch empfindlicher wirkte, da Arabella in der That krank zu seyn glaubte und für ihr Uebel Heilung hoffte. Sie erwiederte nichts; und Ottokar erwartete nichts. Er verließ sie. Sie senkte das Haupt, und schüttelte es dann,

weil sie diese böse, böse, kalte Welt nicht begreifen konnte.

Nachher saß Arabella im hintersten aller Zimmer, welche ihre Mutter hatte öffnen lassen. Sie suchte Schutz in der dunkeln Beleuchtung und den Schatten grüner Vorhänge, welche das Zimmer schmückten. Ein Traum umfing sie, und als sie erwachte, wunderte sie sich, daß sie Thränen vergossen hatte. Und als sie dann nachdachte, staunte sie von Neuem; denn der Marquis von Negro stand vor ihr, und hatte sie schon lange stumm betrachtet. Sie blickte auf, und es war ihr, als huschte eine Schlange fort; aber es war nur der Marquis, welcher sprach: „Ich beobachte Sie, Arabella, schon seit länger als einem Monate. Die wenigen Gelegenheiten, wo Sie sich zeigen, hab' ich haushälterisch ergriffen, und ich glaube, tief in Ihrer Seele lesen zu können."

Arabella betrachtete den Marquis. Sie kannte ihn wohl, so weit man ihn kennen konnte; denn im Grunde kannte ihn Niemand. Sie blickte an die lange, hagre Gestalt hinauf, und fuhr entsetzt vor dem blassen, dämonischen Antlitz des Marquis zurück. Seine Lippen

zuckten, das Auge fieberte, seine Glieder schnellten zuweilen auf, als rüttelte sie ein plötzlicher Krampf. Der Marquis fuhr fort: „Arabella, ich bin ein Mann ohne Liebe. Mein Herz ist kalt, wie der Tod. Schönheit zwingt mir ein Lächeln ab; wenn ich zu lieben scheine, so ist es aus Neid. Ich gönne Niemanden, eine Schönheit zu besitzen. Was ich meiner todten Liebe zuwenden kann, das reiß' ich an mich. Ich will Sie auch erobern, Arabella; nicht aus Anbetung, sondern aus Caprice."

„Wer lachte da?" fragte Arabella.

„Niemand!" sagte der Marquis. Sie schrak zusammen, und doch sprach sie leise, als wenn es ihr nur so entschlüpfte: „Ich bin nicht schön." Denn es hatte sie ergriffen, daß man *ihr* von Liebe sprechen konnte. Aber der Marquis war fürchterlich.

So währte es einige Sekunden. Arabella war gebannt wie vom Blicke des Basilisken. Dann fuhr der Marquis fort: „Arabella, ich weiß, woran Sie leiden. Sie *sind* schön; Sie *scheinen* es nur nicht. Ich will Ihnen diesen Schein geben. Sie sollen im Glanze der Schönheit strahlen, für welche Ihr Körper alle

Grundlagen und Formen hat; Sie sollen bezaubern, bewundert werden; tausend Bewerbungen wird Ihre wunderbare Metamorphose zur Folge haben."

Arabella war aufgesprungen. „Gott! ist es möglich? Ich beschwöre Sie! Wie? Wodurch?" — das Alles rief sie wirr durch einander.

Aber der Marquis stand und lächelte fein. „Was erhalt' ich?" war seine kurze Frage.

„Fordern Sie!" rief Arabella, und ihre Blicke leuchteten; ihr Busen wogte, die Locken ihres Haares nestelten sich ab; sie stand da, schon halb ergriffen von der neuen zauberhaften Veränderung, die mit ihr vorgehen sollte.

Der Marquis verlangte nach fünfhundert Tagen den Besitz ihrer Hand.

Sie schauderte. Sie maß die dämonische Gestalt des Mannes, dem sie sich verkaufte, und dachte an Ottokar. Da fiel ihr Blick durch die offnen Zimmer in den Saal; sie sahe, wie Ottokar im Rausche des Vergnügens fortwirbelte an der Hand einer Dame, welche in der Residenz für die schönste gehalten wurde. Ihr Entschluß war gefaßt. Mit abgewandtem Ant-

litz sprach sie die überwundenen, waffenlosen Worte: „Marquis! ich erwarte Sie morgen vor zehn Uhr in meinen Zimmern.“

Sie wankte hinaus. Der Marquis schlug die Arme übereinander und sah ihr mit triumphirendem Lächeln nach.

3.

In der Oper, im Concert, auf der Promenade gab es seit kurzer Zeit nur eine Gestalt, der alle Bewunderung und Anbetung gezollt wurde. Der Enthusiasmus kam sich von allen Seiten entgegen. Hier war von keinem Zugeständniß mehr die Rede, sondern die Thatsache zeugte für sich selbst. Diese mochte schon einmal dagewesen seyn; aber in solcher Genialität nie. Was die Natur, ja selbst was die Dichtkunst nicht schöner erfinden kann, war hier in Erfüllung gegangen. Arabella war die Losung, welche die Männer bezauberte und die Frauen verstummen machte.

Arabella strahlte in all' den Reizen, welche ihr die Natur mitgegeben hatte, ohne eine äußere Hülle hinzuzufügen. Zu der allgemeinen Anbetung gesellte sich das Staunen, wie diese

plötzliche Veränderung hatte möglich werden können. Sie war eines Abends, wo sie sich den ganzen Tag verschlossen gehalten hatte, in einer lebhaften Soirée erschienen, und hatte sogleich jedes Auge geblendet. Niemand wagte, ihr sein Erstaunen zu erkennen zu geben, weil es beleidigen konnte; aber sie fühlte wohl, welche Herrschaft sie im Nu errungen hatte, und jede neue Toilette, die sie machte, gab ihr die Gewißheit, daß sie ihr nie entrissen werden konnte.

Aber keine Genugthuung war Arabellen willkommener, als die, welche ihr Ottokar's verändertes Betragen gab. Nicht, daß er der augenblicklichen Regung der öffentlichen Meinung in der Gesellschaft augenblicklich gefolgt wäre, und sogleich gegen Arabellen einen Ton angestimmt hätte, der für das Echo der fremden Urtheile gehalten werden konnte. Arabella schwelgte in dem Gefühl, die allmälige Umwälzung in Ottokar's Benehmen verfolgen zu können. Er schwieg lange; er vermied jede Parthie, er war nachdenklich, er tanzte nicht, auch mit Arabellen nicht. Dann wagte er allmälig zu ihr aufzublicken: er glaubte seine alte Schuld gesühnt zu haben, und trat

ihr näher. Seine Lippen zitterten, wenn er mit Arabellen sprach. Seine Urtheile schwankten, seine Ausdrücke waren unsicher; die innere Uebermannung seines Gefühls lähmte alle Weisen, wie er es äußern wollte. Es war eine tiefe Empfindung, welche vielleicht zum ersten Male in sein Herz einzog. Arabella sahe Alles. Sie las und verstand diese stummen Blicke, diese Unentschiedenheit, diese Zeichensprache auf der Stirn, sie reimte sich Alles zusammen. Arabella war glücklich.

Doch sie war es nicht lange. Denn als sie Ottokar's Bewerbungen offner empfing, als es sich nicht mehr um Liebe, sondern um Besitz handelte, da erschrak sie und erwog ihr elendes Schicksal. Der Marquis war ihr entfallen: jetzt sahe sie ihn wieder vor sich, wie er an jenem verhängnißreichen Morgen zu ihr trat, ihre Hand küßte, und einen wunderlich geformten Ring, als Zeichen des Verlöbnisses, an ihren Finger steckte; wie sie vor Erwartung seiner Gabe nichts hatte sehen und verstehen können, und wie er ihr dann endlich nach peinlichen Augenblicken ein kosmetisches Geheimmittel, das er in den Harems der Levante wollte

gefunden haben, überreichte und sie vor seinen Augen die Wahrheit seines Versprechens im Spiegel erkannte. Seitdem hatte sie ihn nicht wieder gesehen. Aber wie ihr Verhältniß zu Ottokar immer hingegebner und vertraulicher wurde, da erschien er wieder, und sie sahe mit Schrecken, daß das erste Fünftel der zugestandenen Frist halb verronnen war. Der Marquis zog seine dämonischen Kreise um sie her, und Niemand ahnte, daß sie der geheime Mittelpunkt derselben war, obschon Arabella an ihrem stockenden Athem fühlte, daß er seine Kreise immer enger und enger zog. Wo ein Ausweg? Sie liebte Ottokar und sahe dem Geständnisse seiner Liebe entgegen. Schaam fesselte sie, das Geheimniß ihres Boudoirs immerfort zu benützen und nicht blos Schaam, sondern auch Eitelkeit. Wäre im Augenblicke der Untreue gegen den Marquis nicht ihr ganzer Zauber verschwunden? Würde nicht Ottokar, statt heute noch ein blühendes Leben in den Armen zu haben, morgen vor ihrem herbstlich welken Aussehen erschrocken seyn? O, man sage auch nicht: Eitelkeit! Würde sie nicht Ottokar betrogen haben? Man täusche und entschuldige

nicht! Schönheit bleibt der Liebe stärkstes Band. Und das ist auch Liebe, an sich zu bauen und zu schmücken, und das äußere Gestell, das Antlitz, in dem sich die Seele spiegelt, mit all' dem Zauber zu umgeben, der der Natur und der Kunst zu Gebote steht. Dies ist auch die natürliche Philosophie jedes Mädchens: und wir träumerischen Männer sind es nur, die diesen schönen Glauben und die Bescheidenheit der Naivetät vernichten wollen.

So hin- und hergerissen wurde in Arabellens Herzen der Entschluß, als in einer heimlichen Stunde einst Ottokar zu ihren Füßen sank, und um eine Welt, um ein neues Leben, um den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, um sich selbst, das heißt um sie flehte. Seine Hand hatte die ihrige ergriffen, er drückte sie sehnsüchtig an den heißen Mund; sie ließ Alles geschehen. Sie rang, sie weinte, sie wußte ja, daß Alles, was er verlangte, sie nur von ihm empfangen hatte. Sie fühlte, daß in dem Moment die Wage ihres Lebens erhoben sey, und nicht heruntersänke auf eine Seite, sondern im Gleichgewicht stünde, in jeder Schaale eine gleiche Last, in jeder Leben oder Tod.

Ottokar schwieg; es war schon längst an ihr die Reihe, Antwort zu geben. Sie fühlte, daß Ottokar ihre Hand mit Thränen netzte: sie war dreifach unglücklich. Denn ein Weib kann den Mann nicht sehen, wenn er seine Rolle als Mann vertauscht und fleht, und wird ringen, das Gleichgewicht der Natur wiederherzustellen. Aber Arabella war zu Allem unvermögend; nicht Furcht vor dem Marquis, jetzt nicht einmal mehr Furcht vor sich selbst, wie ohne den Marquis sie werden würde, jetzt drückte sie nur das Fürchterliche des Geheimnisses. Sie verlor den Muth der That, sie verzweifelte an sich selbst als an einer Person des freien Willens; sie sahe den Zügel ihres Entschlusses in fremden Händen. Arabella wandte sich ab mit einer verneinenden Geberde, und ließ Ottokar zurück, der in dem Momente seinen Schmerz nicht fühlte, weil er sich schämte, plötzlich allein im Zimmer auf den Knieen zu liegen. Nachdem er aber dem Manne in sich Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, fühlte er doch, wie unglücklich er war, hüllte sich in seinen Mantel, bestieg sein Pferd und ritt in die Welt hinaus, er wußte selbst nicht, in welcher Richtung.

4.

Mehr als ein Jahr und mehr als die Hälfte von Europa brauchte Ottokar, um seinen Schmerz zu zerbröckeln und ihn zu zertheilen an tausend äußere Eindrücke, welche, so viel sie dem Menschen geben, auch immer etwas mit hinweg nehmen von seinem Innern, wofür ihm kein Ersatz geboten wird. So blieben an den Wundern, welche er sahe, an der ganzen Abwechselung einer ereignißvollen Reise alle die Seufzer hängen, welche sonst seine Brust zersprengt hätten. Er kam in die Heimath zurück mit einem Schmerze, der zum großen Theile geheilt war, der aber noch nicht recht vernarben wollte, und sorgfältige Nachpflege verlangte. Er mied seinen alten Umgang und seine alten Straßen: er wollte von Niemanden hören, und, um neue Freunde zu finden, suchte er neue Kreise auf.

Er liebte das Spiel. Nicht mit Leidenschaft, sondern aus Indolenz; denn überall unglücklich, war die Göttin des Spiels die einzige, welche es gut mit ihm meinte. Er hatte

die Prädestination, zu gewinnen, und keine Karte schlug ihm fehl. So versuchte eines Tages Jemand, an dem er nur sahe, ob er zahlen konnte, sein Glück mit ihm. Er gewann immer. Der Andere suchte ihn zu überbieten. Das hitzige Gefecht hatte begonnen. Er setzte es kaltblütig fort und strich Tausende ein. Sein Gegner suchte seine Verluste einzuholen und verdoppelte sie. So währte es lange. Die Steigerung nahm zu: rings lautloses Erstaunen. Eine Pause entstand. Ottokar hörte, daß ihm Jemand in's Ohr raunte: „Mein Herr! jetzt setz' ich den Rest meines Vermögens. Verlier' ich ihn, so bin ich morgen todt.“ Ottokar war, wie man es im Spiele seyn muß: grausam. Er sahe nicht auf, er gewann. Sein Ohr erreichte wieder ein stöhnendes Lispeln. „Mein Herr,“ — hieß es, — „Sie betrachten mich nicht. Ich weiß, daß Sie Arabella kennen.“

Jetzt erst fuhr Ottokar auf: er sah einer langen Gestalt in's blasse Antlitz. Er fuhr sich über die Stirn, er hatte diesen Mann schon gesehen.

„Sie lieben Arabellen,“ hieß es drüben.

„Ich könnte jetzt zu spielen aufhören, und das Pistol laden, das meinem Leben ein Ende macht. Aber ich will Ihnen noch eine Gelegenheit geben zum Gewinn, und zwar zum Gewinn, der Ihnen mehr werth ist, als meine Dukatenrollen. Ich will Arabellen auf's Spiel setzen; ich thu's, wenn Sie sich bereit erklären, im Fall Sie Arabellen gewinnen, mir all' das Geld, das Sie von mir gewonnen haben, wieder zurückzustellen."

Ottokar war außer sich. Alte Wunden brachen wieder auf. Er erkannte den Marquis de Negro. Staunen, Entzücken, Mißtrauen lähmten ihm die Sprache. „Die letzte Clausel," sagte der Marquis drängend.

„Ist zugestanden," murmelte Ottokar, spielte und gewann. Der Marquis lachte und winkte dem Glücklichen, ihm zu folgen.

5.

In der Dämmerung eines halb erleuchteten Zimmers lag Arabella auf einem Ruhebett. Als Ottokar und der Marquis eintraten, richtete sie sich auf. Ottokar lag schon zu ihren Füßen.

Aber sie that, als bemerkte sie ihn nicht.

Ottokar blickte zu ihr auf. O sie war so schön, wie damals, als sie so kalt war. Es war noch immer das Abbild der schaumgebornen Göttin; ja noch mehr, sie war wie ein italienisches Gemälde der klassischen Zeit, dessen Farben je länger, je frischer blühen. Ottokar hatte ihre Hand ergriffen, wie früher.

Sie erschrak. Ein Wort starb auf ihrer Lippe.

Der Marquis trat heran, und flüsterte ihr zu: „Es ist Ottokar.“ Da brach sie in einen Strom von Thränen aus, und langte mit dem Arm hinaus, wie in's Ungewisse, faßte aber Ottokar's Haupt, das sie an ihre wogende Brust drückte.

Ottokar rief: „Arabella, nun ewig die Meine!“ Sie erschrak und zeigte zum Marquis hinüber, der aber schon verschwunden war. Sie sah es nicht, und fragte: „Negro, was soll ich glauben?“

Ottokar begriff sie nicht. Er erklärte ihr Alles, was geschehen war, er wiederholte ihr seine alten Schwüre, er durfte seine heißen Küsse auf diese schwellenden Lippen drücken, sie

wehrte nicht; aber was sie that, drückte Schmerz und Verlegenheit aus. Sie sprach von seinem Herzen und griff nach seinem Arme. Sie sprach von seiner Stirn und küßte seinen Mund. Jede Bewegung war berechnet und jede schien falsch zu seyn. Ottokar betrachtete sie noch einmal. Sie verfolgte seine Wendungen in anderer Richtung. O jetzt sahe er's. Arabella war blind.

Die metallischen Bestandtheile ihres Geheimmittels hatten die feinen Nerven des Auges vergiftet. Je schöner sie wurde, desto mehr verlor sie die Sehkraft. Fast allmälig verschwammen die Umrisse entfernter Gegenstände, dann die näheren, zuletzt sahe sie keine Farben mehr, und während ihr Auge hell und klar blieb, zog rings um sie her undurchdringliche Nacht. Sie hatte nichts mehr vor Ottokar zu verbergen. Sie gestand ihm Alles.

Ottokar's Liebe reichte hinaus über diese Entdeckung; aber er beschwor sie nun auch, abzulassen von dem Gebrauch der Mittel des Marquis. Arabella ließ sie nicht. Sie konnte den Fluch, unschön zu seyn, nicht ertragen, um so weniger, da sie Ottokar nicht nur lieben,

sondern auch fesseln wollte. Sie verbarg die verrätherische Gabe des auf immer verschwundenen Marquis, und fand ihr Glück darin, in einer Schönheit fort und fort zu glänzen, welche sie selbst nicht sahe; wenn sie nur Ottokar sahe.

Aber mit der Blindheit hörten die Folgen nicht auf. Alle Sinne und Organe wurden allmälig angegriffen und schwanden in Ohnmacht hin. Die edelsten Thätigkeiten des menschlichen Körpers wurden unterbrochen. Sie war nichts mehr, als hinreißendes, wunderbares Antlitz: rings war Alles für sie wüst und leer. So blühte sie einem schnellen Tode entgegen. Ottokar verließ sie nicht.

Sie saß einst an seiner treuen Seite: sie sah, sie hörte nicht mehr, ihr Gefühl hatte alle Intensität verloren, nur die Zunge konnte noch dazu dienen, wenige, tiefe und liebe Worte auszuhauchen. Da blieb sie plötzlich stumm. Es fielen alle innere Fäden, welche an das Leben binden, von ihr ab; ihr Auge brach, sie sank zurück, ohne Schmerz, aber erschöpft. Sie hatte ihr tragisches Leben ausgehaucht. Arabella war todt.

Aber noch im Tode strahlte ihr Körper von wunderbaren Reizen. Rosig blieb der Schmelz ihrer Wangen; die blutrothen Lippen verzogen sich zu einem feinen Lächeln. Alle Formen quollen frisch und rund. Das ganze Inkarnat war wie nach einem Bade so schön gemischt. Sie lag da, wie eine schlafende Nymphe der Fabelwelt; gleichviel, die Palette oder den Meißel des Künstlers herausfordernd.

So betrachtete sie Ottokar eine Weile mit schmerzlichem Entzücken, denn er konnte nicht glauben, daß diese Reize des Todes wären. „Dies ist nicht der Tod!" sprach er mehremal vor sich hin. Er trat hinzu, er neigte sein Haupt, er brachte seine Lippen an Arabellens Mund; aber welch' ein gräßliches Schauspiel! Seine Lippen drückten sich in einen Haufen Asche ein. Arabella lag da im Zustande einer hundertjährigen Verwesung. Sie war nichts mehr, als das, was wir Alle werden — Erde.

Ottokar bedeckte sein Auge und stürzte fort, und noch irrt er verzweifelnd umher, weil er das fürchterliche Ereigniß, das er sahe, von seinen Augen nicht verbannen kann.

Marino Falieri.

Dramatische Studie.

Erste Scene.

Das Vermählungsfest des greisen Dogen und der jugendlichen Luzia. Erleuchteter Saal, verlängert im Hintergrunde. Musik, die im Verlauf der Scene allmälig verhallt. Gäste, erst herumwandelnd, dann um die Hauptpersonen sich gruppirend. Der Doge tritt beschleunigten Fußes, Luzia am Arm, in den Vorgrund.

Marino.

Mein theures Ehgemahl, verlocken denn
Die Melodien der Flöte und der Cympel
Auch Deines Fußes Flügel nicht zum Tanz?
Schon lang erwart' ich, diese wilden Wirbel
Mit flatternden Gewändern reißen nun
Auch Dich hinein in diese süße Strömung,
Wo Jugend ihres Athems Kraft erprobt.
Mir untersagt das Alter, solche Lust

Zu theil'n; doch siehst Du Manchen, der schon
lange
Mit meinem Aug' vertraulich unterhandelt,
Die Füße reckt und gern von meinem Alter
Das ehrenvolle Amt loskaufen möchte,
Mit Dir zum Tanz zu gehn, mein süßes Lieb!
Nein, nicht zu Deinen Ehren soll allein
Dies Hochzeitsfest so reiche Freuden spenden;
Nimm selber vollen Theil daran, mein Kind!

Luzia.

Ach, wenn ich fühlen soll, mein lieber Herr,
Daß Alles dies, was mich umgibt, kein Traum ist.
Muß ich mich fest an Eure Seite klammern.
Von Eurer hoh'n, ehrwürdigen Gestalt
Will ich der Schatten seyn, so klein nur wie
Der Mond ihn wirft; das Echo Eures Athems,
Die so an Euch gekettete Gefährtin,
Daß nichts mich sorgt, als den geheimen Puls-
schlag
Von Eurem liebevollen Herzen zu belauschen.

Marino.

O süßer Ton aus unschuldsvollem Mund!
Ich höre gern, daß Deine räthselhafte Liebe
Mir Opfer bringt; sie aber anzunehmen
Vermag ich ohne Selbstanklage nicht.

Bin ich in Deine Jugend nicht getreten
Mit räuberischer Hand und nahm, was die
Natur der Kraft, dem gleichen Alter ließ,
Was sie für schwärmerische Gunstbewerbung
Bestimmte, für mich selbst auf falsche Rechnung?
Auf Rechnung einer kurzen Frist, da dieser
Schon morsche Bau zusammensinken muß:
Auf Rechnung der langweil'gen Winternächte,
Wo ich, in Pelz gehüllt, mich kaure am
Kamin, auf Rechnung einer schmerzlichen
Vergleichung, die Du einst mit meinem weißen
Saftlosen Haare und dem frischen Flaum
Anstellen wirst, der sich um's runde Kinn
Der Mann gewordenen Gespielen kräuselt!

Luzia.

Obgleich Ihr älter seyd, so werdet Ihr
Euch doch vergeblich meiner Lieb' entringen,
Und werdet leichter es ertragen, wenn
Die kind'sche Zärtlichkeit noch nicht die Liebe
In Wort und Werken also trifft, wie sie
Gesetzt seyn müssen, Männer zu beglücken!
Auch mag ich schwerlich größre Leidenschaft
Euch weihen können, als ich je empfunden
Für meinen Vater, der nun todt, und die,
Der Himmel weiß es! wohl die größte war.

Marino.

Ja, unerhört war Deine Hingebung;
Er warf Dich unter sein Vermächtniß, nahm
Dir eignen Willen, die verschämte Wahl
Des Gatten, den er eigensinnig Dir
In meiner Schwäche gab; doch übertriffst
Du jede Hoffnung, die ich auf die Liebe
Der Jugend, die in jugendliche Welt
Sich sehnt, nicht ohne Vorwurf meiner Thorheit
Zu setzen wagte.

Luzia.

Und dennoch will ich Euch
Gesteh'n, daß höher noch für Euch mein Herz,
Als für den Vater schlägt; denn gabt Ihr mir
Nicht Höheres? Ihr holtet mich aus meinem
So dunkeln Daseyn, einer engen Zelle,
Wo ich die trägste Einsamkeit beweinte,
An's Licht des Tags, ließt mich auf prächt'gem
Schiff
Die Wellen Eurer angetrauten Braut
Durchschneiden, und auf meine Stirn, die nur
Feldblumenkränze trug, habt Ihr gedrückt
Ein schweres, herzogliches Diadem!

Marino.

Mein theures Kind, was Dir der Zufall nur

Zu geben schien, ist mehr als dies der Preis
Für Deine Tugend. Denn wer trug das Kleinod
Bescheidenheit, von allen andern Reizen
Jemals so kostbar eingefaßt, wie Du?
Und nicht blos todte Schätze sind es, die
Dich schmücken, sondern eine Götterkraft,
Die Leben wirkt, dem Alter selbst Verjüngung
Zufächelt. Ja, ich fühle, wie belebend
Die sanfte Herrschaft Deiner Jugend ist!
Es fallen mir die grauen Jahre ab,
Wie Schlangen häuten ihren bunten Leib;
Die Runzeln meiner Seele, welche Flucht
Der Zeit und Ueberdruß in ihr gezogen,
Ich fühl' es, glätten sich fast merklich aus.

(Er reißt eine Perle von seinem Kleide und gibt sie den Dienern.)

Nehmt diese Perle, wie sie theurer nicht
Venedigs schwimmende Muschel bergen kann!
Zerstoßt sie, schüttet sie in einen hohen,
Mit edlem Cyperwein gefüllten Becher!
Sey dies ein Zaubertrank, Geliebte, der
Auf lange Zeiten uns zusammenbinde!
Ich wag' es noch, Dir also zuzutrinken,
Wenn gleich die Jugend nur gewohnt ist, sich

Zum Zeichen des verliebten Uebermuths,
Mit solchen Scherzen zu vermählen!
(Er gibt ihr den Becher.)

Luzia.

Seht
Wie des Kleinods zerstoß'ne Ueberreste
Am Rand des Bechers sich in einen Kranz
Zahlloser Perlen sammeln! Ja, so soll
Auch jede Wohlthat Eurer Liebe, die
Ihr an mir übt, im Grunde meiner Seele
Zu tausend Wiederspiegeln sich verwandeln,
Zwar leer, und nur mit luft'gem Inhalt, aber
Ein Zeichen meiner Dankbarkeit, das Euch
Erfreu'n, das sich um Eure greisen Schläfe
Wie frische Blumenkränze winden wird!

Gratiano.

Heil diesem Bund, der an Venedigs Spitze
Ein unerhörtes Wunder stellt! Wenn sich
Ungleiche Jahre solcher Treu umpfangen,
Welch' schönes Beispiel gebt Ihr da für Alle,
Die gleichen Alters am Altar den Ring
Der Treue wechseln!

Paschale.

Und von dieser Stadt
Wird man jetzt sagen, daß sie nicht allein

Die mächtigste und reichste, sondern auch
Die treuste Königin der Meere ist!

Montenegro.

Ja, hätte wohl ein schöneres Geschenk
Für die erprobte Tugend, die Verdienste,
Die wohl verzinsten Jahre unsers Herzogs
Die Zeit aufsparen können, als der Unschuld
So anmuthsvolle Neigung? Glücklich der,
Der auf der letzten Steige seines Lebens
Noch einmal so im lachenden Muth der Jugend
Sich baden darf!

Marino.

O ihr erfahrnen Männer,
Ihr hattet Zeit, die Gaben des Geschicks,
Die wahre Gunst des Himmels zu erproben:
Wie wohl thut solcher Preis aus Eurem Munde!
Ich weiß, Ihr werdet dies mein Ehgemahl
Höchst werth und theuer halten; denn Ihr habt
Den ihr geleisteten geringsten Dienst
Bei meiner Würde selber angeschrieben.
Und nehmt zum Zeugniß dessen, wie ich hoch
Sie achte, diese Gnade, die ich Dir,
Mein holdes Kind, jetzt weihe, daß im Nu
Ich jedem Wunsche Deines Herzens, sey

Er auch der größte, der in meiner Macht liegt,
Vor diesen Männern g'nügen will!

Luzia.

Ach, wenn
Nach dem Maßstabe deß, wovon ich diesem
Moment ich sagen dürft', es fehlte mir,
Ein solcher Wunsch auf meinem Herzen drückte,
So wüßt' ich nichts, mein lieber Herr; — und doch
Vielleicht etwas, was aber so gering ist,
Daß ich mich schäme, solchen kind'schen Wunsch
Vor diesen Herrn zu äußern —

Marino.

Sprich, vielleicht
Besinnst Du später Dich auf Größeres;
Doch selbst dem Kleinsten, was Bedürfniß wäre
Für Dein bescheiden Herz, schaff' ich Gewährung.

Luzia.

Gewiß ich würd' es auch nicht nennen, Herr,
Wenn ich's mit ein'ger Sehnsucht nicht vermißte,
Und mich der Vorwurf träfe, daß ich im
Geräusch des heut'gen Festes es vergaß.
Es ist ein alter Brauch bei jungen Mädchen,
Den mir die Amme sorgsam eingeschärft,

Daß sie für die Vermählungsnacht des Abends
Vom Zauberkraut Reseda ein'ge Stauden,
Als Mittel gegen Böses, unter's Kissen
Des Bettes legen. Freilich schämt es mich,
Mit dieses kind'schen Brauchs Erwähnung jetzt
Das Lächeln dieser Herren zu erregen;
Doch fällt's mir schwer auf's Herz, daß auf den Steinen
Venedigs, wo kein Hälmchen wächst, wohl schwerlich
Um diese Stunde die Befriedigung
Der gutgemeinten Thorheit möglich ist.

Marino.

Warum nicht? Liegen an der Brenta Ufer
Nicht meine Gärten, die ein rüst'ger Arm,
Des Ruders kundig, noch zur rechten Zeit
Erreicht, um dann zurückzukehren, wenn
Des Festes lange Dauer und der Kerzen Schein
Zum Schlafe Deine Augen übermattet.
Und Dir zu zeigen, wie ich hoch Dich ehre,
So fodre Du den Jüngsten dieser Männer,
Die hier um uns versammelt stehen, auf,
Mit jenem Ehrendienste Dir zu huld'gen!
Wie gern verdiente Michaele Steno,
Der edle Ritter, sich der Schönheit Dank!

Luzia (zu Steno).

Verlieht Ihr wohl um so geringen Preis,
Mein Lieber, dieser abergläub'schen Schwäche
Die gütige Beruhigung?

Steno (kalt).

Ich glaube,
Erhab'ne Frau, daß Ihr dies nur im Scherz
Zu mir gesagt habt.

Luzia (sich weinend zu Marino kehrend).

O da hört Ihr's, wie
Ich höf'scher Sitten unerfahren, ohne es
Zu wollen, eben fehlte!

Marino.

Theure Luzia,
Mit Nichten; dieser edle Ritter will
Sich Deines Auftrags nur versichern,
Um in Erwartung schon den lieben Preis
Recht zu genießen. Ihr nehmt sicherlich,
Mein lieber Steno, von des Festes Freuden
Eine Stunde weg, besteigt die schönste Gondel,
Die unten am Pallaste liegt, und bringt
Aus meinen Gärten den verlangten Strauß?

Steno.

Wo denkt Ihr hin, mein Herzog? Würden
nicht

Die Edlen dieser Stadt mit Fingern auf
Mich zeigen, sich des Umgangs eines Ritters
Entschlagen, welcher Dienste für Euch that,
Die nur den Knechten Eures Soldes ziemen?
(Allgemeines Erstaunen.)

Marino.

Was spricht aus Dir? Vom Weine überwunden,
Etwa Vernunft, oder die Einflüsterung
Des widerspenstigen Senats?

Steno.

Nichts als
Die Ehre. Glaubt Ihr, daß man seinen Ruf
Verkauft um etwas, das, wenn ich bestimmte,
Was man in öffentlicher Meinung sagt,
Freilich mehr zu belachen wäre, als
Zu tadeln?

Marino.

Wie, Du häufest auf verruchte,
Gewissenlose Weigerung noch Spott?
Pochst, blasses Milchgesicht, Du schon darauf,
Daß Du zwei Jahre über Deine Unschuld
Hinausgelebt? Dir, dem im feuchten Munde
Noch halb von Ammenbrust die Warze steckt,
Will lächerlich erscheinen, was der Schmuck
Des kindlichen Gemüthes ist? Wie lang'

Ist's her, daß man die Armbrust Dir von Holz
Schon aus der Hand nahm, Dich mit Ruthen
peitschte,
Wenn Du des Nachts Dein Bett besudeltest?

Steno.

Es ist die schwächste Waffe, die ihr alten Herren
Der Jugend gegenüber führt, wenn ihr
Sie an die Zeit erinnert, die ihr selbst
Doch nicht habt übersprungen. Kam ich her,
Daß ihr am stolzen Namen meines Hauses
Den Geifer Eures Mundes wischet? Ha!
Für jede Kränkung, die mich trifft, werd' ich
An Euch schon eine wunde Stelle finden,
Die meine Rache brennend ätzen wird!

Marino.

Jegt ihn hinaus, den frechen Buben! daß er
Den Koth, den meiner Gäste Schuhe ließen,
Von dieses Hauses Stiegen kehrt!

Steno

(zieht den Degen; doch Gartiano, Paschale und Montenegro fallen ihm in den Arm).

Du alter,
Von kind'scher Thorheit schon bemooster Schädel!
Und was wollt ihr, elende Parasiten?

Setzt eure Ehr' an Knochenrest', um die ihr
Die Hunde dieses alten Narrn betrügt!

Marino

(indem Steno hinausgedrängt wird und dann in die Scene rufend).

Verflucht sey jeder Schritt, den Du je wagtest
Auf das Getäfel dieses Hauses zu setzen!
Nach der Dogana wunderbaren Pfeilern
Sollst Du hinaufschiel'n, ein gemeiner Bettler!
Anspeien wird Dich jedes Kohlenweib
Auf dem Rialto, daß Du von der Hochzeit
Marino Falieri's bist hinaus
Geworfen, wie ein falscher Würfelspieler,
Ein Dieb, der Kerzen von den Leuchtern stahl;
Gestäupt, weil Du den Dogen auf den Fuß
Getreten, räud'ger Hund!

Gratiano.

Beruhigt Euch,
Mein edler Herzog; diesen Uebermuth
Traf der verdiente Lohn. O ganz Venedig
Kennt dieses frechen Edelmanns Benehmen:
Es wird Euch danken, wenn Ihr Leidenschaft
Und böse Ausschweifung so straft.

Marino.

Ich fürchte
Mich nicht vor venetian'scher Neugier, die

Nun morgen diese Sach' aus einem Fenster
In's andere rufen, sie entstellen wird.
Was liegt mir an den schiefen Mienen des
Senats, der es verdient, daß ihn ein solcher
Ehrloser Schlag trifft? Warum dürfen Knaben,
Die noch so jung sind, daß sie ihren Degen
Lang nach sich schleppen, seine heil'ge Mitte
Zum Tummelplatze wählen?

Paschale.

Sey es mir
Erlaubt, inzwischen jenen Ehrendienst
Der Herzogin zu weih'n, für die Ihr einen
So tölpelhaften Boten wähltet, Herr!

Marino.

So recht, mein Freund!

(Paschale ab, dann zu Luzia.)

Du aber, schüchtern Herz,
Verzweifl' an zartem Mitgefühle nicht!
Der Menschen Seelen sind gar mannichfach
Gesaitet, und es scheint, als forderte,
Wie Instrumente, jede eine andere
Berührung; doch einfache Klänge, wie
Sie aufgezogen sind in Deinem herrlichen
Gemüth, verstimmt nur schlechte Absicht,
Vor der zu schützen meine Macht noch groß

Genug ist. Aber Alle, die hier stehen,
Gehorchen freudig Deinem Blick, dem stummen,
Bescheidenen Verräther Deiner Wünsche.
Jetzt kommt und werft auf's Neu', ihr theu-
ren Gäste,
Mit offner Brust Euch in den Strom der Feste
(Er geht mit Luzien in den Hintergrund. Die Uebri-
gen folgen, hinter ihnen einen Kreis schließend.)

Zweite Scene.

Vor dem Dogenpallast. Nacht. Die Fenster sind
erleuchtet.

Steno (allein).

Mein Grimm wirft mich zu Boden, denn wo nehm' ich Kraft her, ihm zu opfern, wie ich möchte? Diese unerhörte Beleidigung mir, der ich jeden scheelen Blick auf der Gasse zwinge, mir Rede zu stehen! Hinausgeworfen, wie ein Bettler, der zu unrechter Zeit um ein Almosen kommt! Ha, was flüstert mir die Nacht zu? Stumm und spottend sieht sie auf dies Elend herab. Als wollten mich die Sterne heimgelei-ten von einem alten Vormund, den ich um seine Mündel prellte, so ruhig winken sie. He,

Bürger Venedigs, wälzt Ihr in Euern warmen Ehebetten nach dem ersten Schlafe Euch auf die andere Seite, gähnend, um meiner zu spotten? O! ich möchte die Nacht aufschreien aus ihrem schwarzen Sarge, und das Schleiertuch des Himmels zum Verbande der blutigen Wunde nehmen, welche man mir geschlagen hat! Ja, dort von den Schlössern, welche sie mit falschen Schlüsseln erproben, schleichen furchtsam die Diebe weg, weil sie es fühlen, daß nun Tag anbrechen muß, daß etwas geschehen ist um diese Stunde in Venedig, was schnell zu schauen selbst die Sonne die Stunde ihres Aufgangs nicht erwarten kann. Ach, und doch möcht' ich, daß ewig Nacht bliebe, daß man nicht sähe, wie die Fetzen meiner Ehre mir am Leibe hängen. Kann ich sie je wieder zusammenflicken? Womit? Bei Gott, ich fürchte die Mütze des Dogen nicht, und werde seine weißen Haare um meine Faust wickeln, ihn wenigstens mit hineinzuschleifen in den Koth, in den er meinen stolzen Namen geworfen hat!

(Zieht sich in das Dunkel zurück.)

Cippo (aus dem Pallaste kommend).

Tragt mir eine Fackel nach, daß ich mei-

nem lieben Vetter seine verlorne Ehre suchen helfe! Wo steckst Du, Vetter? Wo hältst Du den Schiffbruch Deines guten Namens? Ehrliche, klingende Münze, man hat Dir so heiß gemacht, daß man den goldenen Feingehalt Deiner unübertrefflichen Tugenden ausschmelzen wollte! Es ist kein Traum, Krämer Venedigs! Wahrhaftig, es sind die Adelsbriefe im Preise gesunken und werden losgeschlagen an den, der am gröbsten ist. Ihr schnuppernden Markuslöwen, kommt und helft mir auf diesem einst weltberühmten Platze, jetzt aber dem Mordgetäfel der Ehre, meinen bis auf den Tod verwundeten Vetter suchen!

Steno (schüchtern hervortretend).

Ach, mein guter Cippo —

Cippo.

Das ist er: so spricht die gewesene Unschuld, wenn sie eine verhängnißvolle halbe Stunde beweint. Tritt hervor, Steno; man hat Dir Gewalt angethan. Fürchte Deine Anverwandten nicht!

Steno.

Ich danke der Nacht, daß meine Schamröthe nicht sichtbar ist.

Cippo.

Richte Dein Haupt auf! rücke die Mütze Deines Stolzes einmal auf das linke Ohr der Gleichgültigkeit! Mich schmerzt es, Dich so mit gebrochenen Flügeln auf dem Erdboden klatschen zu sehen. Es wäre Alles besser; aber da hatt' ich mich in den Netzen Fortuna's verfangen und würfelte in einem der hintern Zimmer um die eitle Gunst dieser Göttin. Erst in dem Augenblicke, wo die Einsprache meiner Faust zu spät kam, vernehm' ich Deine schnöde Verbannung und breche mir durch das Gedränge Bahn, um jetzt den Dolch Deiner Rache schleifen zu helfen. Siehe, dort werfen sich selber aus dem Hause heraus alle die, so für fallende Größe noch Mitgefühl haben! Hierher tretet und betrachtet, wie ein Hoffnungsstern bleich sieht, wenn sein Glanz zum ersten Male schnuppte! (Cornaro, Pesaro, Malfatti treten mit Fackelträgern aus dem Pallast.)

Cippo (wirft sich ihnen entgegen).

Bestürmt ihn mit eurem Mitleide nicht! Kein Ruhekissen für seinen Schmerz, auf welchem ihn eure Schmeicheleien einsingen wie Wiegenlieder! Nur zu gern hüllen sich solche junge Hänse ein in ihre Widerwärtigkeiten und

prunken mit ihren Trauergewändern, als wäre jede Thräne, die darauf gefallen, ein Edelstein, und unternehmen dann Nichts! Was sprecht Ihr?

Cornaro.

Nein, mein theurer Steno, wenn Dein Schwert beim Falle zerbrochen ist, so bieten wir Dir das unsrige an.

Malfatti.

Und bevollmächtigen Dich, so lange auf Rechnung unsres keuschen Namens zu leben, bis Du im Stande bist, wieder mit dem Deinigen zu zahlen.

Pesaro (ruhiger).

Es ist ein Ereigniß, das die Wohlfahrt unsres Staats bedroht. Wie konnte der Doge in der Weisheit seines Alters sich zu einer solchen That hinreißen lassen!

Steno (seufzend).

O ihr lieben Freunde! —

Malfatti.

Man hat mir gesagt, daß er zugleich gegen uns Alle, die wir bei der jüngsten Wahl in den Senat kamen, Schmähungen aussprach.

Cornaro.

Dieser Alte verrechnet sich, wenn er die Disciplin seiner Feldlager auf die Verwaltung des Staats übertragen will. Das spreizt sich mit seiner zähen Lebensdauer und wirft einem überall den schon verjährten Ruhm eines halben Jahrhunderts ins Angesicht. Wir wollen keine mit dem Kopf wackelnde Vergangenheit an der Spitze des Staats, keine Schwelgerei in bestäubten Erinnerungen, nicht die Laune eines alten Murrkopfes, der aus der Republik eine Aufwärterin machen möchte, die ihm die Kissen des Kopfes zurecht rückt und den Ofen heizt, an dem er seine gichtischen Füße wärmt!

Malfatti.

Deine Sache ist die unsrige, Steno! Wir überlassen Dir, die kleine Scharte Deiner persönlichen Ehre auszuwetzen, wenn Du es willst, durch einen beliebigen Anschlag; werden Dir aber eine Rache schaffen in dem Lauf, den das ganze Staatsschiff gegen den Willen seines übermüthigen Hauptmanns von jetzt an nehmen soll.

Pesaro.

Und doch handelt Ihr vielleicht zu eilig, gu-

ten Leute; bedenkt, daß wir eine weltberühmte Vergangenheit an's Ruder gestellt haben, den Schrecken unserer Feinde und das Unterpfand einer glücklichen Fahrt! Opfert dieser Rücksicht die kleine Unbequemlichkeit, welche die Nähe großer Männer immer verursacht, und überträgt hier eine Beleidigung, welche den jungen Nacken eines Neulings getroffen hat, nicht auf die Republik, als müßte sie der Schwertträger bei Steno's Rache seyn.

Cippo.

Schlecht gesprochen, Vetter Pesaro! aber vortrefflich für den Sohn einer reinen Jungfer, vortrefflich für ein so versöhnliches Herz, daß es die Republik Venedig mit dem Sultan vermählen möchte; vortrefflich für ein Insekt, das sich zwischen der Thür der Ehre und der Angel der Vorsicht zu klemmen versteht! Ihr werdet alt, guter Mann! Große Entschlüsse verursachen Euch kein Kopfweh mehr: die Haare, die von Eurem äußern Schädel fallen, braucht Ihr wohl, um drinnen die Wände des Gehirns zu füttern, daß Eure Gedanken hübsch weich liegen? Pfui, das sind morsche Worte, eben so verwittert als verwettert, Vetter!

Cornaro.

Haltet's ihm zu gut, Cippo: er hat des Wirths Gastgebot noch nicht verdaut und scheut sich, gegen ihn so lange Böses im Schilde zu führen. Wir sprechen mehr von dieser Sache; jetzt gute Nacht.

Pesaro.

Warum zählt Euer Verstand nicht weiter als eure Jahre, ihr jungen Leute? Euer Unfall schmerzt mich, Steno; doch wühlt in Eurer Wunde nicht, um sie zu vergrößern!

Malfatti.

Mit vergnügteren Mienen sehen wir uns wieder; gute Nacht, Steno!

(Diese drei gehen ab.)

Cippo.

Mein kranker Junge, das sind Schwätzer, deren Antheil nur Kampf gegen ihre angeborne Empfindungslosigkeit ist. Sie wollen nicht in den Ruf der Grausamkeit kommen. Aber Du sprichst nichts? sinnst auf Rache? Wo suchst Du sie? Haha, die ganze Welt ist Dir im Wege? Die Sterne rufst Du zur Hülfe? Das Weitläuftige, was man nicht erreichen kann? Nichts da von dieser unbestimmten, ohnmächti-

gen Leidenschaft, die sich bei der Unmöglichkeit Raths erholt, und um ein Fenster einzuwerfen, nach dem ganzen Kaukasus greift!

Steno.

Gibt es ein Gebiß, das stark genug für meine Wuth wäre, so nenne es; aber ich fürchte, schon der giftige Schaum derselben äzt es durch, zu Asche, zu Nichts, zu Etwas, was mir nicht helfen kann.

Cippo.

Geh hin, benage das Portal der Dogana! Hebe ganz Venedig mit den beiden Markussäulen aus den Fugen! Dort sind die großen Glocken der Campanile; nimm sie herunter und schenke sie dem Alten zum Hochzeitsangebinde, als Ohrgehenke für die junge Dogaresse! Wozu dieser kindische Grimm, der nur das Gelächter der Welt herausfordert?

Steno.

Du irrst, wenn Du glaubst, daß blos die empfangene Beleidigung meine Sinne so in Verzweiflung wirft. Nein, mich foltert ebenso der Anblick der Dogaresse, dies reizende Meisterstück der Schöpfung, das ich durch eine Weigerung, die mehr Verwirrung als Stolz, mehr

Gunstbewerbung als Mißachtung war, so elend kränkte, und daß Alles an mir, was in Leib und Geist für mich als Freiwerber bei ihr auftreten konnte, vor ihren Augen so schmählich herabgesetzt wurde.

Cippo.

Ich sehe wohl, Vetter, daß Du, statt einer Thorheit aus dem Wege zu gehen, ihr gerade entgegentrittst. Diese schnell aufgeloderte Leidenschaft ist eine schlechte Bundesgenossin für den Feldzug, dessen geheime Minen zu legen für mich ein süßes Ingenieurstück ist. Und dennoch überlege ich diesen wunderbaren Widerstreit des Interesse, und würde mich freuen, Dir durch eine und dieselbe Handlung ein zwiefaches Vergnügen zu verschaffen.

Steno.

Ach, noch jener verzweifelnde Blick, als mein tölpelhafter Stolz ihr einen Dienst der Liebe abschlug, blieb wie ein Sommerfaden an mir hängen. Es war nicht Haß, der aus ihm sprach, sondern eine flehentliche Bitte, so daß mein ganzes Wesen in zerschmetterte Erhörung zerfloß.

Cippo.

Doch glaub' ich nicht, daß Du darum mit verkürzter Ehre durch die Welt hinken oder gar aus dieser Neigung einen Stelzfuß machen willst?

Steno.

Nimmermehr, aber wie treff' ich nur den Adler, ohne die Taube zu verwunden, welche er in seinen Krallen hält?

Cippo.

Ich werde mit meinem Scharfsinn zu Deinem Besten eine Verhandlung anstellen und mich bemühen, das Grobe und Feine an dieser Sache richtig abzuwägen. Wenn die Menschen da am leichtesten zu verwunden sind, wo sie sich schämen, am wenigsten leisten zu können, so ist dies am Dogen seine possenhafte Liebe, diese Leidenschaft, die sich bei ihm um zwei Menschenalter verspätet hat. Stell' ihm einen Spiegel vor, wenn sich sein zahnloser Mund bemüht, jugendlicher Zärtlichkeit verliebte Schwüre nachzustottern! Peinige ihn mit Schilderungen männlicher Schönheit und lege in seinen unruhigen Schlaf die Eifersucht, nur einen Keim davon, so groß wie eine Erbse; glaube mir, sie

ist groß genug, um diese Wunde in fortwährender Eiterung zu erhalten! Wir überlegen dies Alles noch. Doch siehe, die Nachzügler des Festes verlassen jetzt das Haus. Wie überladene Gondeln schwanken sie auf dem Boden und suchen mit ihrem Fuße den Mittelpunkt der Erde, welche kreisförmig um sie herumtanzt! Herr Niccolo! versprechen die Sterne ein Hagelwetter? Er will nicht hören, dieser Schuft, der zugleich ein Glashändler und Fortunens verzogener Günstling ist. Er zählt die Goldstücke, die er im Spiel gewonnen. Ich drücke die Mütze in's Gesicht. Komm, Vetter, jagen wir dem Esel seine Beute ab! (Ab mit Steno.)

(Die Gäste, welche aus dem Hause mit Fackeln treten, zerstreuen sich allmälig, sich gute Nacht! zurufend.)

Marino und Luzia erscheinen an einem hellen, offenen Fenster und lehnen sich an die Balustrade desselben.

Marino.

Dort gleiten unsrer Gäste Fackeln über
Den stillen Golf wie hüpfende Irrlichter!
Wie selten wurde mir das Glück zu Theil,
In solcher Ruhe das geschloss'ne Auge,
Das leise Athmen der im Traum befangnen

Natur zu überraschen! Rissen doch
Des Lebens Stürme mich im ewigen Taumel
Dahin, so daß ich keine andre Stille
Im Leben je gekannt, als die des Schlachtfelds.

Luzia.

Gewiß habt Ihr den Himmel stets geliebt,
Daß er für dieses hohe Alter noch
Mit soviel reichen Gütern Euch gesegnet?

Marino.

Wie das so kam, mein Kind; gar ungestüm,
Hoffärtig war ich stets; mich hatte fast
Das Glück verwöhnt. Und was der gute Wille
Auch aufgerichtet, das zerschlug der Ruhm.
Wie selten gab der meinen Willen frei!
Der Ruhm ist ein unruhiger Besitz,
Der sich nicht in die Truhe legen läßt,
Der auffährt, Meister seines Herrn wird, und
Dich zwingt, vor ihm Dich selber zu verbergen;
Ein Kapital, an alle Welt verborgt,
Das Du von Niemand wieder fordern darfst.

Luzia.

Noch eh' ich Euch von Angesicht gesehen,
Hört' ich von Euren großen Thaten gegen
Die Heiden und den Feind der Republik.
Nun tret' ich mitten in die Wunder ein,

Vertiefe mich in sie, wie in ein Buch,
Das uns von alter Heldenzeit erzählt.
Was wäre schöner, als Vertraulichkeit
Mit solchem Ruhm!

Marino.

Ich sage umgekehrt,
Daß Deine Liebe wie ein Lichtstrahl in
Die große Wirrniß meines Lebens fiel.
Die dunkeln Massen langer Thätigkeit
Zertheilen sich, und wenn ich davon rede,
So reihen an dem Faden Deiner treuen
Geduld sie sich zu Perlenschnüren auf,
Zu einem Schmuck für Dich. Ich wünschte wohl,
Daß ich noch lange so am Ziele stände,
Rückblickend in vergang'ner Tage Traum,
In eine Zeit, die, wenn sie Glück ist, jetzt
Erst hell und rein wie eine Sonne scheint.

Luzia.

Legt meine Jahre zu den Euren zu,
Und theilt dann diese Zahl, so gleichen wir
Uns wechselsweise aus, und können wohl
Noch manchen schönen Lenz begrüßen!

Marino.

Ja,
Man sagt wohl, daß mit solchem jungen Blut,

Wie Du es bist, das Alter sich noch einmal
Auffrischt und neue Lebenskraft gewinnt.
Doch wahr' es Gott, daß eine Spanne Zeit
Dir deßhalb fehlen sollte. Zahl' ich der
Natur den schuldigen Tribut, nun, Kind,
So lüfte dieses Hauses dumpfe Räume,
Verscheuch' mit grünen Mai'n die Grillen, die
In Spinnenweb und altem Winkelwerk
Sich nisteten, als Reste der nun endlich
Zu den Vätern heimgegangenen Grämlichkeit,
Und lebe fröhlich dann auf eigne Hand!

Luzia.

Ihr kränkt mich, theurer Herr.

Marino.

Laß dies der Zukunft,
Die klein genug seyn wird, um unsre Neugier
Nicht allzusehr zu pein'gen, liebes Kind!
Doch fühl ich, kräuselt schon der Morgenwind
Des Golfes Wellen auf, nimm gute Nacht!
Auf Deinem Lager ringe mit dem Gott
Des Traums; denn keine andre Welt ist's doch,
Der Du Dich angetraut, als Phantasie,
Und eines Mährchens fabelhafter Glaube.
Der neue Tag weckt Dich zu neuen Festen!

Luzia.

Für Alles, was Ihr heute mir gebracht,
Nehmt meinen Dank und eine gute Nacht!

(Sie treten zurück und der Vorhang des ersten Akts fällt.)

* * *

Die Geschichte des später hingerichteten Dogen Marino Faliari ist bekannt. Aus Aerger über die geringe Strafe, die der Senat gegen Steno aussprach, verschwor er sich gegen des Senats fernern Bestand. Grade durch seine Frau wurde aber, da sie einen der Senatoren zu retten wünschte, das Complott unvorsichtigerweise verrathen und der Doge hingerichtet.

Die dramatischen Elemente dieses Stoffes springen in die Augen; auch sind sie mehrfach schon verarbeitet worden. Lord Byron war mit seinem Trauerspiel nicht glücklich. Man kann seinen Marino Faliari nur eine sehr mittelmäßige Dichtung nennen.

Eine größere Einheit des Stoffes schien mir daraus hervorzugehen, daß man Steno zum Anbeter Luziens macht. Sie braucht ihm nicht

mehr Theilnahme zu schenken, als Emilie Galotti dem Prinzen, den sie auf die Länge zu verschmähen nicht mehr die Kraft zu haben fürchtet. Vielleicht, daß diesem ersten Akte noch einmal die vier andern nachfolgen.

G.

Hamlet in Wittenberg.

Dramatische Umrisse.

Erste Scene.

Offner Platz in Wittenberg.

Studenten sitzen auf und an den Tischen in der Runde. Hamlet und Horatio unter ihnen. Am äußersten Ende Faust mit seinem Hunde.

Die Studenten.

Hamlet hat Geld!

Hamlet

(vor dem ein Haufen Goldes liegt).

Endlich! — zieht die Röcke aus! Simson's Goldfüchse brechen in die Felder der Philister. Es sind in Altona geprägte, je zwei und zwei in Eins gekoppelte Doppelfriedrichsd'ore!

Einer.

Es war die höchste Zeit: nämlich für Deinen ziemlich abgeriebenen Sammtkittel, Hamlet!

Anderer.

Was schaden Löcher! Aber leider sah man durch sie durch, wie der Kronprinz von Dänemark kein andres Hemde anzuziehen hatte, als seine eigene Haut.

Hamlet
(baut die Goldrollen übereinander auf).

Ich will Euch einen Begriff von der Krone meines guten alten Vaters machen. Seht, zuerst dies ist der Reifen, der die Stirn bedeckt; Ihr müßt ihn mit etwas Sammt ausstaffirt denken! Drüber wölbt sich der Deckel, in welchen alle Königsköpfe unserer Dynastie passen müssen; dann ein Knauf mit einem Kreuz, von wo in einer hervorspringenden Krümmung allgemach vier Ränder zur Stirn der Majestät heruntergleiten. Der Rand zeigt nach Schleswig, der nach Holstein, der nach Norweg und der nach Island hin.

Senior der Hanseaten
(greift in das Spiel Hamlets hinein und zieht eine volle Hand zurück).

Aus dem einen Horne, Hamlet, das sehr passend das rindviehreiche Holstein vertritt, brech' ich mir einige fette Weideplätze am Sachsenwald

fort. Ich kann nicht anders. Du bist unserm Corps mit Haut und Haar verschuldet.

Senior der Märker.

Gib mir Schleswig, Kronprinz, und decke damit wenigstens die Zinsen von all der Kreide, die Du am Schuldenbrette unserer Couleur noch stehen hast.

Senior der Sachsen.

Hamlet, verzeih, wenn auch ich den Augenblick wahrnehme, wo Du klingender, als mit Achselzucken und gerittenen Wechseln zahlst. Ich nehme nur Norweg.

Senior der Lausitzer.

Ich, wenn Du nichts dagegen hast, Island, das letzte Thule, diesmal aber denn doch keine Fabel!

Horatio.

Zum Teufel! gebt das Geld zurück! Respektirt wenigstens die Krone, die Hamlet einst tragen wird, wenn auch nur in ihrer Copie!

Hamlet.

Laß sie, Horatio! Könnt' ich die Zukunft selbst so von mir schenken, wie dies ihr Symbol! O Gott, in jeder Perle, in jedem Edelstein des königlichen Schmuckes wird eine Thräne des

Volks sich spiegeln. Du lachst, Horatio? Weil ich mit Diamanten und Sentiments um mich werfe — was behalten wir übrig?

Horatio.

Der Rest würde kaum ausreichen, eine Wäscherin zu bezahlen, wenn wir nicht gewohnt wären, unsere Lappen selbst in der Elbe zu waschen.

Hamlet.

Also immer noch den Schläger wetzen und im Busche dem Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe zieht, auflauern. Ich muß doch sagen, ein schlechter Ritt, zu dem wir den Pegasus anschirren!

Horatio.

Wir spielen wahrhaftig die ruppigste Rolle in ganz Wittenberg. Umzichtig brauchen wir beide ein Hemde, und wie lange wird's auch damit dauern? Wenn wir wieder in den Busch gehen und uns vor den Hunden des Voigts die Füße wund laufen, so müssen wir's vielleicht gar zum Verband zerschneiden. Unser Schiff wird immer lecker, Hamlet; wir werden mit Mann und Maus zu Grunde gehen.

Hamlet.

Wir sollen hier römisches Recht und luther'sche Dogmatik treiben, damit wir einst ob Dänemarks grünem Inselreiche mehr als Philosoph, denn als König herrschen. Und was wir lernen, was ist's? Nichts, als die Kunst, sich doch satt zu essen, wenn man auch in der Tasche blos Löcher hat.

Horatio.

Gott, ich sehe Polonius noch, wie wir, bepackt mit schmalem Ränzel, von Helsingör Abschied nahmen. Vom Meere wehte ein frischer Zugwind, und unsere weißgewaschenen Hemdkragen klatschten uns lustig um den Hals. „Kinder!“ sagte der alte Narr, „Entbehrung würzt das Leben! In jungen Jahren Milch, in alten Wein! Wer früh den Werth des Geldes kennt —“ und was dergleichen verfluchte Redensarten mehr der alte Geck immer im Mund zu führen pflegt. An dem hochgehängten Brodkorb sieht man's, sie wollen noch immer mit uns Schule halten.

Hamlet.

Ich breche aber durch. So laß ich mich nicht gängeln! Eine um diesen Preis erkaufte

Krone mag ich nicht! Wenn man ein Uebel hat, so wäre man ein Narr, wenn man sich mit ihm nicht erträglich abfinden wollte. So fang' ich auch schon an, Süßigkeit aus meinem Elend zu kosten, und mich auf dem Strohbett meiner Armuth wohlbehäbig auszudehnen. Verkümmert mir nur den königlichen Sinn, knickt die Adlerflügel, und schneidet mir aus den Tatzen die Fänge weg, die nichts zu fangen haben! Zwingt mich nur, mit dem Bäcker Gevatterschaften einzugehen, Männer, die nach Verdauung riechen, zu küssen, und Hände zu drücken, die immer einen feuchten Schweiß an sich haben! Dann werdet ihr aber auch einst mit eigenen Augen sehen, wie bei der Krönung Hamlet sich mit dem Hermelin die Nase schneuzen wird.

(Faustens Hund dreht sich mit wunderlichen Krümmungen um Hamlet.)

Horatio.

Pestilenzialischer Geruch hier!

Hamlet.

Was menschlich ist am Königthume, was lind wie Balsam in die Wunden des Volkes trieft, das liegt nur im Glücke der Majestät,

in ihrem ewig gleichen, wolkenlosen Lebens-horizonte. Nur daraus, daß man besitzt, kann man das schätzen lernen, was Andre entbehren. Wer die Armuth selbst theilt, dem wird der Schrei derselben mit der Zeit so gewöhnlich, wie die pickende Uhr. Allmälig wird er die Trommel seines Ohres mit einem Stierfelle überziehen. Ihr laßt mich die ungeheure Länge des Lebensfadens studiren und lernen, als Philosoph bei den Thränen der Wittwen kalt zu bleiben. Als König werd' ich den Armen sagen: daß sie das Blau des Himmels erblickten, wäre ja immer noch eine Wohlthat für sie, die sich nicht aufwiegen lasse.

(Der Hund schmiegt sich dicht an Hamlet.)

Horatio.

Mir knackt es in den Fingern — stinkt ja hier wie Schwefel — daß dich! — ich glaube gar, die Luft fängt aus sich selbsten Feuer.

Hamlet.

Was soll ich ein König werden, wenn ich die Kunst, ein Mensch zu seyn, hier zu lernen — hungre. Eine Krone, ein Mantel, ein Aufzug aus der Garderobe auf einem Pflock thut's auch. Wenn mich hungert, bin ich wie Esau,

und verkaufe um eine Schüssel Linsen mit gebranntem Mehl von Herzen gern das Recht der Erstgeburt. Ihr wollt in Helsingör nur meinen ausgehungerten Schatten haben? Nun, so rett' ich meinen, Gott sey Dank! noch antastbaren Leib, wandre von Hof zu Hof in meinem schlechten Kleide, hänge die Cither um, und singe für ein Nachtquartier, für einen Trunk aus dem Pokal, der an der Tafel kreist, die schönen Lieder meiner Heimath: die Eddawunder, wie Sigurd den Drachen schlug, wie Baldur starb und wie die hohen Asen selbst ihr Schicksal tragen müssen nach dem Wind, der in dem Laub der Norneneſche flüstert!

Horatio.

Halt Dir das Vieh vom Leibe!

Faust (zum Hunde).

Kusch! Prästigiator!

Hamlet.

Der Hund hat Lust an mir —

Horatio.

Was schnuppert er an Deinen Lenden?

Faust.

Das gute Thier schmeichelt sich gern bei fremden Leuten ein — (bei Seite zum Hunde)

verfluchter Zottelpelz, wirbst und reibst um Jedermann herum — ja stiere nur, Satan —

(Er stößt ihn — der Hund knurrt.)

Studenten.

Ihr seyd der Taschenspieler Faust?

Andere.

Der Tausendkünstler, der, wie unser Herr, aus Wasser Wein macht?

Andere.

Faust, der Köpfe abschlägt, und sie ohne Fährlichkeit wieder anleimt?

Horatio.

Gebt uns doch ein Stück zum besten, wie Ihr dem Kaiser Maximiliano einst in Inspruck den großen Alexandrum und dessen Gemahlin fürgestellt habt! Teufel auch! Dem Kaiser standen die Haare zu Berge, als er ganz verlegen der Macedonischen Majestät, die ein winziges Männlein mit rothem Barte war, die Hand bot.

Hamlet.

Weckst Du nur Todte?

Faust.

Auch Lebendige. Aber was wollt Ihr Geister! Ihr jungen Bärte habt noch die ganze,

frische, in ihren thauigen Reizen strahlende Welt! Laßt die Gespenster, die ich aus Verwesungsstaub destillire, mürben und abgestorbenen Begierden! Fordert Lebendige!

Horatio.

Macht, macht!

Faust.

Da Ihr's wollt, wohlan! Aber ich thu' es gezwungen, wie Proteus, da er weissagen sollte.

(Die Scene füllt sich mit Rauch und Nebel.)

Horatio.

Ich glaube, aus dem Pudel kömmt's heraus.

Studenten.

Irgend muß es brennen. Schwarzer Qualm ergießt sich in langen gewundenen Locken von einem Herde, den man nicht sieht.

Horatio.

Rothe Funken knistern. Die Wolke malt sich immer blauer, heller, prächtiger, als ginge hinter einem Transparent die Sonne auf.

Faust.

Heus, Heus, Mephistophele! In der Weihenacht St. Andrä hält sie Wacht; löset und bindet Knoten der Liebe, ob, wen sie treu erfindet einmal und zweimal, es auch noch bliebe,

wenn sie zum drittenmal das Schicksal zitternd befragt. Lösche das Licht am Herd und reiß' sie weit über die See, Heus, Heus, Mephistophele!

Studenten.

Ein Bild! Ein Schatte! Kein bunter Schatte — es leibt und lebt.

Hamlet.

Horatio!

Horatio.

Ein reizendes Phantom!

Hamlet.

Die schlanke Hüfte! Ihr blaues Auge! Ihr lockig Haar, das sich in blonden Wellen vom Scheitel auf den Busen niedergießt. Sie ist's, Horatio —

Horatio.

Sie grüßt — sie lächelt.

Hamlet.

Ophelia! Unschuldsspiegel, von unserm unreinen Athem angehaucht, erblinde nicht!

Horatio.

Sie weicht zurück; die Farben bleichen aus.

Hamlet.

Nein, o Luft, ich halte dich, täuschender Versteck!

Horatio.

Den Zauber rissest Du ein, weil Du sie nanntest — sie sinkt in Nichts zusammen — da — da — die Gaukelei! Was, Satanspossen!

Studenten.

Da reitet er fort.

Andere.

Halloh, folgt ihm nach!

(Faust reitet auf dem Hunde durch die Luft fort. Die Uebrigen stürzen ihm nach.)

Zweite Scene.

In einem entlegenen Theile der Stadt. Nacht, nur ein einzelnes Fenster an einem kleinen Hause ist erleuchtet.

Hamlet.

In dieser Gegend — sagte man. Hier finde sich Einer nur zurecht! Ein graues Häuschen — Ja, der Rauch der Nacht macht Alles grau. Nicht eine Seele hör' ich — Da huscht eine Fledermaus — was Teufel, sie setzt sich in die Feder des Barets — st — st — so — sieh

ein Licht! Ich will doch näher gehen. Ja, das ist er drinnen — welch ein räuchrig Hexen-inventarium steht an den schwarzen Wänden — still — man spricht; es sprechen Zwei — Ich sehe den Andern nicht. Nur der Hund liegt am Kamin und wärmt sich die Schnauze. Ich sehe wahrhaftig Niemand weiters in dem Loch, und doch hält man deutlich Zwiesprach. — Mir graut — Ich will doch lauschen, eh' ich poche. —

Von drinnen.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Ich warb für Dich: von jener Opfer Last,
Die keuchend Du zu tragen hast,
Ist immer noch Dein Rücken nicht gebogen!
Du bist ermattet, Teufel, sprich, ist das,
Was Du vollbringst, Dein eigner Haß?
Ist es ein Andrer, der auch Dich betrogen?
Ich bin Dein Erbe, kann nicht mehr zurück,
Mir nützt es nichts, doch möcht' ich gerne wissen,
Bist von der Hölle Du ein einzeln Stück,
Das sich vom Ofen glühend abgerissen?
Bist Du ein Knecht, bist Du der Hölle Fürst,
Fühlst Du die Gluth selbst, die Du Andern schürst?

Mephistopheles.

Ob ich ein Schnupftuch brauche, willt
Du sagen, das die Rührung stillt,
Wenn von den Menschenpinseln,
Die mein sind, manche kläglichst winseln?
Ob ich Maschine bin, ob Dilettant,
Ob ohne Kopf, nur eines Andern Hand,
Ob ich wohl gar einst Mensch gewesen,
Und dann als Spreu aus Euerm Korn gelesen —
Nein, glaubt! 'nen Mann, wie Euch, den ehrt man schon:
Ich bin der Fürst der Hölle in Person.

Faust.

Die Menschheit ahnt's, daß hinter Deinem Thor
Auf Reue lauscht kein gnädig Ohr,
Und läßt Dich auch geboren werden
Nur aus Dir selbst, gibt keine Mutter Dir;
Wir wissen nicht, aus wessen Brüsten
Du sogst die unersättlichen Gelüsten:
Großmutter nur, die alte Sieben,
War's die mit Borsten-Haaren ihres Kinns
Aus Zärtlichkeit Dich manchmal wohl gerieben.
Am Ofen schnarcht dabei ihr Kater Hinz,

Die Spindel schnurrt — den Faden feuchtet sie
Mit Rotz, den ihr das fries'ge Auge lieh.

Mephistopheles.

O humoristischer Thor,
Du ziehst die bunte Farbe
Dem grauen Rock der Wahrheit vor,
Und sprengst mit einer witzigen Raketengarbe
Das in die Luft, was zu verstehen
In Deinem Hirn es mangelt an Ideen.
So wisse denn, warum Großmutter
Und nicht, die mich gebar, als Bildungsfutter,
Womit man flügge Phantasieen kirrt,
Von Ammen Euch geschildert wird.
Ich bin der Seufzer, den die Creatur
In monderhellten linden Sommernächten,
Allein vernehmbar den Gerechten,
Ausstößt, der Thränenthau der Flur,
Der aus der siedenden Materie Brei
Zuweilen leise ausgestoßne Schrei;
Gott schuf mich, und er selbst zerstört
Mich wieder, wenn ich kaum verjährt.
Er setzt mir nach, er läßt mich nirgend harren,
Und mich zu einer kalten Form erstarren.
So bin ich nichts als nur sein eignes Beben,
Wie er sich schüttelt, wenn er seine Kraft

Als Stein am Stahle Leben
Erprobt und sprühet, spricht und schafft.
Gebornes bin ich nicht, von Gotte Zeuge nur
Und bloße Zeugung ausgespritzt in die Natur.
In Allem find' ich meinen Vater,
Berg, Thal und Luft ist meine Mutter,
Und daß Erkleckliches ich nicht verhehle,
Besonders ist's die Menschenseele.
Nun weißt Du, wer mich leben macht,
Wer mich geherzt, geküßt, belacht;
Und wer aus meinen allerliebsten Augen,
Sich einen ganzen Himmel weiß zu saugen.
Großmutter aber sitzt, gekauert
Wie eine Schlang' am letzten Loch der Welt,
Das alte matte Auge lauert,
Ob Demiurg das thut, was sie bei ihm bestellt;
Und wenn Gott just nicht pirscht in dem Reviere,
So öffnet sie mir wohl die Thüre,
Und läßt verstohlen mich zu sich herein,
Dann schenkt sie mir ein Gläschen tausend-
jähr'gen Wein,
Und packt mir alle Taschen
Mit Kuchen voll und Zuckerwerk zum Naschen.
Dafür muß ich ihr dann den krummen Rucken
Aus Dankbarkeit ein wenig jucken.

Faust.

Du mischst Dich in das Göttliche, Du Quark,
Und thust, als wär' der Erde Mark
Mit Deinem Schlamm versetzt, als knetest Du
Den Sauerteig zum Brod des Himmels zu.

Mephistopheles.

Nenn' zwischen Höll' und Himmel mir den
Damm,
Den Ort, wo Gut' und Böse sich zerklüften!
In das Erhabne, wie in einen Schwamm,
Saug ich mich ein mit meinen süßen Giften.
Ich ziehe Gottes Mantel an,
Frisir' mein Haupt mit des Olympiers Locken;
Auf leisen wollnen Socken
Schleich' ich zur Schwärmerei heran,
Und bring' durch ein'ge salbungsvolle Sprüche
Die arme Seele in die Brüche.

Faust.

Ich sah es heut' —

Mephistopheles.

Woran?

Faust.

An jenem Dänen.

Mephistopheles.

Den jungen Hansen wollt' ich spänen

Vom Euter milchiger Doktrinen.
Das hat so blaue, blonde Frühlingsmienen,
Das ist im ew'gem Stolz, in Hochmuth und
Allarm
Und kitzelt nur dem Teufel unterm Arm.

Faust.

Wie glücklich war er nur, als wir Opheliens
Schatten
Ihm vorgezaubert hatten.
Er glaubt' an die Gespenster.

Mephistopheles.

Still, still, da lauscht das junge Blut am
Fenster.

Dritte Scene.

Faust's Herberge. Von Innen.

Faust, der Hund, Hamlet (pocht draußen).

Faust.

Wer sucht mich in so später Nacht? Herein!

Hamlet (tritt ein).

(Für sich.) Behüt mich Gott, ich sehe wahrhaftig nur Einen. (Laut.) Mein Lieber, Ihr habt auf dem Markte so verwundernswerthe

Dinge besprechen können, daß ich Euch bitte, mir dasselbe Weib, was wir sahen, zum andern Male vorzuzaubern.

Faust.

Möchtest Du nicht lieber Pygmalion seyn, der aus einem Stein einst Leben schuf, und von mir die Formel jener geheimnißvollen Schöpfung lernen? Dies wäre eines lernbegierigen Mannes würdiger, als der Kitzel bloßer Neugier, den Du von mir verlangst.

Hamlet.

Ich nehme Deine Meisterschaft als ein Wunder, dessen Erklärung mir keine unruhige Stunde machen soll. Ich will nur Ophelien wiedersehen, und jene fröstelnden Schauer über meinen Nacken rieseln fühlen, die zwischen Furcht und Wollust eine so unaussprechliche Mitte halten.

Faust (für sich).

Die lallende Kindheit! Sein unnachdenkliches Wandeln an einem Abgrunde, den er nicht sieht, diese naive Empfindungslosigkeit gegen das, was mit helleren oder dunkleren Farben auf den Teppich der Wesenheiten aufgetragen ist, bringen mich in Empörung. So sol-

len die Geister der Unterwelt sich selbst in Deine Arme werfen und ein Maal auf Deinem Körper zurücklassen, daß Du in ewiger Unklarheit seyn wirst, welches Deine Heimat ist!

Hamlet.

Besinnt Euch nicht! Laßt die Elfen ihre klingenden Tänze beginnen und zieht von dem unsichtbaren Reiche der Geister die verhüllende Decke weg!

Faust (mit dem Zauberstabe).

Heus, Heus, Mephistophele! Sprenge die nächtlichen Felsen und öffne dem lechzenden Auge ein Thal, lieblich beschienen vom Staub des rollenden Sonnenwagens! Laß über einen blumigen Wiesenplan sich das Dach der schattigen Rebe strecken und deren zarte Ranken das Haupt eines Weibes küssen, das Du kennst. Pfeif' auf einem Lindenblatt und locke die Vögel des Waldes, daß sie die üppigen Verschlingungen Deines Werkes beleben, daß sie die Schnäbel wetzen zu süßen Präludien süßrer Zärtlichkeiten! Mach' den Schluß, heus, Mephistophele!

Und es geschieht also.

(Faust und der Hund sind verschwunden.)

Hamlet. Ophelia.

Hamlet.

Ja, sie ist's, Ophelia! Die weiße Lilie, beschienen von dem glühenden Roth der Muskatellertraube! Ob ich ihr nahe? Mein Fuß zögert aufzutreten; denn ist dies nicht Alles die verwirrte Täuschung meines Auges?

Ophelia.

Grüß Dich Gott, Hamlet!

Hamlet.

Grüß Dich Gott? Sie ist kein Schatten der Hölle.

Ophelia.

Du bist stolz geworden, Prinz! Und so blaß, das Auge trocken, wie verdurstend. Hat Dir draußen Niemand die Furchen von der Stirn geküßt? Nur die Lippen scheinen die Canäle des heißen Blutes geworden zu seyn; sie schwellen wie die Kirsche, die zu zerspringen droht.

Hamlet.

Es ist Opheliens Stimme; aber ihre Worte verrathen die Blume nicht, die feuchte Perlen weinte, wenn man sie nur ein wenig hart ritzte.

Ophelia.

O Hamlet, befrage den ganzen Hof, ob ich je eine Vergessenheit Deines theuern Namens verrathen habe! Auf meinem Herzen trug ich die Angedenken, die ich in der Stunde des Scheidens aus Deinem Haare schnitt, wohl gezählt, zwei hundert sieben und fünfzig blonde Seidenfäden.

Hamlet.

Jetzt erst erkenn' ich sie. Diese kindische Naivetät steht ihr reizend schön, und verräth mir all die holden Schüchternheiten, die bei den ersten Küssen an ihr aufflatterten, wie ein Schwarm verjagter Tauben. Sie ist's; aber wie umgekehrt — Lockender als je ist diese Stimme — Ophelia, nun den Kuß des Wiesehens! (Ophelia verschwindet.) Da ist sie hin! Ich bin wie Ixion, und habe statt der Juno eine Wolke im Arm.

Geisterstimmen.

Seht, seht, er stürzt dem Schatten nach, wie berauscht von einem Liebestrank. Seine heiße Sehnsucht sengt das frische Grün des Feldes gelb. Immer enger, enger schieben sich die Hügel zusammen, und die Hindernisse, die

unter seinen Füßen wachsen, hemmen den stürmischen Lauf. Hamlet! Hamlet! Wahnsinnverblendeter! Dort ist Ophelia! An dem hohen Fenstergitter des Thurms flattert und weht ihr Schleier. Sie winkt. Sie weint. Sie streckt die Hände, die hülflosen, gefesselten Hände aus nach Dir; rette sie!

Hamlet

(vor einem Thurm in einer finstern Gegend).

Mein Athem schwindet. Ich hörte von Männern, die heimlich liebebezaubert sind, daß man Johanniskräuter in ihre Schuhe legt, und sie zu laufen zwingt, laufen, laufen Meilen weit, um mit dem triefenden Schweiß das Gift, das ansteckende Gift der Liebe, recht in ihren Adern heiß zu sieden. Das Bild will mich nicht verlassen und lächelt mich aus Busch und Baum mit so anmuthsvollen Zügen an, daß ich hinsterbe im Verlangen nach Dir, Ophelia!

Ophelia

(oben am Fenster des Thurms).

Wer ruft mich? Bist Du es, Hamlet?

Hamlet.

Hinter dem eisernen Gitter schimmert es weiß.

Ophelia.

Mir ist's, als wär' ich auf Greifen durch die Luft geflogen; aber es war nur mein Vater, der mich aus Deinen Umarmungen riß und in diesem Thurme die überquillenden Gefühle büßen läßt. Du bist es doch, was unten zwischen den Gebüschen geht?

Hamlet.

Ich hör' eine weibliche Stimme, etwas tiefer, als die Opheliens ist. Sollte sie selbst jenes weiße Schimmern seyn?

Ophelia.

Nimm diese Blume, Hamlet, die ich hinunterwerfe, und drücke sie an den Stein, so wird er überall weich werden und Dir sein Ersteigen erleichtern.

Hamlet.

Was fällt dort? Ein Hasenschwanz — aber sieh, die Mauer weicht, wenn ich mit dem Dinge drücke. Ich steig' in die Nischen. Sie ist's. Ich klimme hinauf zu Dir, Ophelia! Da — da — faß meine Hand — hilf mir, lächelndes Bild! Ophelia! wo ist sie?

Geisterstimmen.

Wo er sie faßt, gerinnt die Luft in Nebel.

Nur dem Gelüst, nicht der keuschen Liebe, hält der Zauber Stand. Seht, seht, wie sich die dunkeln Schatten der finstern Schlucht allmälig erhellen, wie unter Hamlet, dem unablässig steigenden, sich das alte Gemäuer in Marmortreppen verwandelt! Tausend Lichter werfen ihre blendenden Strahlen auf die glatten Wände eines Pallastes, dessen Echo's von den Tönen einer verführerischen Musik widerhallen. Dort von den Säulen ergießt sich ein Strudel tanzender Paare, rechts ein andrer, ein dritter, — o wie die Lust den Fuß beflügelt! Wie sie schnell vorübergleiten und sie sich winken lächelnd, mit rosigem Lächeln. Hamlet! Hamlet! Du zauderst?

Hamlet
(auf einem rauschenden Feste).

Ich fasse blind hinein, in die Reihen der Mädchen, weil ich sie überall zu sehen glaube, die ich suche. Ich schwinge mich einen Augenblick in den wonnigen Reigen und sehe dann die Täuschung. Ah, dort rauscht ihr Gewand!

Ophelia.

Wie ihm die Lichtstrahlen immer den Staar

stechen, und er immer wieder erblindet! Er sieht mich überall und täuscht sich überall.

Hamlet.

Beflügelte Libelle, weile! Das ist sie nicht — das — das — Ophelia, flieh in die Schatten jenes Gemaches!

Ophelia.

Wühle nicht so in meinen Locken, Sturmwind! Still! still! Laß die Quelle, die aus jenem Becken rieselt, sich murmelnd in das Geflüster unserer Liebe mischen! Hamlet! Du Rasender! Du hast keine Worte mehr, nur Seufzer. Ich zittre: Hamlet! —

Geisterstimmen.

Der Vorhang fällt. Die Geigen weinen nicht mehr; die Töne des Hornes verschwinden in das Rauschen des Waldes. Alles wird dunkel. Nur wir, wir, die Zeugen der Natur, decken leise den Vorhang auf und lauschen, wie sie sinken und sich heben, — ach, ach! wir spitzen die kleinen Augen vergebens; vergebens, wir sehen nichts, nichts als die Nacht und das undurchdringliche Chaos.

Faust's Herberge.

Faust.

Er schläft noch immer, der gute Thor. Er weiß nicht, daß er in den Armen der Hölle schläft.

(Hebt den Vorhang des Bettes zurück, wo Hamlet neben dem Hunde liegt. Der Hund kriecht wedelnd zu Faust herunter.)

Pst! Stör' ihn nicht, Satan, aus seinem Himmelstraume. Er wird nun hingehen in die Welt, zerrissen, unkräftig, nur lebend in dem Schatten, den er wirft. Alle seine Worte werden an dem haften, was er flieht, und seine Entschlüsse werden grade daran scheitern, womit er sie auszuführen sucht. Wie ein schwankes Rohr wirst Du hin und her gewiegt werden, armer Knabe! Du wirst den Himmel zu umarmen glauben, und nie ahnen, daß die Hölle Dir einen unvertilgbaren Fleck wie einen Stempel aufgedrückt hat. Diese Bewußtlosigkeit aber und Unklarheit wird Dich retten; ja, das, was Du der Hölle verdankst, wird Dich dem Himmel erhalten.

Die Sonne langt schon über den blauen Rand der Fichtenwälder herüber. Der Hahn

krähet zum Zweitenmale. Es ist Zeit. Draußen wird es laut. Fort, fort!

(Faust und der Hund verschwinden.)

Stimmen draußen.

Hamlet, Hamlet!

Horatio (draußen).

Hier ist die Thür offen. (Tritt ein.) Sieh da, Hamlet! wir bringen Dir eine ernste und freudige Botschaft.

Hamlet.

Was ist?

Horatio.

Ernst ist der Tod Deines Vaters. Eines Tages in der Schlafstunde nach dem Essen traf man ihn kalt im Garten, mitten unter Blumen, die wehmüthig blickend über ihn ihr duftiges Haupt senkten.

Hamlet.

Mein Vater!

Horatio.

Freudig aber ist es, daß die Krone nun auf Deinen Scheitel wartet.

Die Uebrigen.

Heil, König Hamlet!

Hamlet.

Ich dank' Euch! Jetzt auf! nach Dänemark!

* * *

Ich traute wohl dem Scharfsinn der deutschen Kritik zuviel zu, wenn ich hoffte, sie würde die eigentliche Bedeutung dieser kleinen Dichtung errathen. Deutlich ist, daß Hamlet durch seine Begegnung mit Faust die deutschen Elemente des Zweifels in sich aufnehmen sollte, die Shakespeare so unübertrefflich geschildert und Börne so fein zergliedert hat. Dunkler aber ist die Absicht, die ich mit Ophelien hatte. Ich wollte die Tieck'sche Hypothese über Opheliens Verhältniß zu Hamlet, als die Erinnerung früherer Schuld und näherer Berührung, mystisch und typisch zugleich rechtfertigen und widerlegen. Denn sicher ist Tiecks Vermuthung unbegründet, in sofern sie der jungfräulichen, ich möchte sagen der Aufgebotsehre Opheliens Eintrag thut; begründet aber allerdings im Reich der Phantasien und Gedanken, die auffallenderweise bei Ophelien mehr zu verrathen scheinen, als sie

sich und Hamlet vorzuwerfen hatte. Ihre alle auf eheliche Verhältnisse gehenden Sprüche im Wahnsinn klingen wie die Erinnerung einer Hochzeit, die sie mit Hamlet sicher nicht hielt, die ich mir aber erlaubte, typisch und mystisch zu erfinden. Denn im Traume haben wir sicher manches gethan, wovor wir wachend und am Tage erröthen würden; ja es frägt sich sogar, ob es für uns nicht eine geheimnißvolle Verantwortung derjenigen verbrecherischen Gedanken und Gefühle gibt, deren Gegenstand wir bei Andern, wenn auch ohne unser Mitwissen, werden?

Die
drei Guttenbergstage
in Mainz.

Zeichen am Himmel und Naturerscheinungen gingen dem Feste Guttenbergs, gefeiert im August 1837, voran. Vom Oberrhein bis zum Niederrhein und in den benachbarten Thälern und Nebenflußgebieten rollten die Donner am nächtlichen Himmel, der sich in ein zuckendes Feuermeer verwandelt hatte. Noch einmal war gleichsam die Gewaltthätigkeit des Mittelalters losgelassen, bis der Morgenstern der Buchdruckerkunst als Vorläufer der Aufklärungssonne durch die Wolken bricht. Postwägen fielen um, Bäume entwurzelte der Sturm, der Blitz zündete, wo ihn die Kunst der Menschen nicht ab=

leitete. In der sanften Stille der Natur, die mehre Tage nach dem Gewitter anzudauern pflegt, eilt' ich von Frankfurt nach Mainz.

Die Frankfurter Schriftsetzer hatten Deputirte nach Mainz geschickt; die Schriftsteller nicht. Autoren waren überhaupt in Mainz zahlreich vorhanden, aber nicht als Corporation; sie trugen keine Binden, sie hatten keine Fahnen. Und doch ist die Schriftstellerei für Viele ein Gewerbe, das sie nährt; für Alle eine Zunft, auf deren Privilegien sie eifersüchtig sind. Hätten nicht die deutschen Uebersetzergilden einen ihrer vorzüglichsten Repräsentanten, z. B. den Hofrath Theodor Hell, nach Mainz schicken können? Oder die Verfechter einzelner Tendenzen einen aus ihrer Mitte, der ihre Sache repräsentirte? Der Zufall holte nach, was die Absicht versäumt hatte. Auf dem Frankfurt-Mainzer Eilwagen saß vorn ein Schatten vom Gespenst des jungen Deutschland, ich selbst, und in der Mitte Riesser, oder was dasselbe sagt, die Emanzipation der Israeliten. Wer nennt die Uebrigen? Wir bildeten eine lange Caravane, Autor und Publikum, Drucker und Setzer, die sich verspätet hatten, auf das bunte Ehrenschiff, das

den Main hinab fuhr, zu kommen, Lithographen, Rezensenten, Correktoren, Censoren, Alles was zum Wohle der Literatur erforderlich ist.

Schon in Cassel, der Vorstadt Mainzs, wurde mir das Herz schwer, als ich die Zubereitung des Rüsttages zum Feste, die Menschenmenge, die harrende Erwartung in den Gesichtern selbst der Oesterreicher und Preußen, und vor allen Dingen die bunten Ordensbänder der Festordner sahe. Wer zum Feste gehörte, war am Abzeichen leicht erkenntlich. Behaglich lehnten sich die „Kunstgenossen" an das Geländer der Rheinbrücke. Vergessen war aller Buchdruckerschmerz, das schlechte Manuscript der Autoren, ihre unleserlichen Abbreviaturen, vergessen war die erste und zweite Correktur, die Verwechslung zwischen n und u, das Laster der „Spieße" und die Censurstriche, die leider oft dann erst bei Zeitungen eintreffen, wenn der Druck schon begonnen hat. Das Buchdruckeratelier war zugeschlossen, die Lettern waren daheim abgelegt, die Presse abgeschroben, die „Schwarzkünstler" lebten jetzt im Zusammenhang der Geschichte. Mich freute ihr glücklicher Triumph. Heute mußte die Welt, die ihnen

ja schon lange gehört, auch ihre Unterwerfung einräumen. Selbst die Frankfurter Börse, die ich überall in den Straßen wandeln sahe, mußte heute (und wie nun erst an den folgenden drei Tagen!) sich unterordnen und es einen Augenblick vergessen, daß sie die Wechsel der Buchhändler nicht zu discontiren pflegt. Von Makulatur und Krebsen war heut' keine Rede. Ich sahe Verleger, die sich durch den Verlag von lyrischen Gedichten ruinirt hatten, heute so vergnügt, wie die, welche von gangbaren Schulbüchern lebten. Sie hatten alle gleichsam am Conversationslexicon eine Aktie; sie hatten die Civilisation, das Schicksal der Welt in ihrer Hand. Sollte mich das nicht erquicken?

Einen interessanten epischen Stoff hab' ich aber nicht durchgemacht. Ich meine eine Domicilirungsodyssee, eine Quartier-Irrfahrt; denn ich hatte längst meine Unterkunft. Freunde aber erzählten mir, daß sie auf ihren Wanderungen durch die Stadt manche Logismühseligkeit mit Romantik gewürzt, genossen hätten. Die Würze war der liebe, gastfreie Sinn der Mainzer und ein gewisses keckes, rasches und freimüthiges Wesen, durch welches sich die alten Republikaner

von 1793 noch immer auszeichnen. Man rief die Frauen, die in den Fenstern lagen, an: Kann ich bei Ihnen wohnen? Ei warum nicht, erklärte die junge Dame, Betten stehen genug in der Kammer! Und so machte sich im Nu die Bekanntschaft, der Gast zog ein, fand es bequem, und junge Leute hatten obenein das Vergnügen, daß zu der gastfreien Familie schlanke, blühende Töchter gehörten. Das Paßwesen war einstweilen suspendirt. Polizei sah ich nirgends; trotz dem, daß man Emeuten gefürchtet haben soll, und Herr Ernst Emil Hoffmann aus Darmstadt mich sogar versichern wollte, es gehörte ein von ihm kommandirter Sturm auf den Hardenberg zu den ausgesprengten lächerlichen Gerüchten! Herr Franc von Lichtenstein, der Commissär der Frankfurter Gefangenen, mußte davon besser unterrichtet gewesen seyn; ich habe, ohne eine Sorge in seinen Blicken zu entdecken, heiter und behaglich mit ihm im weißen Roß zu Mittag gegessen. Die Gefangenen konnten die Freude nicht theilen; und so mancher Buchdrucker, Gelehrter, ja selbst ein Autor ist unter ihnen! Die Nähe dieser Unglücklichen gab dem Feste eine eigne, schmerzliche Folie.

Das Wichtigste war zunächst, die großartige Fest-Tribüne und den verhüllten Guttenberg aufzusuchen. Dieser war noch eine Pyramide von Sackleinewand; jener aber fehlten nur noch die Menschen. Der amphitheatralische Terrassen-Halbkreis war mit Blumen (aber gemachten; frische würden bald verwelkt gewesen seyn) mit Fahnen und mit Wappen geschmückt. Die Auszeichnung der Repräsentation galt hier jenen Städten, die sich um die Buchdruckerkunst verdient gemacht hatten; doch hatte der Ordner dieser Verzierung mehr Geschmack als Kritik offenbart. Er vergaß zwar das kleine Städtchen Eltville am Rhein nicht, wo Guttenberg sich unter dem Schutze Adolphs von Nassau niederließ, Eltville, welches neben Rom komisch genug kontrastirte; aber Venedig und manche andere durch Typographie berühmte Stadt war vergessen, besonders Holland, das durchaus heute nicht für voll galt, Kosters wegen, der die Buchdruckerei nach holländischer Meinung früher, als Guttenberg, erfunden haben soll. Die Holländer hielten sich überhaupt in den Tagen sehr zurück. Sie blieben in Wiesbaden, um es zu bewachen, während die übrigen sämmtlichen

Kurgäste nach Mainz wallfahrteten und in den Gasthäusern alle Brunnenregeln vergaßen. Es waren mehr Franzosen als Holländer bei dem Feste; und wäre die Ruhe gestört worden, wie man dies befürchtete, so würden mir eher die Holländer, als die Straßburger verdächtig erschienen seyn. Dennoch hätte man großmüthig handeln können und wenigstens der Elzevire wegen Amsterdam nennen. Harlem, durch seine Tulpenzwiebeln berühmt genug, hätte die Zurücksetzung schon eher weniger schmerzlich gefühlt.

Die wogende Menschenmasse schwemmte mich an den Rhein hinunter, wo eben die in der Ferne signalisirte Darmstädter Deputation, die von Oppenheim kam, eine Gährung unter den am Ufer Stehenden veranlaßte. Eine Regenwolke, die einzige, die dem Feste drohte, vermochte die Harrenden nicht zu vertreiben. Die Darmstädter schossen vor Freude so heftig, als wenn sie in Noth wären. Eine Schaluppe mit Mainzer Festordnern stach in den Fluß und bugsirte die Ankömmlinge in einen kleinen mit Fahnen geschmückten Hafen. Die Darmstädter jubelten den am Ufer Stehenden zu, und es that mir leid, daß nicht besser für den Enthu-

siasmus dieser gesorgt war. Die Menschennatur ist schwierig. Gegen Rührungen hart, währt es vollends lange, bis innerer Jubel sich äußerlich Luft zu machen wagt. Ich hätte gern den Hut geschwenkt und selbst meinen lieben Widersachern, Duller und Karl Buchner, zugewinkt; allein noch waren die Gemüther um mich her nicht recht flüssig geworden. Sie freuten sich alle, lachten und rieben sich die Hände; aber sie wollten nicht das Sacktuch ziehen und rufen. Mit einem Worte, bei solchen Gelegenheiten dürfen Claqueurs nicht fehlen. Sie müssen unter der Menge zerstreut seyn, und den Ton für eine Freude angeben, die ja alle am Ufer sichtlich empfanden. Am folgenden Tage erst hatte sich das Volk an das Fest gewöhnt, und Stutzer sogar, Officiere in Civilkleidern, Wiesbader Kurgäste und schweigsame Schriftsteller fraternisirten mit den Buchdruckern, indem sie beredt Alles mitmachten, was zum Feste gehörte.

Die Darmstädter kamen so zahlreich, daß sie einen langen Zug durch die Straßen bildeten. Eine gute Militärmusik zog ihnen voran, Reichsmusik im Gegensatz zu den Oesterreichern und

Preußen, die wir morgen hören werden. Die ganze literarische Bildung Darmstadts war herübergekommen; die Kirchen-, Schul- und Militärzeitung stand verwaist. Wie mancher Wormser, Oppenheimer und Mannheimer hatte sich diesem Zuge angeschlossen! Sie kamen aus einer ehrwürdigen Gegend her, vom Ruhebette des Nibelungenhortes, den einst Luther schon in Worms zu heben suchte! So klang alles, was zum deutschen Ruhme und Stolze gehörte, großartig in einander; wo man hinblickte, eine historische Anspielung! Die Menschen brachten die Erinnerungen mit, und ein Fest war im Anzuge, wo man diese alle zu einer majestätischen Melodie vereinigen konnte. In unsern schwülen Tagen eine solche Freude! So viele Tausende um die höchsten Interessen der Menschheit gruppirt! Alle von einem Gedankenzuge ergriffen und innerlichst verwandt geworden in einer Zeit der materiellen Abstoßung und der Sonderung! Ich war so ergriffen, daß man mir nicht verdenken wird, wenn ich nicht ins Theater ging.

Denn man gab zwar auch wieder Guttenbergisches, aber einmarinirt von Mad. Birch-

Pfeifer. Ein Aufruf an die deutschen Dichter hätte vielleicht auch von dieser Seite das Fest verherrlicht. Mad. Birch-Pfeifer ist eine geniale Amazone; aber ihr Guttenberg ist noch nicht einmal so gut, wie ihr Hinko. Als ich vor Jahren mit der gefeierten Dichterin zusammen in Schwalbach badete, las ich ihren Guttenberg schon im Manuscript, und sagte ihr: Sehr interessant für Buchdrucker! Sie hielt dies für Satyre; allein Herr Becker aus Frankfurt machte doch Effekt. Da man von Guttenbergs Figur kein Bild hat, so machte es Herr Becker wie Thorwaldsen, und schuf „einen deutschen schlichten Mann." Der verehrte Gast sagte dies selbst und zwar in Versen; eine Danksagungsmethode, die Herr Becker von Ludwig Löwe in Wien gelernt hat. Uns Frankfurtern machte es Vergnügen, als wir hörten, daß Herr Becker in Mainz nicht blos als Guttenberg, sondern auch als Dichter aufgetreten war.

Am nächsten Morgen begann das eigentliche Fest. Glocken hört' ich nicht; die Sonnenstrahlen läuteten es ein. Die Priesterschaft von Mainz sagte: Die Glocken sind unser! Die Erfindung der Buchdruckerkunst aber ist ein Fest der Refor-

mation. Der Clerus hielt die Stränge seiner Glocken fest und protestirte damit im Stillen gegen Guttenberg. Der Klang der metallenen Worte: Licht und Aufklärung, die an dem Tage die Parole der Fröhlichen waren, ersetzte aber das Glockengeläut.

Die Wahl war schwer: Geht man zu Herrn Lauter, wo der Zug sich versammelt, oder in den Dom oder auf die Tribüne? Ich entschied mich dafür, die Messe zu versäumen und mir lieber einen Sitz auf dem Gerüste, als einen im Himmel zu erwerben. Zuvor fand ich aber die beste Gelegenheit, den Zug zu sehen. Die östreichischen Musiker der Garnison marschirten voran und spielten, ob es gleich in die Kirche ging, den Marsch aus einer neuen Oper. Ihnen folgte zunächst die Denkmals-Commission, und dann das Waisengrün, wie man in Hamburg sagen würde. Die Zöglinge aller Schulen und des Gymnasiums schritten tapfer auf die Kirche zu. Wer kein weißes Notenblatt zum Singen in der Hand hatte, trug wenigstens einen weißen Hemdkragen um den Hals. Ein Commis neben mir fing an, über den Leinwandshandel zu philosophiren. Er meinte, dieser wäre sehr

gut; denn, sagte er, welcher von diesen Knaben hätte heut' nicht ein reines, weißes Hemd an! Diese profane Bemerkung rührte mich doch; denn man muß Gymnasiast gewesen seyn, um zu wissen, wie man von seiner Mutter für Examina und öffentliche Aktus gewaschen wird, was es da für Ermahnungen gibt und wie sich die Eltern freuen, ihre Kinder in dem Zuge und aus der Masse herauszuerkennen. Ein Andrer rief: Gott, was hat's in Mainz Kinder! und hatte dabei eigene Gedanken an die Offiziere der Garnison. Ich wollte ihm eben sagen: Mein Herr, Sie verleumden! als die drei weiß und roth aufgezäumten Rosse kamen, welche die alte Presse Guttenbergs, mit Blumengewinden umrankt, auf zwei Rädern zogen. Dieser Anblick war ergreifend schön. Das alte Instrument so in Ehren gehalten! Die weißen Rosse — man vergaß, daß sie Doktor-Pferde waren und glaubte sich zurückversetzt in die Olympischen Spiele Griechenlands; denn so müssen die Wagenlenker einhergezogen seyn! — Jetzt folgten die Genossen der schwarzen Kunst, mit ihren Fahnen und Herolden. Nahe und ferne Städte wurden von ihren Deputationen vertreten, Darm-

stadt, Wiesbaden, Mannheim, Straßburg, Stuttgart, Frankfurt, Leipzig, Cöln; Carlsruhe hatte, wahrscheinlich aus der Hasperschen Buchdruckerei, überdieß noch ein feines Meisterstück geliefert, nämlich einen so kunstvoll gedruckten Bogen, daß man ihn als Fahne benutzen konnte. Den Frankfurtern sah man die Lust an, daß sie einmal aus den Zeitungsoffizinen erlöst waren und O'Connel, Don Carlos und der Ebro einmal für Deutschland pausiren mußten. Der natürliche Gedanke: Die Ereignisse laufen nicht davon, aber die Abonnenten! störte heute selbst die ängstlichsten Zeitungsbesitzer nicht. Die Postamtszeitung wandelte brüderlich mit dem Frankfurter Journal Arm in Arm, die Priorität der Nachrichten, die französische Post mit ihren bequemen Unbequemlichkeiten war vergessen; ein roth und weißes Band umschloß friedlich die sonst so feindlichen Elemente. — Die Coda des Zuges bildeten endlich einige scharfsinnige Spekulanten, welche mit gravitätischer Miene sich den Vorangehenden anschlossen und auf diese Weise nicht blos im Dom ein gutes Unterkommen fanden, sondern auch später dicht vor der Säule sitzen konnten. Einige meiner Bekann-

ten entlarvt' ich und zog sie mit mir auf die Tribüne.

Guttenberg hatte einen leichten Morgenüberwurf an und auf dem Kopfe eine Jakobinische Bedeckung. Die kühlen Winde, welche die entsetzliche Hitze des Morgens erträglich machten, fanden jedoch von allen Seiten in die Umhüllung Zugang und tausendstimmiger Jubel erhob sich, wenn Guttenberg aus seinem Schleier hervorguckte. Man hatte diesen Ueberwurf so eingerichtet, daß er leicht bei einem gegebenen Winke abzuziehen war; so war der Widerstand desselben gegen den Wind nur schwach und schon das ganze Schulterblatt des Erfinders der Buchdruckerkunst war zu sehen. Man brachte Leitern und stieg hinauf, die rothe Mütze wieder über das eherne Haupt zu ziehen, und innen sahe man wohl, daß Jemand die ganze Geschichte zusammenhielt. Diese kleine Neckerei des Zufalls unterhielt die zahllosen Menschen, welche sich inzwischen auf dem Platze versammelten. Man gab der Bildsäule Leben und sprach bald von ihrer Neugier, bald von ihrer Langenweile. Alles, was man selbst empfand, übertrug man auf das verschleierte Bild. Endlich ließ sich

die Glocke des Domes hören, (man begreife, was dies Ehrwürdiges sagen will!) Musik fiel ein. Die hintere Terrasse wurde eingenommen von tausend Sängern, auf dem Theaterbalkon erschienen Prinz Wilhelm von Preußen und der Herzog von Cambridge, der Zug ließ seine ersten Vorposten sehen. Wie kann ich wiederholen, was nach allen Seiten hin die Chronik schon berichtet hat? Der Gesang des Ritter Neukomm, des Capellmeisters Don Pedro's, wurde von dem alten Manne selbst in Lebensgröße dirigirt. Ich versetzte mich nach Rio Janeiro und in den Moment, wo zum ersten Male Don Pedro seine constitutionelle Hymne vor allem Volk aufführen ließ; aber wozu Beispiele, wo man das Großartigste selbst erlebte! Ueberall, wo die große Trommel und die Pauke nichts mehr ausrichteten, nahm Neukomm seine Zuflucht zu Kanonenschüssen, was eine grandiose Wirkung machte. Nachdem erfolgte die Festrede. Sie wurde unten am Guttenberg aus dem Gedächtniß vorgetragen, verhallte aber trotz der bedeutenden Brust- und Kehlmittel, die Herrn Pittschaft scheinen zu Gebote zu stehen, doch schon unten am Fuß der Säule. Die Drucker und Setzer

unten benutzten auch den Moment und fingen an, ein Festgedicht, das der gute Zweck loben möge, zu setzen und zu drucken.*) Dafür, daß man Herrn Pittschaft nicht hören konnte, sprach er zu lange und durfte bei dem spätern Zeugniß, welches er dem „bewunderungswürdigen Anstand“ des Publikums stellte, nicht vergessen, daß sich derselbe auch in jener Stille bewährte, die sich unter den Massen erhielt, trotz der Unmöglichkeit, seine wackre Rede zu hören. Herr Pittschaft drückte in der That das Siegel auf einen verschlossenen Brief. Sein Vortrag war für die Tribüne ein Geheimniß, bis endlich am Schluß einzelne Planken und Trümmer von dem für die Masse allerdings gescheiterten Meisterstücke an das Ufer herantrieben: „Jahrhundert“, „Europa“, „alle gebildeten Völker der Erde“ und ähnliche Guttenbergs-Stereotypen. Ich dachte an Demosthenes, und daß doch auch wohl 20,000 Athener zuhörten, wenn er sprach, und daß die Letzten sich schwerlich an die Ersten

---

*) Herr Schneider aus Rödelheim schnitt auf dem Platze in herrliche Formen den Namen Guttenberg aus Holz.

würden gewandt haben, wie jener jüdische Rekrut: Was hat er gesagt? Warum keine Oeffentlichkeit mehr in unserm Leben! Guttenberg, wenn Du etwas versahest, so war es auch dies, daß wir, wenn wir zu 20,000 Menschen sprechen wollen, gleich in den Lettern-Kasten greifen müssen. Licht gabst Du, aber ein großes Stück Leben nahmst Du fort! Du hast dem Geiste Flügel gegeben, aber der bleierne Buchstabe hält diese zusammen! Du machtest den Geist stark und den Körper schwach, den Gedanken riesig und den Willen zwergig! Wenn es auch nur Zufall ist, daß man Deinen Geschäftsgenossen Faust mit dem Wittenberger Zauberer verwechselte; scheint nicht in der Mythe, daß Faust die Druckerei erfand, dieser unverwüstliche Dualismus des Guten und Bösen, die unverwüstliche Negation und die Mephistophelesnähe selbst bei Gottesoffenbarungen zu liegen?

Zu Betrachtungen dieser Art blieb keine Zeit und noch weniger Stimmung. Auf das Wort des Redners flog die Hülle vom Guttenberg ab und die Luft wiederhallte von dem Jubel der Masse, dem Wirbel der Musik, dem Don-

ner der Kanonen. Wer ein saubres Schnupftuch hatte, ließ es über die Köpfe der Damen, die vor ihm saßen, wehen, die improvisirte Flagge in der rechten, den Hut in der linken Hand. „Weiber wurden zu Hyänen.“ Denn alles rief, was Odem hatte. Zuletzt konnt' ich nicht mehr; mein Herz wurde mir allzuschwer, besonders wenn ich die Kinder drüben auf der Tribüne sah, die eben Neukomms Tedeum gesungen hatten. Die riefen fast mächtiger als alle; ihre Lust war so herzlich, so frisch. Diese Kinder mit ihrem Anrecht auf eine bessere Zukunft, mit ihrem schon im Voraus gewonnenen Siege über so viel Feindseliges, gegen das ihre Väter noch kämpfen müssen, mit dem gewiß für sie einst vollen Genusse und Segen der Guttenbergserfindung — was kann rührender seyn! Ueberhaupt war dieser Moment mehr als ein Schauspiel. Hundert Stimmungen, die aber alle aus einer Wurzel schossen, bewältigten mich auf einmal. Erst fühlt' ich, daß man Autor seyn müsse, um diesen Jubel zu verstehen. Dann zog sich mir durch das tausendstimmige Gewühl hindurch der ängstliche Mißton der Literatur und ihrer im Augenblick so unbeque-

men Stellung zu den öffentlichen Thatsachen. Dann gestand ich wieder, daß man nicht blos durch Guttenberg zum Volke sprechen müsse, um jetzt mit Thränen zuzujauchzen, sondern daß man auch verfolgt seyn müsse, mißverstanden, bedrückt, geplagt vom Mißtrauen der positiven Autoritäten, geplagt von der Censur. Alle die Stellen und Gedanken, die mir je von ihr gestrichen sind, blitzten jetzt auf der von der Sonne glitzernden Bildsäule. Und von dieser Gedankenreihe heraus fiel ich auf Göthe und Frankfurt und dachte bei mir: Wär's möglich, daß man sich daheim einbildete, Göthe's Standbild würde im Momente der Enthüllung von einem ebenso rauschenden Enthusiasmus empfangen werden? Ich bin ein aufrichtiger Jünger Göthe'scher Weisheit und Anbeter Göthe'scher Schönheit; aber warum mit einem Griffel über Glas fahren, warum Unsinn schaffen und sich einbilden, Göthe'sche Interessen könnten jemals populär werden! Möchte das Frankfurter Göthe-Comité ums Himmelswillen nicht glauben, die Guttenbergsfeier ließe sich nachahmen! Diese steht einzig und unübertrefflich da. Auch Schiller kann, wie Guttenberg, enthüllt werden; aber für Göthe

müßt' es ein andres Arrangement geben. Göthe kann von solchen Massen nicht mit Jubel empfangen werden, und empfangen sie ihn, so ist die Lust eine Lüge und gilt mehr den Coulissen, als den Personen des Schauspiels.

Inzwischen hatte sich die Freude beruhigt. Guttenberg stand sichtbar da, und die Musik begann eine Ouvertüre von Ries, welche jedoch nur für den Concertsaal berechnet war. Sie erfuhr das eigne Mißgeschick, daß man die Solostellen für Pausen hielt, ja sogar bei einem unhörbaren Piano annahm, sie wäre ganz zu Ende! Ein neuer Redner, ebenso unverständlich wie der frühere, stieg in diese Bresche der Ouvertüre ein, und zwang sie, die Waffen zu strecken. Niemand hat auf der großen Tribüne bemerkt, daß die Ouvertüre des Herrn Ries noch gar nicht beendet war. Nach den wenigen Worten, die der zweite Redner sprach, begann der ganze versammelte Menschen-Chor, gegen die Vorschrift des Comité's, der dem Publikum nur den Refrain lassen wollte, den Festgesang: Heil Dir, Moguntia! Die Frauen scheuten sich nicht, miteinzufallen. Auf dem abgedroschenen Stroh der Melodie konnte sich die Masse gut

lagern; denn wer kennt nicht God save the King? Niemand mehr that spröde. Alles sang und in dem behaglichen Gefühle einer höhern geistigen Sättigung verliefen sich endlich die Menschenschaaren; die Ordnung wurde durch Nichts gestört.

An dem Festmahle hinderten mich theils homöopathische, theils verwandtschaftliche Gründe Theil zu nehmen. Dunkle Sagen gehen über diese Tafelrunde um. An Toasten soll es mehr gefehlt haben, als an Speisen; wenigstens wären, sagte man, jene später gekommen, als diese. Jedenfalls war das Festcomité allzubesorgt über die Richtung, die eine aus zweifach geistigen Elementen zusammengesetzte Versammlung nehmen könnte, und kam, um die Aufregung zu vermeiden, mit den Toasten so spät, daß die Zungen der Uebrigen grade erst da frei wurden, als auch die Korke vom Champagner sprangen. Man erzählt von einer Rede Heinrich Königs, für deren Gehalt Jeder einstehen kann, der aus seiner Feder die hohe Braut las. König wünschte, die höchste deutsche Behörde, der Bundestag, wäre bei einem für Deutschland so wichtigen Feste in corpore aufgetreten und

hätte das Geschenk der Preßfreiheit mitgebracht. Ob in diesen Worten eine Anklage liegen sollte, weiß ich nicht. Der Redner wurde jedoch unterbrochen. Eine Verwirrung schwoll brausend höher und höher an. Das Für und Wider behauptete sich mit Erbitterung, bis Gott Dionysos mitleidig und versöhnend den Vorhang über das Gemälde zog.

Mir war es in der Hitze um Kühlung zu thun, und ich fand sie im noch leeren Theater. Löwe's Oratorium sollte von den combinirten Liedertafeln der Umgegend aufgeführt werden. L. Giesebrecht in Stettin hatte dazu den Text geschrieben, und zwar mit edleren Worten und feineren Wendungen, als sonst in den Libretten der Componisten zu finden. Die Ouvertüre scheint mir gehaltlos zu seyn, aber das Hauptwerk selbst ist voll anmuthiger, wenn auch nicht blendender Schönheiten. Löwe strebte nach klassischer Einfachheit und erreichte sie nicht selten, obgleich dann auch mit Gefahr, zuweilen Tonverschlingungen zu geben, die wie aus Mozart entnommen schienen. Die Ballade, in der Löwe so groß ist, tönt durch seine ganze Composition hindurch, die Arien sind fast alle nur Modula-

tionen ihres Rhythmus, nur die Chöre und besonders die Schlußfuge verriethen, daß Löwe nicht blos für die epische, sondern auch für die dramatische Musik schaffen kann. In der Aufführung zeichnete sich eine Dilettantin aus, die sich fest und sicher in dem ungewohnten Element der Oeffentlichkeit bewegte. Ein Bassist aus Hanau machte sich um Guttenbergs Parthie verdient; daß er aber nicht so beifällig begrüßt wurde, als seiner schönen Stimme gebührte, lag wohl in dem ängstlichen Texte, der das Publikum nicht recht frei athmen ließ. Guttenberg und Faust stehen sich nämlich in der Art gegenüber, daß jener die heilige, dieser die weltliche Anwendung der Buchdruckerkunst repräsentirt. Dieser mit seinen Gesellen ruft trotzig den Gründer von Mainz, den Römer Drusus an; jener den heiligen Bonifazius. Was wollen wir leugnen? Wir finden die typographische Frömmigkeit Guttenbergs etwas langweilig, und die Intention des Dichters dabei, wenn nicht geradezu servil und bigott, doch affektirt. Guttenberg war ein Laie, kein Priester. Er druckte die Bibel, weil sie das lebhafteste Bedürfniß der Zeit war. Guttenberg wollte zunächst irdischen und dann

erst den himmlischen Lohn erwerben. Er hat nicht daran gedacht, daß er für seine Erfindung kanonisirt zu werden wünschte. Herr Giesebrecht und der bekanntlich sehr pietistisch gesinnte Componist Löwe machen fast einen Mucker aus ihm. Sie umgeben ihn mit einem Heiligenschein und verderben dadurch das Bild des tapfern, strebsamen und scharfsinnigen Mannes, der weit mehr an seine geheimen Künste, als an die Messe gedacht hat. Der Sänger aus Hanau mußte nun für diesen deprimirenden Charakter des Guttenberg sein Haar lassen. Wer möchte applaudiren, wenn uns ein Sänger mit noch so schöner Stimme etwas dem Sinne nach Falsches und dem Zwecke nach Verdächtiges vorträgt! Fehlte doch am Schluß nichts mehr, als daß der Graf von Nassau, als es sich um ein Mittel handelte, die guten Folgen der Presse zu erhalten und ihr die bösen Wirkungen zu nehmen, die Censur vorgeschlagen hätte! Diesen Grafen sang übrigens eine herrliche Stimme. Ich hatte den Zettel nicht, und dachte: Das ist ein Dilettant, aus dem kann etwas werden! Kurzsichtige Kritik! Der Sänger war längst etwas geworden. Es war Haizinger!

Um die Feier in andauernder Steigerung zu erhalten, mußte auch grade am folgenden Dienstag nicht nur Maria gen Himmel gefahren, sondern auch Napoleon geboren seyn. Maria und Napoleon, beide werden gleich innig in Mainz verehrt. Heute läuteten alle Glocken, alle Kirchen waren geöffnet. Die Priester lasen die Messe. Ein frischer Wind vom Niederwald kühlte die drückende Hitze. Mit Muße wandelte man in den Straßen, um sich für den Nachmittag zu rüsten, der nicht mehr der Maria und Napoleon, sondern wieder Guttenberg gewidmet war. Als die Leute aus der Kirche gingen, bemerkte man auf dem Brand auch Herrn von Drais aus Mannheim, den Erfinder der Dräsine, einen Professor der unentdeckten Wissenschaften. Zur Belustigung der Jugend ruderte er mit seinem zweirädrigen Karren auf dem Festlande umher. Es ist merkwürdig, daß Herr von Drais vielleicht bis jetzt noch der Einzige ist, der von seiner Draisine Gebrauch gemacht hat. In Mannheim, Heidelberg und Carlsruhe gibt er regelmäßige Vorstellungen mit seinem Instrument; wann werden wir ihn nun auch auf jener Luftdraisine reiten sehen, die er

schon so lange versprochen hat, oder auf jenem Wagen fahren, an welchem zur größern Beschleunigung des Publikums die Pferde statt vorne nunmehr hinten angespannt werden sollen? Herr von Drais theilte unterm Volke einen Catalog seiner gemachten und ungemachten Erfindungen aus. Das Festcomité hätte zur Belustigung des Publikums eine oder die andere davon ankaufen und sie von Herrn von Drais gleich aus erster Hand etwa nach dem Fischerstechen selbst ausführen lassen sollen. Dies Fischerstechen am Rheine hätt' ich lieber aus der Vogelperspektive (der zahllosen Menschen wegen), als von den Terrassen der neuen Anlage aus beobachten mögen. Man hat gesagt: Was ein Aal- und Entengreifen den Manen Guttenbergs, der auch nicht einmal Enten-, sondern Gänsefleisch hieß, für Ehre bringen konnte? Allein das Schifferstechen war eine Folge des katholischen und ex-politischen Festtages und wurde nur für die Guttenbergsfeier in Beschlag genommen. Das Panorama war jedenfalls reizend; hier die unabsehbaren Menschenmassen, vor uns der Rhein mit dem sinnig geordneten Halbkreis von Schiffen, rechts der gelbe Main,

der in den Rhein fließt, links die Stadt und in der Ferne das Niederwaldgebirge. Ein solches Fischerstechen kann man weder auf der Pleiße noch der Pegnitz wieder antreffen.

Ich gestehe, am zweiten Tage viel versäumt zu haben. Schon am Morgen war ich nicht bei der typographischen Besprechung zugegen, welche die versammelten Druckherren und Schriftschneider mit einander veranstalteten. Was davon verlautet ist, beweist, wie geneigt in excentrischen Momenten das menschliche Herz ist, Alles zu versuchen, selbst das Unmögliche. Der Enthusiasmus war einmal da, den Druckern schlug er ins Gewissen und sie versprachen unter einander durch Handschlag, brav und gut zu drucken, keine stumpfen Lettern mehr zu nehmen und namentlich in Fortschritten der Typographie sich einander beizustehen, und dies alles durch Druckersynoden, je nach den verschiedenen Provinzen, aufrecht zu erhalten. In solchen idealischen Momenten sind die Deutschen zu Allem fähig. Allein ich fürchte, diese Druckersynoden sind eine Chimäre. Die Druckerei ist nichts auf sich selbst Basirtes. Sie kann gute Entschlüsse fassen, um elegant zu drucken. Hängt

es aber von ihr ab, ob an eine Schrift der Kostenaufwand eines guten Drucks gewandt werden kann? Oder überwiegen in den Druckereien die sogenannten „Accidenzien" die vom Buchhändler gelieferte Arbeit? Auch werden die Rivalitäten schwer auszulöschen seyn; durch den rosenrothen Farbenüberzug des Ideals werden immer wieder die gelben Tinten des Interesses hervorschimmern. Die Kundschaft und der Verdienst entscheidet, und zumal im Bereich einer Provinz. Eine Druckverzierung, die Hinz hat, wird er wohl besorgt seyn, Kunz vorzuenthalten. Das ist das große Gesetz der Zeit, welches nicht blos die St. Simonisten, sondern auch die Herren Drucker vom 15. August zu Mainz vergessen hatten: Im Handel und in der Industrie gibt es Beförderung zwar durch Compagnien, aber nie durch Assoziationen.

Aber auch den Fackelzug hab' ich versäumt und die Beleuchtung der Säule. Mit einem Worte, Alles konnte der Einzelne nicht bewältigen. Ich wollte den Ball besuchen, und weiß auch nicht, wie ich in das Menschengewühl im Theatersaale fortgezogen wurde. Ich drängte mich fort, so gut es ging, und wurde bald von

den stürmenden Priestern der Orchestik umgetanzt. Sogar die Generalität der Besatzung kam in Gefahr, erdrückt zu werden. Bei solchen Gelegenheiten wiederholt sich immer das gleiche Schicksal. Man ist froh, einen kühlen, aber nicht zugigen Winkel zu finden, ein Glas Eis, ein paar Freunde und ein gut Gespräch. Inzwischen stürmt wohl ein Bekannter mit einer wilden Schönen vorüber und sucht in die Reihe der Tänzer zu kommen, man bemitleidet ihn und sieht ihn im Schweiß zerfließend zu uns heranschleichen und um eine Kante von einem Stuhle bitten. Seine Tänzerin galloppirt schon wieder mit einem Andern. Die Frauen sind meines Wissens nie unliebenswürdiger als auf Bällen. Nichts verletzt die männliche Eitelkeit mehr, als wenn sie mit Mehren tanzen, und doch thun sie's. Die sanftesten Gespräche aus den Laubgängen der Promenaden sind vergessen; die Fühlfäden der Mädchen langen hinaus und tasten links und rechts nach ihren Bekannten. Farbe, Parthei, Parole, Nichts wird mehr eingehalten, und tief, tief verletzt schleichen wir Männer hinter dem äußersten Rande des Saales fort. — Robert Haas, der kühnste aller

rationalistischen Pfarrer, die ich kenne, ging um Mitternacht mit mir von dannen. Die Lampen am illuminirt gewesenen Hofe von Alzey waren im Verlöschen begriffen, und wir träumten noch lange in den mondhellen Straßen von einer neuen Religionsoffenbarung und dem geläuterten Christenthum, gewiß recht schönen Ballgesprächen!

Am dritten Tage weckte mich schon in aller Frühe die preußische Janitscharenmusik. Im Garten des Offiziercasino's, in dessen Nähe ich wohnte, wurde das Conzert, welches den Abend in der neuen Anlage gegeben werden sollte, einstudirt. Gegen zehn Uhr war die Deputation im Guttenbergshofe ausgeschrieben, in welcher Jahr und Tag der Erfindung der Buchdruckerkunst bestimmt werden sollte. Ich erwartete von dieser Gesellschaft nichts und sah nur einer Lokalstreitigkeit entgegen, deren Persönlichkeiten die Nichtmainzer nicht verstehen würden. Man muß wissen, daß die Guttenbergsangelegenheit Mainz in vielfache Partheiung geworfen hat. Dem Einen genügten die Mitglieder des Comité's nicht, ein Andrer wünschte selbst zu ihm zu gehören und griff die Maßregeln derselben um so

wirksamer an, als er selbst behauptete, um Guttenberg Verdienste zu haben. Dem Geschichtschreiber Guttenbergs, Herrn Schaab, will die öffentliche Meinung in Mainz unwohl; man versichert, daß Herr Schaab das Werthvollste in seinen Mittheilungen fremden Leistungen, die er in einem nicht herausgegebenen gelehrten Manuscripte vorfand, entnommen hätte. Herr Wetter, in seiner kritischen Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, wies eine solche scharfsinnige Ader nach, die sich durch die Schriften des Herrn Schaab zöge und erstaunen mache, wenn man sie mit den Unrichtigkeiten und willkürlichen Erdichtungen vergleiche, die sich in der Erzählung des Herrn Schaab fänden. Endlich wurde das Jahr der Säkularfeier zur Parole erhoben, der verstorbene Lehne, Külb und andere tüchtige Forscher nahmen an dem Streite Theil, dessen Ziel dies wurde, das Jahr 1840 als Säkulartag zu bestreiten oder zu vertheidigen. Herr Schaab fand in den Akten des Straßburger Prozesses gegen Guttenberg vor, daß man schon 1436 daselbst bei den geheimen Künsten des Mainzer Auswanderers von Zerlegen sprach. Hier versichert er, deutlich angegeben

zu finden, daß Guttenberg schon 1436 mit beweglichen Lettern, und nicht mehr mit Tafeln druckte. Herr Wetter bestreitet die Competenz der gegen Guttenberg aufstehenden Zeugen, er nennt sie ungebildet. Allein diese Entgegnung ist wunderlich. Findet sich einmal der Ausdruck: Zerlegen, so muß man ihn zu bestimmen suchen. Wenn die anderweitigen Zeugnisse für die Annahme, vor 1550 hätte es keinen andern, als Tafeldruck gegeben, entschieden sprechen, so muß man das Zerlegen in Straßburg freilich auf die vier Tafeln beziehen, die mit einem Male abgedruckt wurden und die Gezüge auf den Zusammenhalt derselben in eine Form. Werden sich aber diese prägnanten Ausdrücke blos durch die Bemerkung zurückweisen lassen, daß sie von ungebildeten Leuten kämen?

Für das genau ermittelte Säkularjahr kann aber auch Herr Schaab nicht einstehen. Er streitet für 1436; allein nur, weil dies zuerst der Erfindung Erwähnung thäte. Er muß selbst bemerken, daß Guttenberg vielleicht schon 1420 die beweglichen Lettern kannte. Was nützt nun dies für die Säkularfeier? Die Gelehrsamkeit

mag versuchen, die Frage zur Entscheidung zu bringen; allein, das sah man wohl voraus, die Buchdrucker, Buchhändler und zufällig der Nähe wegen in Mainz anwesenden Gelehrten würden die Frage nicht genügend beantworten.

Die Guttenbergscommission schien auch ihr Vorhaben, eine Arena zu eröffnen, höchlichst zu bereuen, und hätte gern die Versammlung mit einem schicklichen Grunde umgangen; denn kurz vor dem Feste waren von den Herren Schaab und Wetter noch zwei heftige Brochüren erschienen; wer konnte diese Streithähne hindern, sich am 16. August öffentlich anzufallen? Als ich in den Saal kam, war er voller Menschen. Ein grüner Tisch für das Präsidium stand geheimnißvoll da, und neben ihm zwei Tribünen, die sich feindselig einander anblickten. Diese Tribünen mochte Niemand besteigen; denn sie standen nicht fest und waren zu leicht gearbeitet. Wenn das Säkularjahr, sagte man, auf so schwachen Füßen steht, wie diese Tribünen, auf welchen es ermittelt werden soll; dann brechen sich nicht nur einige Redner den Hals, sondern wir kommen noch weniger zu einer Gewißheit. Es hieß allgemein, der Zweck der Versammlung

wäre schon so weit heruntergestimmt, daß man, statt sich mit dem Säkularjahre bekannt zu machen, sich untereinander bekannt machen wolle. Ein Album auf dem grünen Tische wurde eröffnet. Die Anwesenden schrieben ihre Namen ein. Um dieses Stammbuch schien es den Festordnern mehr zu thun, als um den Stammbaum der Buchdruckerkunst.

Inzwischen ließ sich doch der Erfolg anders an. Herr Pittschaft bat die Gesellschaft, Sitze zu nehmen. Er las einen Eingang ab, dem man ansahe, wie gern er den Gegenstand der Debatte preisgegeben hätte. Er erfand ein sinniges Auskunftsmittel, den Zweck der Gesellschaft in aller Kürze zu erreichen. Sie sollte sich für incompetent erklären, eine Preisaufgabe stellen und eine der drei deutschen Akademien zur Richterin machen. Ehe man hierüber abstimmen konnte, handelte es sich um eine von der Gesellschaft zu wählende Leitung der Sitzung. Herr Pittschaft behielt sie, und zwei Sekretäre wurden ihm zur Seite gestellt. Ich will nicht verschweigen, daß bei diesen Wahlen sich grade da eine sehr gehässige Animosität zeigte, wo man sie nicht hätte vermuthen sollen. Wer kennt die

Lokalintriguen der Mainzer? Wer mochte sie in diese Gesellschaft hineingezogen wünschen? Ein Herr Baur, dem man das Sekretariat antrug, entschuldigte sich mit eignem Tone, in welchem viel unterdrückter Groll zu liegen schien, durch seine Gesundheit. Gewiß war Herr Baur leidend. Warum wurde von Seiten des Herrn Pittschaft diese Entschuldigung mit Spott aufgenommen? Warum rief er dem dann erwählten Sekretär zu: Sind Sie etwa auch krank? Diese Ironie, wäre sie von allen Mitgliedern verstanden worden, hätte kräftig gerügt werden müssen. Was kümmerten die Gäste Eure Kunstvereins- und Monumentalstreitigkeiten, Euer Vorrangsehrgeiz, Eure Persönlichkeiten? Herr Pittschaft ist ein mäßig geistvoller Mann; allein in dem Prinzipate, den er vermöge seiner persönlichen Energie zu behaupten wußte, sprach sich keinesweges jene sanfte, gleichmäßige und abwägende Nachgiebigkeit aus, die vor allen Dingen zu einem Präsidium gehört. Diese persönliche Mißstimmung der in der Versammlung auftauchenden Mainzer Elemente trat besonders schroff hervor, als Herr Aull, dieser concise, feine und durch Ton und Haltung gleich

imponirende Redner, sprach. Welche Bitterkeit, welche Verhöhnung in den Interjektionen des Präsidiums! Was dahinter stecken mag, weiß ich nicht; nur das ist mir einleuchtend, daß während der drei Festtage persönliche Fehden und Abneigungen sich hätten mäßigen sollen, zumal wenn sie einer Versammlung präsidirten, die über den Ton erstaunte, weil sie nicht au fait war.

Ueberdrüssig der langen Ausfaserung, die Herr Pittschaft für seinen Vorschlag beliebte, bat ich die Gesellschaft, nicht zu vergessen, daß sie einen zwiefachen, zwar in sich involvirten, aber doch praktisch zu sondernden Zweck hätte, einen kritischen und einen liturgischen. Jener gälte dem Erfindungs-, dieser dem Säkularjahr, jener könne leicht unerreichbar, dieser dürfe es um keinen Preis seyn. Wie wenig uns die gelehrte Untersuchung nütze, ergäbe schon das Jahr 1836, das von Herrn Schaab gefordert würde, und für welches sich allenfalls alle Akademien vereinigen könnten; dann müßten wir in diesem Jahrhundert auf die Feier verzichten. Ich bat das Präsidium, beide Fragen an die Gesellschaft zu richten, die wissenschaftliche und die praktische,

und sie anzugehen, mit welcher sie sich zu beschäftigen gedächte. Herr Aull hielt darauf einen Vortrag, der zwar vorher durchdacht schien, aber doch im Moment alle Zeichen einer originellen Improvisation trug. Der Ausdruck gewählt, der Vortrag belebt, die Argumente schlagend. Diese lichtvolle Anrede an die Versammlung entschied ihre Bestimmung. Herr Aull verwarf die wissenschaftliche Festsetzung eines Jahres, und sagte sehr schön: „Wir zweifeln nicht, daß die Dampfschiffe in dem Augenblick erfunden waren, als Fulton an Napoleon das Geheimniß derselben aussprechen wollte, und würden die Säkularfeier der Dampfschiffe doch erst dann feiern, nachdem hundert Jahre seit dem ersten fertig vom Stapel gelaufenen Dampfschiffe verflossen sind. Und so zweifelt auch Niemand, daß Columbus Amerika entdeckt hat, ob er gleich nie das Festland von Amerika betrat." Jenes Beispiel war für Herrn Wetter, dieses für Herrn Schaab; für beide aber ergab sich, daß die Buchdruckerkunst eine allmälige Erfindung war und daß Guttenberg wohl schon in Straßburg mit Dem einen Versuch anstellte, was er später in Mainz erst ausführte. Herr Aull sagte mit Recht, daß

das Jahr 1440 nicht blos ein mittleres, sondern auch durch Gewohnheit geheiligtes wäre, und schlug aus Dankbarkeit gegen Mainz vor, den 14. August für das Fest der Säkularfeier zu wählen. Mit der Preisaufgabe schließlich mochte er sich am wenigsten befreunden; denn diese schlösse eine Geringschätzung dessen ein, was Mainzer Gelehrten bereits für die Frage gethan hätten. Er hätte hinzufügen können, daß man auch nur in Mainz fähig seyn konnte, der Lokalität und Materialien wegen, die Frage gründlich zu beantworten. Dieser Vortrag wurde der Wendepunkt der Debatte. Man erkundigte sich bei seinem Nachbar nach dem Namen des imponirenden Mannes; denn Was er sprach, wurde von einer in solcher Abrundung und Sicherheit seltnen Persönlichkeit unterstützt. Die murmelnden giftigen Schaumwellen des Präsidiums erschütterten diesen Felsen nicht.

Herr Campe aus Nürnberg, ein taktfestes Mitglied der Buchhändlerbörse, schlug statt des 14. August den Johannistag als Namenstag Guttenbergs vor und hielt sich in Betreff des Jahres an das Jahr 1840, „die geheiligte Sitte der Altvordern." Ich hatte auf der Zunge, daß

die es allein noch nicht machen sollte. Herr Campe schien sehr gleichgültig auf die Kritik herabzusehen, ja erklärte rundweg: „Ich im Namen der Buchhändler versichre, daß wir das Fest im Jahre 1840 feiern werden." Als ich später bei der Competenzfrage auf diesen kategorischen Entschluß, der einem Diktatorspruche nicht unähnlich sah, verwies und meinte: Was können wir uns für competent erklären, da Herr Campe im Namen der Buchhändler sagt: Wir feiern 1840 quand même! sprang Herr Friedr. Fleischer aus Leipzig schnell auf und erklärte: Die Buchhändler hätten nichts bestimmt und Herr Campe wäre im Irrthum, wenn er glaubte, für sie etwas versichern zu dürfen; die Buchhändler unterwürfen sich der heutigen Versammlung.

Das erste Resultat war nun die Zurückweisung der wissenschaftlichen Erörterung. Die Worte des Herrn Aull: Mögen das die Gelehrten ausmachen! fanden allgemeinen Anklang. Von der Preisaufgabe war keine Rede mehr. Das Jahr, wo Guttenberg zum ersten Male bewegliche Typen brauchte, wurde somit für einen locus conclamatus erklärt.

Jetzt kam die praktische Frage: wann feiern wir die Erfindung? Zunächst hieß es: sind wir kompetent, hierüber einen Beschluß zu fassen? Man war nicht übel geneigt, dieses in aller Kürze zuzugeben; ich sagte jedoch: Wie können wir kompetent seyn? Wir haben wohl eine moralische Competenz, wir können eine Meinung mit uns nach Hause bringen und die zu verbreiten suchen; aber wir können sie nicht als Gesetz mitbringen, wir können uns nicht verpflichten, für die Einhaltung unsres heutigen Beschlusses bei den Unsrigen einzustehen. Daran schloß sich die schon oben erwähnte Anführung der Campeschen Bemerkung, die jede Competenz der Versammlung auszuschließen scheine, und Herrn Fleischers Berichtigung. Der verehrte Herr sagte überdies: „Wir sind kompetent. Mainz hat uns gerufen, wir sind gekommen. Wer ausgeblieben ist, hat keine Stimme." Es lag darin ein Vorwurf und eine starke Vermessenheit; die letztere hätte ich gern gerügt; ich hätte gern gefragt: Wo sind die Typographen und Bibliopolen von Wien, Prag, Breslau, Berlin, Hamburg, Hannover und Göttingen? Wo sind ihre Deputationen? Allein der Saal

kam jetzt in unruhige Bewegung. Ein Redner drängte den andern. Jeder wollte zu Wort kommen, für und wider die Competenz. Herr Otto Wigand donnerte für die Competenz, Herr Hoff aus Mannheim mit starkem Anklange dagegen. Jener wollte ein Gesetz; dieser nur einen Wunsch. Endlich kam zur Frage: Erklärt sich die Gesellschaft für kompetent, zu bestimmen, wann die Säkularfeier der Buchdruckerkunst stattfinden soll? Möge! rief ich, und der Saal war ein Gewirr von Soll, Möge, Möge, Soll, bis sich die Majorität für Soll und 52 Stimmen für Möge aussprachen. Ich war in der Minorität und ergötzte mich daran, das, was ich hier sichtlich erlebte, auf die geistigen Interessen und die Literatur zu beziehen und den großen Haufen von der kleinen ausgewählten Gemeinde zu unterscheiden. Der Festrausch hatte die Versammlung hingerissen. Sie glaubte sich zu Großem berufen und erklärte sich für souverän. Zuletzt brachte sie sich selbst ein Lebehoch. Damit mußte der Stolz eines gefeierten Selbstbewußtseyns konsequent enden.

Zwischen Soll und Möge warf endlich Jemand Könne und fand des Scherzes wegen

Beifall. Zuletzt mußte der Präsident sogar erklären, das Wörtchen Soll bezeichne hier nur eine moralische Nothwendigkeit. Damit war die Stimme der Minorität faktisch doch zur Siegerin über die Majorität geworden.

Bei der Frage: Wie die Feier erfolgen solle? wurde manche idealische Tendenz sichtbar. Man wünschte wieder einen Hauptort der Feier; Herr Wigand deutete nicht übel auf Leipzig, Herr Robert Haas schien Mainz zu wünschen. Herr Wigand wohnt in Leipzig und Herr Haas bei Mainz. Herr König sagte einiges sehr Bittre und mit Recht, wenn man bedenkt, daß ein Aalgreifen zum Feste gehören sollte und keine freie, ungehinderte Rede, wie er's erfahren hatte. Ich gestehe jedoch, die besondere Intention meines Freundes nicht verstanden zu haben. Das Protokoll, welches sehr mittelmäßig abgefaßt wurde, es auch kaum anders werden konnte, da die Sekretäre selten die Namen der Redner wußten, meint, König hätte wieder einen äußern Anlaß gewünscht. Das versteh' ich aber grade nicht. Herr Campe endlich in seiner ungehinderten und sehr bestimmten Art gab seine Meinung dahin: Das Säkularfest ist

überall Lokalsache; es wird überall in Deutschland gefeiert. Allgemeine Zustimmung. Natürlich. Die Säkularfeier wird jedenfalls eine religiöse seyn. Die Geistlichkeit wird aus dem Tage ein Kirchenfest machen, und die Initiative ergreifen. Die Ausbreitung der Bibel ist der religiöse Anknüpfungspunkt.

Das Jahr und der Tag, wo Herr Aull sich zu dem sinnigen Vorschlage des Herrn Campe bereit erklärte und den 14. August zurücknahm, wurde einstimmig angenommen. Bei dem Johannistage hatt' ich Furcht vor etwa versteckter Freimaurerei. Indessen hieß Guttenberg Johannes und taufte, zwar mehr mit Feuer, aber bei vielen Schriftstellern und Buchhändlern, die durch die beweglichen Lettern beweglich geworden sind, auch wohl mitunter mit Wasser. Ein Formscrupel Riessers, der wieder aus dem Unbehagen herkam, die Gesellschaft möchte sich für größer, vollständiger und wichtiger halten als sie war, wurde von Herrn Aull beseitigt. Einer sogar entgegnete: Formalitäten wären der Gesellschaft unwürdig; welche pompöse Bemerkung denn freilich auch auf den Jubel und die Pracht des Festes zu schreiben ist. Zum Schluß

lebte, auf Veranlassung des Herrn D. Wigand, das Präsidium hoch!

Warum haben aber die Berichterstatter eines Mannes und eines Toastes nicht Erwähnung gethan? Herr Schaab, der Vertheidiger von 1436, ein würdiger Greis, saß stillschweigend in der lauten Versammlung. Er war der einzige, der gegen Alles, was vorgenommen wurde, protestirte. Größer als Galiläi, saß er auf der Folter, als die Gesellschaft der praktischen Erleichterung wegen beschloß, sich für 1840 zu entscheiden. Als der Prozeß zu Ende war, trat er auf und sagte mit schwankender Stimme: Ich wünsche einen Toast auf Guttenberg! Auf wen? frug der Präsident, von dem man es, des Anstandes wegen, am wenigsten hätte erwarten sollen. Auf Guttenberg! sagte der alte Mann, indem er einfließen ließ: Ich bin der Geschichtschreiber Guttenbergs. Darauf bemerkte jene lieblose Indiscretion wieder: Ach ja, Herr Schaab hat schon recht hübsche Verdienste um Guttenberg. Der Toast wurde dünn angestimmt und dünn ausgeführt. Freilich auch, was braucht Guttenberg zu leben, und wenns auch seine Manen wären! Allein die Versamm-

lung, vom Präsidium instruirt, wer Herr Schaab wäre, instruirt, daß der alte Mann überhaupt Herr Schaab wäre, was nur die Wenigsten wußten, würde Rücksicht genommen und einen Greis, dessen Bitte dem Unkundigen trivial vorkam, nicht gekränkt haben.

Nächstdem traf grade ein Brief von Thorwaldsen ein und wurde der Versammlung mitgetheilt. Beim Vorlesen des Protokolls zeichneten sich die Anwesenden in ein Album ein. Die Mittagsstunde war gekommen.

Das Fest war zu Ende. Die meisten Gäste flogen in die Heimath oder nach Wiesbaden. Auf der neuen Anlage, wo die Preußen ihr Conzert gaben, und Prinz Wilhelm mit dem Bruder des ehemaligen Herzogs von Cumberland sich höchst vertraulich und ungezwungen unter die Massen mischte, traf man überwiegend nur die Mainzer Societät. Im Theater sang Mad. Pirscher und Haizinger. Ich hatte keine Ruhe mehr. Entweder nach Hause zurück oder weiter fort! An einem Orte zu bleiben, wo kurz vorher so viel Gewühl sich drängte und nun alles still und nüchtern wird, wer vermag das? Ein Rheinbad in der Nacht spülte die drei Tage,

was sie Irdisches zurückgelassen hatten, ab; ich gab dem ewigen, göttlichen Flusse meinen Tribut und zog am nächsten Morgen die Terrassen von Hochheim hinauf nach Frankfurt zurück. Der Sonnenschein des Festes lag hinter mir, das Fest selbst verklärte sich in eine ferne Märchensage. Der Himmel überzog sich wieder mit Wolken. Es fing sanft an zu regnen. In Gasthäusern bläst uns Fama wieder die neue Zeitung zu. In Berlin die Cholera, in Warschau die Pest, in Palermo die Entmenschung. Welch ein Schrecken, wenn man von den sonnigen Gipfeln und Träumen eines durch und durch geistigen Festes wieder hinabsteigt in die Thäler der Wirklichkeit und Erfahrung, in die breite Ebene der Alltäglichkeit!

Ein Besuch bei Göthe.

Ich erzähle einen Besuch nicht beim lebenden Göthe, sondern bei seinem Grabe, bei den welken Herbstblättern, die im Park von Weimar liegen, bei seinen Münzen und optischen Täuschungsvorrichtungen, bei dem verrostenden Ehrenbecher, den ihm Frankfurt vor Jahren schickte, bei den aus Tiefurths Wiesen dampfenden Herbstnebeln und dem Ufer der gutmüthigen Ilm, an welches einst Göthe seine unglücklichen Gelegenheitsdichtungen anknüpfte. Aus Busch und Baum, von jeder Höhe, aus jeder architektonischen Verzierung der öffentlichen Gärten um Weimar brannte mir Göthe's Geist entgegen. Wo ist hier etwas, das er als Künstler nicht mitschaffen half, oder als Geschäftsmann nicht wenigstens begutachtet hätte? Schon bei

der ersten Einfahrt in Thüringens Berge mit rothem Fuß und grünem Tannenwipfel, in Eisenach und überall, wo man weimarische Husaren trifft, konnte ich mich nicht enthalten, in Allem Göthe's grabende, messende, nivellirende Hand, seine Gärtnerhand zu entdecken, oder wenigstens die Eindrücke zu vergleichen, die Frankfurts stolzvornehme Lage am Maine einst auf den Patriziersohn machen mußte, als er den üppigen italiänischen Horizont seiner Vaterstadt mit den Höhen und Thälern Thüringens vertauschte und gen Weimar hin Gesichtspunkte bekam, die immer enger und begränzter wurden, einen so kleinen, beängstigenden Horizont. O wie lange schwimmt über die Umarmung des Rheines mit dem Maine hin die Sonne, ehe sie dem Andächtigen auf der Brücke in Frankfurt untergeht; und wie schnell ist sie in Weimar verschwunden! Sie duckt sich hinter eine Fichte, und ist fort. Und in diesen Schranken war Göthen so wohl. Hier hatte er überall eine kleine Felswand, um seine Phantasmagorieen daran zu gaukeln, eine kleine Quelle, die er zum Niagarasturze dichten konnte, überall einen Bach, der ihm das Weltmeer scheinen durfte,

Duodeztempel, die er sich auf klassischem Boden träumte, kleine Laubgänge im Belvedere, die ihm Belriguardo dünkten und ein Naturtheater aus gestutzten Baumhecken, aus dem er sich einen dramatischen Dionysostempel Griechenlands entnehmen durfte. Göthe war so an diesen kleinen Horizont mit den Jahren gebannt, daß er eines Tages, im höchsten Unwillen über eine vermeintliche Zurücksetzung des Hofes, ein Glas nach dem andern herunterstürzend, mit seiner Gigantenfaust auf den Tisch schlug, alles darauf zittern und klirren machte und ausrief: Kommt das noch einmal vor, so bin ich des hiesigen Treibens satt, setze mich in meinen Wagen und reise — wohin denkt ihr wohl? Nach Rom, Neapel, nach irgend einem Tomi in der Schweiz? Nein, Göthe's Riesengeist war so von diesen kleinen Verhältnissen umsponnen, daß er nur sagte: — und reise nach Jena.

Indessen gibt es wohl zur Stunde noch keine Stadt in Deutschland, wo die Literatur so frei und behaglich Athem schöpfen dürfte, als Weimar. Die Luft ist hier mit den klassischen Namen der Nation geschwängert. Die Lohnbedienten und die Gasthöfe leben von dem Tafelabhub,

der vom frühern Göttergastmahl der Literatur hier übrig geblieben ist. Könnten wir nur wieder einen berühmten Mann hierherziehen! sagte mein Lohndiener, und ich schlug ihm vor, Subscribenten zu sammeln und etwa Männer wie Raupach oder Rellstab einzuladen. Er schrieb sich die Namen auf und betreibt vielleicht schon im Geheimen meinen guten Rath. Die Literatur ist in der That in Weimar Etwas, das zum Ganzen, zum Staate, mitgehört. Der Hof selbst ist noch unschlüssig: soll er's machen, wie alle andern Höfe, und seine Begriffe in zwei nackte Gegensätze auflösen: Legitimität und Demagogie; oder soll er der Göthe'schen Schule Ehre machen und die Literatur mit ihren kleinen poetischen Blumenkränzen und großen Etikettenverstößen wieder zum Handkuß lassen? Noch ist Göthe's Name mit einigen Würdeträgern des Hofes verwandtschaftlich verbunden. Noch lebt Stephan Schütze in Weimar! Noch arbeiten Staatsminister am Taschenbuch der Liebe und Freundschaft mit. Ohne Scherz, die Fürstin ladet alle vierzehn Tage bei sich ein, was sich in Weimar und Jena von Literatur nur auftreiben läßt. Novellen werden vorge-

lesen und Theorien über das Schöne. Von Weimar kommt die Produktion, von Jena die Kritik und das System. Stoff zu einem geistigen höhern Wirken, das sogar die Freude hätte, sich an Gegebenes lehnen zu dürfen, ist genug in Weimar da; wer ihn nur zu bemeistern wüßte!

Viele Schriftsteller haben eingestanden, daß sie zitterten, als sie Göthe besuchten. Ich gestehe aber, nur Willibald Alexis in dieser Lage begriffen zu haben; denn dieser kehrte bekanntlich auf dem Wege zu Göthe vor Angst wieder um, und sah ihn nicht. Wer aber einmal das schlichte Haus, das Göthe bewohnte, und die auffallend kleinen Dimensionen, in welchen die Treppe und die obere Hausflur gehalten sind, sahe; wie kann der nicht Muth gefaßt und sich gestanden haben, daß diese Umgebungen ganz nach der petite ville eingerichtet sind? Beängstigend für Besuchende sind große Treppen, weite Vorsäle, glattes Parquet; aber die Verhältnisse, die sich bei Göthe darboten, sind durchaus klein, die Decke des obern Stockes ist auffallend niedrig, die Zimmer haben eine beschränkte Ausdehnung, der Hof ist dunkel und mit fünf Schritten durch-

messen, altes verfallenes Bauwerk lehnt sich daran; wie kann dies Alles nicht Muth machen, wenn es denn doch der Geheimerath seyn soll, und nicht der große Geist, vor dem man so besorgt ist! Ich wußte zwar, daß Göthe schon todt ist, war aber doch darauf gefaßt, ihn plötzlich aus einem Nebenzimmer treten zu sehen. Recht trotzig wäre ich gleich in sein Inneres eingestiegen und hätte ihn da gefaßt, woran auch die Muse sich bei ihm halten mußte. Alles Uebrige, die Dekoration, Hinter- und Vordergrund, ist kleinlich.

Herr Kreuter zeigt jetzt die Göthe'schen Sammlungen und das Arbeitszimmer. Er war der letzte Sekretär des Seligen gewesen, und hatte am Zelter'schen Briefwechsel tüchtig mitgearbeitet. Er scheint Autodidakt, und erinnert ganz an jene Naturen, die Göthe in seiner Art tüchtige zu nennen pflegte. Zunächst zeigt dieser Mann, was Göthe an Knochen und Schädeln, Ehrengeschenken, Münzen, Gypsabgüssen, Zeichnungen, bunten Porzellanschüsseln, Mineralien und Autographen besaß. Eine Siegel- und Schmetterlingssammlung vermißte ich. Van Dyks Schädel steht neben dem eines

Verbrechers, um den Adel der menschlichen Seele selbst noch in den Knochen nachzuweisen. Der Farnesische Stier ist öfters vorhanden, ein Bild der strotzenden Manneskraft. Ich weiß nicht, dieser prächtige Stier kam mir immer wie der verzauberte Göthe selbst vor. Nun Medaillen aller Art, um die Weltgeschichte darnach zu erklären; Zeichnungen von Göthe's Hand, wo es mir auffiel, Dinge wiedergegeben zu finden, die Vielen gleichgültig erscheinen werden. Unter andern stellt eine Zeichnung nur ein schlichtes Gartenthor vor; und dennoch muß man gestehen, daß gerade nichts heimlicher auf den poetischen Sinn wirkt, als eine solche Einfahrt zu Räthseln und romantischen Abentheuern, die wir nicht lösen können, weil wir den Thorschlüssel nicht haben. Eine Zeichnung stellt Schiller's Garten in Jena vor, und wenn es wahr ist, was Herr Kreuter behauptet, daß Göthe von einem dazu gehörigen Gartenhause, zu dem Schiller selbst den Riß entworfen, gesagt hätte: Es wäre Schiller's bestes Werk; so ist dies eine jener aphoristischen Nüsse, welche die alten klassischen Herren so leicht hinwarfen, um das Publikum sich daran die Zähne zerbeißen

zu lassen. Hätten wir, die wir nichts sind, das gesagt, man würde es trivial genannt haben.

Unter allen diesen mineralischen und ästhetischen Schätzen muß man gewesen seyn, um das zu verstehen, was Göthen die Welt und ihre Geschichte war. Würdet ihr es nicht möglich finden, daß ein Mann, der anerkannt den ersten und größten Diamanten in der Welt besäße, sich um alles Andere nichts kümmerte und seinen Stolz darein setzte, daß man, um etwas vollständig zu haben oder nur zu kennen, und wär's auch nur die Edelsteinkunde, zu ihm kommen müsse? Habt ihr nicht Personen gekannt, deren ganze Wichtigkeit, die sie für Andere und sogar für sich selbst hatten, in irgend einer zufälligen Berührung mit Napoleon, in einer Verwandtschaft mit Werthers Lotten bestand? So gibt es Menschen genug, die ein ganzes Leben hindurch von der Notiz erhellen, daß sie etwa Nachkommen jenes Müllers sind, der Friedrich dem Großen den Effekt seines Sanssouci verdarb, oder daß sie diejenige Person sind, die Schiller unter seiner Laura verstand. So hatte Göthe um sich die kostbarsten Reliquien,

Münzen, die bei Eckhel fehlten, Gemmen, die Lippert nicht kannte, Uralsteine, wo Alexander v. Humboldt erklärte, Loder, der sie geschickt, hätte sich damit „die Seele aus dem Leibe" genommen. Konnte da Göthe nicht immer in der Illusion bleiben, daß trotz aller Zurückgezogenheit doch die Welt durch seine Sammlungen ergänzt werden müßte? Was Krieg und Friede, was Napoleon und der Zeitgeist, was Philhellenen und spanische Prätendenten, was selbst Rationalismus und Supernaturalismus — Göthe hatte seine Welt um sich, ein Gewühl von Beziehungen und Auslegungen, ein Chaos von Erinnerungen, Alterthum, mittlere, neuere Zeit. Was war ihm Wellington, was der Kreis der berühmtesten Heerführer der neueren Zeit! Er hatte ja von allen die Handschriften Was Papst Gregor! Er hatte ja eine Münze von ihm. Ja, was war ihm der Regenbogen draußen in der nassen Luft? Er hatte ja in seinem Zimmer einen kleinen künstlichen sich machen gelernt, von Pappe, einer Glaskugel und einigen von seinem Garten hereinfallenden Sonnenstrahlen!

Auch dies Arbeitszimmer habe ich gesehen.

Es ist allgemein bekannt, daß es ausnehmend einfach ist, ohne Sopha, nur mit eichnen, unpolirten Stühlen und Tischen besetzt; aber weniger bekannt ist es, daß auch in dieser Einfachheit ein großer Luxus liegt. Wenigstens muß es für einen vornehmen Geist Genuß seyn, in einer solchen Umgebung nur sein Innerstes als das Kostbarste aufzustellen. Sind wir in unsern Wohnzimmern abgespannt, der Erregung bedürfend; ja dann mögen die glänzenden Möbeln und die Goldleisten an den Wänden für uns geistreich seyn. Dann mag die schimmernde Astrallampe das sagen, was uns nicht einfällt, und die seidene Tapete reden, während wir stillschweigen. Wer kann schaffen, wenn man rings mit Schöpfungen umgeben ist! Die geistige Leere und Oede der französischen Schriftstellerwelt hat mir nie etwas so versinnlichen können, als die Eleganz, mit welcher sich diese berühmten Herren umgeben. Vielleicht sind die kostbaren Schilderungen der Umgebung, in welcher die französische Romantik dichtet und lebt, nur Erfindungen der Phantasie, oder um den Gläubigern dieser Dichter zu imponiren. Zu Balzacs Ehre glaube ich, daß ihm seine Schreibfeder

nur deshalb auf einem goldenen Teller präsentirt wird, damit die, welche ihm borgen, wissen, daß es in seiner Wirthschaft noch etwas einzuschmelzen gibt. Nein, der ächte Dichter wohnt wie Göthe, und findet es sogar pikant und jedenfalls am anregendsten, in einem Zimmer zu schaffen, wo nichts als nackte Wände, ein eichener Stuhl, ein gleicher Tisch ihm zu Gebote stehen. Das Uebrige wird schon die Phantasie hinzuthun.

Göthe schrieb auch im Stehen, und merkwürdigerweise gegen das Licht. An einem solchen Orte grübelt man über Alles, und so führe ich dies an, weil ja Jedem unwillkürlich einfallen wird: In der That, er schrieb gegen das Licht. Er ließ sich die Sonne auf den Rücken, nicht aufs Herz scheinen. Sonst ist Alles, was man in dem Zimmer anrührt, todt und kalt. Es scheint zu verwesen, seitdem der Herrscher darüber nicht mehr ist. Ich dankte Gott, als ich draußen auf der Straße wieder frische Luft schöpfte. Ich war wieder ein freier und eigner Mann, und hütete mich wohl, ob ich gleich auf heiligem Boden stand, der mir

unter den Füßen brannte, mathematisch und wörtlich mit Eckermann und Riemer zu untersuchen, wo wohl noch Spuren von Göthe's Fußtapfen auf der Treppe oder an dem Kratzeisen vor dem Hause zu finden wären.

Eine Criminalerinnerung.

Das Mannheimer Kaufhaus ist eine Gebäude, welches man, seiner vortrefflichen Bauart wegen, jeder Stadt wünschen möchte. Ein großes Quadrat, zeichnet es sich an allen Seiten durch Arkaden aus in welchen man vor Sturm und Regen Schutz findet, ja wo man selbst Spaziergänge und Modenmusterungen anzustellen pflegt. Das Dach dieses großen Gebäudes ist gleichförmig, aber im Innern trennen den unmittelbaren Zusammenhang mehrere Höfe, die theils Privaten, theils der Stadt angehören. In einem dieser Höfe wird Mehl verkauft, ein anderer gehört zur Polizei.

Der letztere ist gar klein und den Gefängnissen angemessen, aus denen man auf ihn herabsehen kann. Ein Waarenschauer trennt

ihn von Privathöfen, die aber alle zu dem großen Ganzen des mächtigen Kaufhauses gehören. Die Gefängnisse, welche die Polizei hier unterhält, sind eigentlich nur provisorische Absteigequartiere. Sie werden nur von solchen bevölkert, die in Untersuchung sind; für überführte Verbrecher gibt es eine andere, hoffentlich nach modernen Erleichterungstheorien gebaute Strafanstalt.

Die Mannheimer Polizeigefängnisse lassen eine ganz eigenthümliche und spannende Darstellung zu. Durch sie ist ein großer Theil der politischen Aufregung hindurch gegangen, die wir vor und nach dem Freisinnigen in Baden erlebt haben. Die Frau des Polizeidieners, die den hiesigen Gefangenen mancherlei Handreichungen leistet, weiß uns in schnellen und anekdotischen Zügen die ganze Geschichte Badens von 1831 bis 1834 von ihrer criminellen Seite darzustellen. Sie weiß, wie Strohmayer, der Herausgeber des Wächters am Rhein, es einer Knallerbse verdankt, daß man ihn in der Stadt entdeckte und festsetzte.*) Sie erzählte mir, daß

*) Beim Untersuchen eines Hauses wurde die Polizei

in demselben Raume, wo wir uns (unwillkürlich) befanden, Venedey gehaust und sich eines Tages mit einem Spiegel geholfen hätte, um zu erfahren, wer über ihm in Gewahrsam wäre. Die Eisenstäbe, sagte sie, verhinderten, daß Venedey den Kopf hinaussteckte. Der Zufall führte ein Stück von einem zerbrochnen Spiegel herbei, das er zum Fenster hinaushielt und damit die Physiognomie des oben durch Eisenstäbe nicht gehinderten Gefangenen auffing. So gelang es Venedey, sich mit seinem Leidensgefährten zu unterhalten. Derselbe war der bekannte Studiosus Kähler aus Holstein. Geschnittene Mienen mußten die Stelle von Worten vertreten. Endlich erhielt ich einen interessanten Bericht über die mißlungene Flucht, die Venedey eines Abends versuchte. Er ließ sich nämlich, als es dunkel geworden war, von dem Wärter einen Abendtrunk holen und stellte sich so, daß er, bei der Rückkehr des Mannes, ihm sein Licht ausblasen und ihn von der Thür

---

durch Kinder, die mit Pulver spielten, auf die Vermuthung gebracht, der jetzt in der Schweiz lebende Flüchtling möchte hier verborgen seyn.

verdrängen konnte. Dies gelang vollkommen. Der Wärter war eingeschlossen, da der entspringende Flüchtling schnell den Riegel vorgeschoben hatte. Venedey stürzte hinunter und fand die Thür des Hauses — verschlossen. Inzwischen brüllte der Wärter aus dem Fenster oben alles heraus, was sich Lebendiges auf dem Amte noch vorfand. Der Flüchtling stürzt in den kleinen Hof zurück und versucht es mit Hülfe eines Brunnens über das Dach des Waarenschauers zu steigen. Er setzt an, kömmt einige Fuß in die Höhe; da bricht eine Latte und Venedey, der bekehrte Demagoge, der jetzt in Havre de Grace wohnt und über die Sagen und Geschichten der Normandie träumt, stürzt in die Arme seiner Verfolger zurück, die ihn nicht unsanft wieder an den Ort seiner nächsten Bestimmung heimführten.

Psychologisch merkwürdig war es mir, die verschiedenen Arten kennen zu lernen, wie die Gefangenen ihr Schicksal aufzunehmen pflegen. Die gute Frau erzählte von einem Schiffer, der wegen Widersetzlichkeiten hier eine Zwangswohnung beziehen mußte, erst ganz ruhig war und dann wie ein wildes Thier sich auf dem Boden

des Zimmers gewälzt hätte. Die Langeweile machte ihn rasend. Solche Menschen sind nicht gewohnt, sich vis-à-vis von sich selbst zu sehen. Sie leben in steter Entäußerung, haben entweder etwas zu sprechen oder zu thun; Sie selbst sind sich das Unheimlichste. So erschrak dieser Mann vor sich selbst, wie vor einem Gespenste, und half sich durch Schreien und Toben, um nicht genöthigt zu seyn, in sein Inneres einzukehren.

Lebhaft aber zog mich die Erzählung eines Vorfalls an, der sich, wie die schönste Novelle, in sich abrundete, und wohl verdient, wieder erzählt zu werden. Ich will die Frau nicht selber sprechen lassen, ob sie gleich in ihrem pfalzischen Dialekte lebhafter schilderte, als ihr der hochdeutsche Stelzenausdruck es wird nachthun können.

Ein junger Franzose war arretirt. Er konnte kein Wort deutsch und kam überhaupt in diese Lage nur, weil es ihm sowohl an Legitimation, wie an irgend dem Verlangen fehlte, sich über seine Person, seine Herkunft deutlich zu machen. Er war blutjung und über die Beschreibung anziehend. Man wußte nicht, wo er hergekom-

men, und konnte der Polizei nicht verdenken, daß sie sich seiner versicherte.

Er kam in dasselbe Zimmer, wo mir seine Geschichte erzählt wurde. Früher war aber eine Thür nicht verschlossen gewesen, die in ein Nebenzimmer führte, in welchem ein Kamin angebracht war. Seit jenem Franzosen ist diese Thür verschlossen. Der junge Mann schien sich wenig um sein Schicksal zu kümmern. Auf alle Fragen gab er ausweichende Antworten. Man wurde bei ihm recht lebhaft daran erinnert, wie der Franzose Frankreich für die Welt hält, und in das Ausland wie in eine wilde Barbarei hineinstarrt. Der junge Mann schien Maler zu seyn. Sein erstes Geschäft in dem Gefängnisse bestand darin, aus seinem Koffer ein Gemälde zu holen und dies so aufzustellen, daß das wenige Licht, welches der dunkle Hof gestattete, darauf fiel. Das Bild stellte ein junges weibliches Wesen vor, welches von ausnehmender Schönheit strahlte. Trunken in den Anblick versunken, und wie geistesabwesend stand der junge Maler (denn mit Stolz deutete er an, er hätte dies Bild selbst gemalt) vor seiner Schöpfung und verrieth, daß diese

Züge nicht seiner Phantasie, sondern der Wirklichkeit angehörten.

In den Verhören jede Auskunft über sich verweigernd, nur eilend, wieder zur Anschauung seines Bildes zurückzukehren, hielt ihn der Untersuchungsrichter für einen unschuldigen stillen Wahnsinnigen und würde ihn bald freigegeben haben, wenn sich der Gefangene nicht auf eine schlaue und beispiellos kühne Weise selbst befreit hätte. Noch ist es ein Räthsel, wie er es anstellte, davon zu kommen; aber mancherlei zusammentreffende Umstände lassen folgende Art als ganz gewiß annehmen:

Seit einiger Zeit stellte sich der junge Mann krank. Der Wärter ermunterte ihn, wenigstens so lange aufzustehen, bis er ihm sein Bett würde gemacht haben. Dies gab er aber nie zu, sondern blieb Tag und Nacht in derselben Lage, ohne eine Veränderung zu leiden. Da das Bett ein gemiethetes war, so konnte der Wärter nicht einsprechen. Drei Tage vergingen in dieser Art: der Arrestant blieb beharrlich im Bett. Am vierten Tag kömmt der Wärter und findet den Franzosen aufgestanden. Er wird im andern Zimmer seyn, denkt er, geht hinein, findet das

Kamin geöffnet und eine Partie rußiger Kleider auf dem Heerde liegen. Der Vogel war ausgeflogen. Der erschrockene Wärter geht in das vordere Zimmer zurück, untersucht das Bett und findet alle Laken und Ueberzüge in Stücke geschnitten und den größten Theil davon mit fortgenommen.

Dem Wärter ließ sich kein Vorwurf machen, da es seine Schuld nicht war, daß im zweiten Zimmer das Kamin zugänglich war. Und das Polizeiamt konnte wieder sagen: wer wird auf diesem gefahrvollen Wege die Flucht nehmen? Und doch hatte der Flüchtling diese Gefahr nicht gescheut. Es war ein außerordentliches Wagstück. Zuvörderst mußte der Gefangene mit seiner Strickleiter von Linnenzeug und einem zweiten Anzuge belastet, den Kamin hinaufkriechen. An der Mündung des Schornsteins angelangt, zog er die rußig gewordenen Kleider aus und warf sie hinunter. Nun schwebte er zwischen Himmel und Erde. Rings in den dunklen Straßen unten herrschte nächtliche Stille. Hie und da eine Patrouille, ein bellender Hofhund. Da sich eine zerbrochene Scheibe und ein dadurch geöffnetes Dachfenster an einem

entgegengesetzten Ende des Kaufhauses später vorfand, so mußte er an der blechernen Regenrinne eine große Strecke entlang geklettert und zuletzt durch das Dachfenster und das Innere eines Hauses, wo er entweder bis zum Morgen wartete oder sonst ein Mittel fand, das Haus zu öffnen, entkommen seyn.

Es vergingen einige Wochen, ehe man von dem „Franzos", wie die Erzählerin sagte, etwas erfuhr. Sein Koffer war zurück geblieben, an dessen Inhalt sich zum Theil die Bettvermietherin pfändete. Auch seine Gemälde hatte der Flüchtling mitgenommen. Da erschien nach einem halben Jahre ein ältlicher Herr in Mannheim, und erkundigte sich in allen Gasthäusern nach einem jungen Mann, dessen Beschreibung ganz auf den Flüchtling paßte. Die Spuren, die er antraf, führten ihn in das Polizeihaus, und hier kam es dann zu Erklärungen, die folgenden Zusammenhang ergaben:

Der alte Herr war der Vater des jungen Mannes. Er suchte ihn nicht mehr; denn durch den Tod hatte er ihn für immer verloren. Er wollte nur noch den Trost haben, die Fußtapfen aufzusuchen, die sein Sohn in der Fremde zu-

rück gelassen. Der junge Mann war Maler und faßte eine bis zur Raserei gehende Leidenschaft für eine verheirathete Dame, die ihm gesessen hatte. Mancherlei Anzeichen ließen ihn vermuthen, daß seine Neigung nicht unerwiedert bleiben würde; der Gatte der Dame mischte sich aber ein, es kam zu Zerwürfnissen, zu einem Duell. Der junge Mann hatte das Unglück, seinen Gegner zu erschießen. Die strengen Gesetze Genfs — von hier waren die handelnden Personen des Drama's gebürtig — zwangen ihn zur Flucht. Ohne Hülfsmittel, ohne Kenntniß fremder Sitten kam er nach Deutschland, und erlebte in Mannheim seine Aufhebung. Nach der Flucht aus dem Gefängnisse kehrte der Sohn des Alten wieder auf den Schauplatz seines Verbrechens, nach Genf zurück. Er versuchte, sich der Dame zu nähern. Sie wies ihn mit Entschiedenheit als einen Mörder und Geächteten zurück, und der Unglückliche stürzte sich in einer hellen Mondnacht, dicht bei dem Landhause seiner Geliebten, in die Fluthen des Genfersee's.

Der alte Herr reiste nun durch die Schweiz und Deutschland, um überall nachzufragen, wo

sein Sohn gewesen wäre. Wer ihn gesehen und gesprochen hatte, der konnte den guten Mann glücklich machen. Die heldenmüthige Flucht aus dem Mannheimer Gefängnisse tröstete ihn fast bei seinem Verluste, und es charakterisirt vollkommen den ehrsamen loyalen Genfer Bürger, daß er, nachdem er hier und dort Trinkgelder vertheilt hatte, zum Schluß noch bemerkte: Es freue ihn nur, daß sein Sohn durch diese Flucht keinen der angestellten Herren Beamten ins Unglück gebracht hätte! Er wäre doch nicht so obenhin, sondern mit Anstand und einer gewissen Delikatesse geflohen.

Der gute Herr nahm den Koffer seines unglücklichen Sohnes und reiste betrübt nach dem Hügel zurück, unter dem er begraben lag.

Der jüngste Anacharsis.

Reisebriefe

an

zwei Schwestern in Stuttgart.

Erster Brief.

Nürnberg, den 9. April 1832 Vormittags.

Wenn die beiden Sterne an meinem Stuttgarter Lebenshimmel seither nie die gleiche Bahn verfolgten, und sich gerade dann am meisten durchschnitten, wenn sie vorgaben, in dem Kerne eines und desselben Mittelpunktes zu wurzeln, so hat jetzt der Zufall vereint, was sonst nicht einmal der Wille binden konnte. Oder können Sie wirklich entscheiden, ob ich meine Ausflucht eine Reise aus der Heimath, oder eine in die Heimath seyn lasse? Wußten Sie doch nie,

wie die Hirten vom Mädchen aus der Fremde, von wo ich kam, folglich können Sie auch jetzt nicht wissen, ob ich abgereist bin, weil ich einmal dort ankam, oder ob ich abgereist bin, weil ich wiederkomme. Ich läugne es nicht, Sie haben von dieser Ungewißheit die Verlegenheit, ich aber einen unschätzbaren Vortheil. Sie wissen, daß das Leben eine Reise ist, daß also auch umgekehrt die Reise dem Leben gleicht. Sie wissen, daß der Aufgang der Sonne schöner ist, als der Untergang; denn kann nicht die Hoffnung auf ihre morgende Wiederkehr auf Täuschung beruhen, kann sie wirklich nicht einmal ausbleiben? Keine Reise ist uninteressanter, als die in die Heimath, weil nichts gewisser ist, als daß man sie wiederfindet, weil die stürmende See einen höhern poetischen Reiz hat, als der ruhige Hafen. Die Portugiesen wissen das längst und nennen die Spitze Afrika's nur dann das Vorgebirg der guten Hoffnung, wenn sie nach Indien segeln, dann aber das stürmische, wenn sie heimkehren. Wenn eine Reisebeschreibung drei Bände enthält, so finden Sie in den beiden ersten die Hin-, im letzten die Herreise. Gesetzt nun auch, ich reiste wirk-

lich nach Scythien zurück, in die unwirthbaren Steppen meines Vaterlands, so sagte ich es Ihnen nicht einmal, weil ich für meine Schicksale Ihrer gütigen Aufmerksamkeit bedarf.

Es wird Ihnen noch bekannt seyn, daß ich Ihre schwesterliche Einheit gern in zwei Theile sonderte. Den einen, den dunkellockigen, schwarzäugigen, nannte ich die Malerische, den andern, den blondlockigen, blauäugigen, die Poetische. Zwar klagten Sie darüber, und wollten nicht nach Fakultäten unterschieden seyn, aber jetzt beweise ich Ihnen die Richtigkeit meiner Unterscheidung durch die Frage über meine Heimkehr; denn ich seh es ja, schöne Louise, schon haben sie den Homer in der Hand, und deuten triumphirend auf die Odyssee, worin freilich alles poetische Interesse in des göttlichen Dulders langer, irrseliger Heimfahrt liegt. Aber haben Sie denn jene Fastenpredigt vergessen, die ich jüngst über die Verhältnisse der Poesie und Polizei in Ihrer holdseligen Nähe vortrug? Sprach ich in jener nicht darin meine gesetzmäßige Gesinnung mit einem unerhörten Grade von Freimuth aus, daß ich keinen Anstand nahm, für unsere Zeit das auch als unpoetisch

zu erklären, was den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung und des civilisirten Anstandes entgegen handle? Bewies ich nicht, daß in den goldnen Saiten der Lyra die Leiden irrender Helden nur zu einer Zeit klingen konnten, wo man sich den kundigen Dienern der Fürstlich Turn- und Taxisschen Postexpedition noch nicht anvertrauen konnte? Daß unsere bekannten Wanderlieder wahre Vagabundenlieder seyen und die Handwerksbursche dann aufhören, poetisch zu seyn, und anfangen, polizeilich zu werden, wenn sie ihr Wanderbuch verlieren? O Sie wissen das Alles noch! Sie sehen also ein, daß von einem poetischen Schimmer, der sonst über Rückfahrten ausgegossen war, in einer Zeit nicht mehr die Rede seyn kann, wo man für 25 Meilen 13 fl. 30 kr. Postgeld zahlt, wo man präcis um sechs Uhr sich einfinden muß und dem Postillon selbst dann nichts geben darf, „wenn er sich mit Höflichkeit ein kleines Geschenk ausbittet."

Gut, historisch geben Sie mir Recht, aber das Poetische wollen Sie geltend machen, wollen Gründe für das Unpoetische der Heimfahrten. Freilich, meine Theure, ist eine Reise episch,

aber eine Reise im Eilwagen ist lyrisch-episch. Denken Sie doch an Pindar. Worin lag für uns der himmlische Zauber seiner Gesänge? In dem Pomp der Worte? in den kühnen Fügungen und Bildern? in der erhabenen Salbung der Andacht und des Gebetes? Gewiß nicht. Er war uns schön, weil er beschrieb, während er zu empfinden schien; weil er erzählte, während man den Strom seines Herzens rinnen zu hören glaubte. Durch eine Täuschung ist Pindar groß: er gibt vor, Lyriker zu seyn, und dichtet doch Epen. Er beginnt, bricht plötzlich ab, und hat doch nichts vergessen; er deutet an, und hat Alles gesagt. Wir sehen seine Helden wie die Sonne aufgehen, das mußten wir erfahren; daß sie wie jene auch untergehen würden, wissen wir ja leider auch ohne den Dichter. Sondern Sie also meine Heimath nicht von den duftigen Thälern und Rebenhügeln, durch die ich seither in so schönen, holden Tagen mit Ihnen lustwandelte, wie jene beiden im Paradiese.

Aber auch Sie, süße Auguste, werden mir Beifall winken; denn Sie haben von vornherein mit mir dieselbe Meinung, weil Sie die

Malerische sind. Würden Sie je den Titanenkampf so darstellen, daß die Riesen schon gleich auf der Spitze des zusammengethürmten Pelion und Ossa thronten, nicht so, daß sie ihn erst zusammentrügen? Wer ist schöner, jener Christus, der am nächsten Sonntag unter Palmen und Hosianna auf dem Füllen einer Eselin in Jerusalem einziehen wird, oder jener, der am zweiten Osterfeiertage von seinem Auferstehungsorte nach Emmaus wandelt? Sie kennen David's berühmtes Gemälde, Napoleons Uebergang über die Alpen darstellend. Welcher Mißgriff, wenn der Künstler den Helden dorthin gestellt hätte, wo er einige Nebenfiguren wirklich angebracht hat, am niedersteigenden Ende des Berges! Nein, der Heros zeigt hinauf auf die steile Höhe, weil er wohl weiß, daß nur der bewundert wird, der die kommenden Schwierigkeiten vor sich sieht und nicht erschrickt, nicht aber in gleichem Grade der, der sie schon überwunden hat. Alexander in Babylon — ein wehmüthiges Bild! Ich in Berlin — ich könnte mich selbst hassen!

Bis vor die Thore Nürnbergs hab' ich Stuttgart ausgedehnt, habe mir da Rebenhügel

hingedichtet, wo ich nur Sandsteppen fand, und nur zuweilen bin ich recht erschrocken und katholisch aufgefahren, wenn mir ein Marienbild vom Wege in den Schlag hereinsah und das Quadrat des Wagenfensters mit mystischem Lichte erhellte.

Zweiter Brief.

Nürnberg, den 9. April Nachmittags.

Schon in der Nähe Nürnbergs fühlte ich einen heftigen Schmerz um Kinn und Oberlippe. Langes Barthaar floß da hervor, wo bisher nur weicher Flaum am Winde geflattert hatte. Das Gesicht schrumpfte wie eine getrocknete Frucht zusammen, der Scheitel wurde kahl, und ein Sammtkäpplein vertrat die Stelle einer Perrücke. Sie erschrecken, ich erschrak auch. Aber der Schreck währte nicht lange, und ich beruhigte mich. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nämlich, daß jeder Fremde vor Nürnberg um drei Jahrhunderte historisch jünger, also biographisch um eben so viel Jahre älter werde, um gleichsam den in Nürnberg schlummernden Genius des Mittelalters nicht zu erzürnen. Und

siehe da! kaum war ich in die Ringmauer eingetreten, so öffnete sich die alte Marthakirche, und in feierlichem Zuge wallfahrtete die deutsche Literatur im funfzehnten Jahrhundert heraus. Güldne Ketten trugen die Herrn um den Hals, und hatten lange, weite Oberröcke am Leibe, an den Saumenden mit Pelz verbrämt, und trugen Kappen und das Haar à l'enfant frisirt. Und Einer hielt vorn am Zuge ein sonderbares Sinnbild, eine durchbrochene Kupferplatte, sah aus wie ein Irrgarten, das nannten sie den Poetensteig, oder die Tabulatur, und konnten es nicht ansehen, ohne zu beben, wie der Fromme vor der heiligen Monstranz. Jeder aber trug noch ein besonderes Symbol, womit er einen eigenthümlichen Meisterton, eine besondere Gesangsweise bezeichnen wollte. Der eine trug eine Harfe, der andere eine Zimmtröhre, ein Dritter einen Strohhalm, dieser einen Fuchs, Jener einen Vielfraß, und ein Letzterer einen Pantoffel, je nachdem sie nun ihre Tonart benannt hatten. Dabei spielten sie mit den Fingern, zählten Längen und Kürzen, und thaten, als sey Apollo's göttlicher Dichterfunke über sie gekommen. Auf dem Marienplatz hielt

der Zug, vor der Kirche unserer lieben Frauen, gerade dort, wo eine alte Sage über drei Jahrhunderte später ein Quarré von Marktbuden hinprophezeit, und wo sie im Jahre 1832 gewiß auch stehen werden. Unzähliges Volk war versammelt. Endlich schmetterten Trompeten, und oben auf dem Altane über dem Eingang der Kirche trat Kaiser Maximilian hervor, umgeben von seinen Reisigen und Räthen, zur Linken Albrecht Dürer, zur Rechten Wilibald Pirkheymer. Der Kaiser zog ein Papier aus der Tasche und las allem Volk eine Rede über den altdeutschen Kunstgeschmack, über die Sinnigkeit und Innigkeit der deutschen Malerei und Skulptur vor, gerade wie sie noch nach Jahrhunderten von einem künstlerischen Dichter, Eduard von Schenk, in Schiller'sche Jamben übertragen und dem Dürer in Venedig in den Mund gelegt werden sollte, nach einer alten Weissagung, die schon in den ersten, aber von Tarquinius verbrannten sibyllinischen Büchern gestanden haben soll. Da hört ich neben mir Jemand wie ein Kind schluchzen, ich sah mich um, und konnte nicht recht Herr meiner Sinne werden. Denn es war mir, als säß'

ich im Hanauer Theater, wo ich zum erstenmale ein Schauspiel, benannt „Hans Sachs", mit meinen Augen gesehen habe. Und der da weinte, wußt' ich doch nicht, war es Hans Sachs, oder der Schauspieler, der ihn damals vorstellte, oder der Professor Deinhardstein in Wien. Endlich erwacht' ich aus meinem Taumel.

Es war Mittag geworden; ich dachte an die sieben Kurfürsten, die einst aus Erz über dem Portal der Frauenkirche standen und eingeschmolzen und verkauft sind; an ein Kloster, woraus man eine Stallung für Dragonerpferde gemacht hat; an ein anderes, wo man jetzt auf Pfand leiht; an einen Thurm, in den man Närrische einsperrt; an den Begründer Nürnbergs, den Kaiser Nero. Denn von Nero ist der Name der Stadt herzuleiten, der sie vermuthlich deshalb aufbauen ließ, weil er Rom verbrannt hatte.

Dritter Brief.

Nürnberg, den 10. April.

Haben Sie je von einem Theater in Nürnberg gehört? Für mich war die Nachricht neu,

daß hier der Sitz einer stehenden (welcher Widerspruch!) Bühne sey. Durch Analogie und Deduktion hatt' ich eine Dame, die mir über Tische gestern zur Seite saß, vom Gegentheil zu überzeugen gesucht. Ich glaubte meinen Sieg errungen zu haben, als ich auf dem Theaterzettel die Ueberschrift las: „Interimstheater." Die Freude war nur kurz; denn ich wurde bald vom Sinne dieses Interim belehrt. Man wollte damit die einstweilige Benutzung eines fremden Lokals bezeichnen, seitdem das alte baufällig und dem Einsturz nahe schien.

Das interimistische Theater liegt an der Pegnitz, an einem der am meisten poetischen Flüsse Deutschlands, an der Hippokrene des siebzehnten Jahrhunderts. Das Brettergerüst sah einer Menagerie ähnlich, wo man wilde Thiere zeigt. Fidelio gaben sie gestern Abend hier. Sie wissen, ein Schalk gibt mehr, als er hat. Da Sie das Sujet der Oper nicht kennen, so kann ich darüber schon etwas weitläuftig werden. Glauben Sie an musikalische Schönheitslinien, an Töne, die man mit Strichen, Wellen- und Spirallinien zeichnen kann? Der Name Fidelio klingt wie ein süßer Cirkum-

flex, aber der Inhalt des Stücks ist schauerlich, höchst schauerlich. Denken Sie sich eine Welt voll nicht aufgelöster Dissonanz, feuchte Kerkerluft, kein Sonnenlicht, und in dieser Grabesnacht die rothen, feurigen Lilien des Zornes und der Liebe. Wir sehen den Raub der Freiheit, und hören ein Machtgebot, das den, der ein freies Wort gewagt, tödtet. Nein, sie tödten ihn nicht, sie sind zu schwach, zu gemüthlich, sie lassen ihn langsam hinschmachten an vorenthaltener Nahrung. Man hat nicht den Muth, Jemanden umzubringen, hält es sogar für einen schönen Herzenszug, den Gefürchteten nur in Ketten zu legen. Endlich wird die Freiheit nach königl. Befehl proklamirt, man betet zu Gott, Alle sind nun frei, und selbst die Tyrannen werden — aber hab' ich Ihnen, schöne, schüchterne Louise, nicht an Eidesstatt geloben müssen, nie mich mit Politik zu befassen? Haben Sie mich in Stuttgart nicht immer nach der obern Stadt getrieben, wo die zahmen Leute wohnen, und die Hügel- und Bergparthei herrscht, und zurückgehalten von den Jakobinern in der untern Stadt? Hab' ich nicht auf Ihr dringendes Ersuchen meinen

Namen und das gefährliche Motto von der Subscriptionsliste des Rheinbaierschen Vereins gestrichen, und erklärt, daß ich für Deutschlands Einheit monatlich keine 24 Kreuzer gebe?

Lassen Sie uns von Nürnberger Tand sprechen, von der Darstellung des Fidelio, einer psychologischen Merkwürdigkeit. Der gestrige Abend und seine Einnahme war zum Benefiz der Prima Donna bestimmt. Das junge Mädchen sang so voll Rührung, ihr war so weh um's Herz, sie drückte so tief die Zunge an den Kehlkopf, und die Hand so wonnevoll an's Herz, als ein dankbares Publikum ihr die Ehre des Hervorrufens schenkte! „die gütige Nachsicht, welche u. s. w., wird mich anfeuern, meine schwachen Kräfte u. s. w." In ihrer lyrischen Trunkenheit erlaubte sie sich die kühnsten Wortstellungen. Sie sieht Florestan, erkennt ihn, und ruft statt des prosaischen: Er ist es! das poetische cum licentia: er es ist. Die wunderlichste, bizarrste Gestalt war Pizarro, vermuthlich der Prinzipal der Gesellschaft. Entsetzlich war der Mann, nicht blos nach Noten: denn er schrieb Beethoven ordentlich vor; aber so blutgierig that er, wie ein Metzgerhund. Wenn

die Franzosen den Marat auf die Bühne bringen, so sollten sie sich diesen Mann verschreiben.

Das Innere des Theaters war eben auch interimistisch. Damen saßen zahlreich versammelt. Da muß ich mich über meinen sonderbaren Ideengang verwundern, über die Art, wie ich die Nürnbergerinnen ansahe. Sie erinnern sich wohl noch der Unterhaltungen, die wir in vielen Stunden über den Philosophen und Arzt J. B. Erhard mit einander gepflogen haben. Auch damals, wie immer, theilten Sie Ihre Gesinnungen, und überließen mir das schwierige Geschäft, einer Jeden von Ihnen Recht zu geben, eine Aufgabe, wo Wahrheitsliebe und Höflichkeit oft in arge Collision kommen. Wie ich mich damals ausdrückte, wollte der wunderliche Kauz Erhard die Tugend seiner Nürnberger Freundinnen nicht auf ihre Unschuld, sondern auf die Vernunft gründen. Durch Ueberzeugung wollte er zum Herzen kommen, und seiner Geliebten keinen Kuß geben, den er nicht der ganzen Menschheit mit demselben Entzücken hätte auf den Mund drücken können. Sie, Auguste, als Malerische, nannten ihn einen

Menschen, der, wie manche Leute, keine Farben, sondern nur die grauen Umrisse der Gestalten sehe, wahrhaft einen Steindruck mit schwarzem Schatten und weißem Lichte, einen Abdruck mit verkehrter Zeichnung. Sie aber, Louise, als Poetische, hielten sich daran, daß er, gleichviel für was? doch geschwärmt habe; daß er doch von einem Dinge mit Entzücken gesprochen habe, von seiner Entzückungsfähigkeit, und daß er grade über die Kälte gegen die Menschen heiß wurde. Erhard war eine deutsche Uebersetzung Rousseau's, aber eine Vossische.

Zum Postscript folgende Denkblätter:

Die Freskomenschen.

Sollen wir sie lieben, oder vor ihnen auf der Hut seyn? Es genügt, daß wir sie kennen. Was sind Freskomenschen?

Der Schatten, welchen die Tugend wirft, ist immer noch hell genug, um wirklichen Mängeln und Gebrechen blühendere, gefälligere Farben zu geben. Ein hingebendes, aufopferndes Herz läßt aus seinen Kammern so warme Lichter strahlen, daß jede Regung des Gemüths

von ihnen noch ergriffen werden kann. Der Dank, welchen dir, dem Wohlthäter, ein erquickter, aufgerichteter Unglücklicher stammelt, wird dich erröthen machen, wenn du auf dem Wege warst, etwas zu thun, was deiner nicht würdig war.

Ich rede hier von den guten Freskomenschen, die gleich den Bildern dieser Gattung ihre Farben und Lichter sich einander bedingen lassen, welche aus dem Violett die blauen Lichtstreifen in die gelben Felder lenken, um sie grün zu färben, und aus den grünen Parthien blaue, um die rothen violett zu malen.*)

Alle Farben, die auf nassen Kalk geworfen werden, vereinigen sich zuletzt zu einer großen Lüge, welche dem Auge unsichtbar ist. Ein trocknender Windhauch stürzt den Regenbogen der Palette um. Du glaubst einen Freund zu haben, und seine Gefälligkeiten sind nur die Einsätze, um größere Treffer bei dir zu gewinnen. Du achtest die fromme Entsagung jenes

*) In der Freskomalerei ist blau nicht blau; die Farben werden erst durch Uebergänge und Mischungen auf der Wand so, wie man sie bezweckt.

ernsten Weisen, und ist sie mehr, als der verkalkte Egoismus eines Spötters? Der schwärmerische Blick dieses holden Weibes scheint dir der Zauber einer himmlischen Unschuld, und du ahnst nicht, daß unter ihm die sinnlichsten Leidenschaften dich herausfordern? Was du für Liebe hältst, ist nur ein starker Reflex der Eitelkeit. Was dich als Treue entzückt, ist nur ein Schimmer, der aus dem Kreise der Gewöhnung herüber dämmert, oder gar ein Nachhall eines innern Grolles, daß die gute Treue von einem Dritten nicht auf die Probe gestellt wird.

Achte diese Menschen, so weit du darfst; denn ihr Leben ist ein ewiges Kunstwerk der Selbstbeherrschung! Aber fliehe sie, wenn sie auf dein Vertrauen wirken wollen! Ist das Grün vor allen die Farbe der Hoffnung, so denke an jene Gemälde, welche ich hier zum Vergleiche aufführte! Du suchst diese Farbe vergeblich auf ihnen; denn das Laub der Blätter, das Gras der Felder ist dort nur die Folge einer langwierigen Mischung von Reflexen, die zuletzt doch nur an den welkenden Herbst und den versengten Sommer, selten an den duftigen, keimenden Frühling erinnern.

Eine optische Täuschung in der Politik.

Wir wissen alle, daß die Fixsterne keine Planeten sind, und müssen doch so oft hören, daß die politischen Fixsterne, die Parthei der Stabilen, keineswegs den unbedingten Stillstand liebt, sondern zu mäßigen Fortschritten und Conzessionen sehr geneigt ist. Man muß gestehen, daß diese Behauptung sehr oft einen gewissen Schein von Wahrheit hat, sowie die Fixsterne eine scheinbare Veränderung ihres Ortes erleiden, und das Ansehen haben, als durchliefen sie jährlich eine elliptische Bahn von nicht geringem Umfange.

Man braucht in diesem Falle nur die Ursachen der Täuschung am Firmamente aufzusuchen, um die ähnliche Erscheinung unsrer Tage zu erklären. Unser Auge ist zu kurzsichtig, um jede Verwickelung der Schnelligkeit in ihre Theile zu zerlegen. Ein feuriges Phänomen ist oft längst an uns vorübergerauscht, und wir sind noch geblendet von dem lichterlohen Schleppkleide, das ihm auf die Fersen folgte. Die Ereignisse nehmen ihren Lauf, in der Eile des Vorüberflugs verwechseln wir die Rollen,

welche die verschiedenen Partheien in ihnen spielen.

Dies ist der Prozeß der berühmten Aberration des Lichts. Das Licht, die entfesselte Vernunft, strömt in ungeheurer Schnelle von der Sonne aus über die Sterne und die Welten. Aber betrachten wir diesen Flug stehenden Fußes? Nein, wir folgen der Rotation der Erdachse, und stehen in der Mitte der Ereignisse. Beide Bewegungen, die weltdurchströmende Freiheit und die Progression der Geschichte, brechen sich über einander, und der Punkt des Zusammenstoßes beider Schnelligkeiten, ist dann ein ruhender Fixstern, der aber dem schwachen Auge wie fortgeschleudert erscheint.

Man muß wissen, wie die Hofzeitungen auszulegen sind, wenn sie von den aufrichtigen Absichten gewisser Leute sprechen.

Vierter Brief.

Baireuth, den 10. April.

Diesen Brief an mein strahlendes, seefahrtlenkendes Dioskurinnenpaar hab' ich eigentlich

nicht geschrieben, sondern nur gedacht. An jedes der unzähligen Felsenstücke, die zu beiden Seiten der so eben von mir befahrnen Straße aufgethürmt lagen, hab' ich einen Buchstaben geschrieben. Die Dinte, in die ich meine Feder tauchte, war der Mondenschein, und die Feder selbst mein einsamer, in die Klause meines Kopfes und des Postwagens verschlossener Gedanke. Wie ein hämmernder Gnom kam ich mir in diesen Steinmassen vor, das Viergespann Ihrer schönen Augen bildete das Grubenlicht, und die Gedanken, die ich zu Tage förderte, waren jene beschriebenen Felsen, deren Inhalt ich Ihnen nicht vorenthalten würde, wenn ich Runenschrift zu schreiben, Sie aber zu lesen verständen. Lassen Sie mich noch einen Augenblick bei dieser Hieroglyphenschrift verweilen, wenigstens bei ihrem vollkommenen Extrem, dem niedlichen Sans pareil, das Ihnen jeder Druckerbursche erklären wird als die feinsten Perlenlettern, mit denen man auf Staatsschuldscheinen zu drucken pflegt, daß, wer sie nachzufälschen sich unterstünde, zu Festungs- und Karrenstrafe und zu Staupenschlag verdammt werde. Drum hab' ich auch von dem hiesigen

Sans pareil und den andern Herrlichkeiten, durch die Baireuth so berühmt geworden ist, nichts sehen können, und kann darüber nichts berichten. Nein! ich will offen seyn: ich habe sie nicht sehen mögen. Ich liebe diese Monrepos, Fantaisies, Bellevues nicht mehr. Es gehören andere Menschen dazu, als wir sind. Denken Sie sich einen kleinen, dicken Mann, der mit seinem Puderkopfe einem beschneeten Bergkegel gleicht. Denken Sie sich ihn in einem fahlgrünen Leibrock mit langen Schößen und weiten Taschen, kurzen Aermeln und Manschetten und silbernen Knöpfen, und unter'm Arm bemerken Sie gefälligst jenen steifleinenen Regenschirm, die Spitze nach vorn, den Stock nach hinten gekehrt. Treten Sie näher und untersuchen Sie den Glanz, der das rothwangige Antlitz übersirnißt! Thränen weint er, Thränen der Entzückung, daß der Mensch so klein, Gott so groß und die Natur so schön sey. Da saugt eine Biene in einem Blumenkelche: das sticht dem kleinen Auge des kleinen Mannes die Thränendrüse auf. In jede Blumenglocke hängt er den Schlägel irgend eines seiner diversen Gefühle, und läutet damit, bis er vor

Wehmuth zerfließt. Jetzt naht er sich einem Hügel. Hören Sie die Inschrift, die dort zu lesen ist:

> Es wird hier Jedermann gebeten,
> Die Berge und Hügel nicht flach zu treten;
> So unhöflich wird doch Niemand seyn,
> Und stecken gar die Felsen ein.

Auf eine grünfarbige Bank setzt er sich nieder und sieht hinein in des lieben Gottes liebe Natur und der Menschen Kunst, sieht zu seinen Füßen grünes Gras, Vergißmeinnicht, die lieben Blümlein an dem blauen Bach, der durch die Wiesen sich schlängelt, und auf diesen Wiesen die malerischen Gruppen der Viehheerden, und die Schäfer blasen auf der Flöte, und weiße Wolkenschäflein ziehen am Himmel, und unten springen die Lämmer zum Tanze, und die Hüte der Schäfer haben grüne Bänder, und der kleine Mann da oben weint noch immer, und holt nun aus der Tasche Sulzers Theorie, um die ihn jetzt bewegenden Gefühle der Schönheit, der Anmuth, der Erhabenheit auch ordentlich zu unterscheiden. Diese Menschen sind nicht mehr, und mit ihnen ist der Geschmack an sol-

chen Gebärden und Anlagen gestorben. Ein Denkblatt als Beilage!

Ein Fehler des Alters.

Ich war neunzehn Jahr alt, als ich mit einem Offizier, der zwar noch keine Compagnie befehligte, aber schon sechs und dreißig Jahre zählte, beim Schachspiel in Streit gerieth. Ich wollte einiges in den Sprüngen des Königs und der Bauern nach neuerer Methode verändern, aber der Gegner sprang auf, und rief mit grämlichem Accent: „Junger Mann, als an Sie noch nicht zu denken war, trug ich schon ein Port'epée. Was wollen Sie mit Ihren Neuerungen?"

Diese Anrede muß die Jugend so oft hören! Das Alter beruft sich nicht auf seine Erfahrung, sondern auf seine frühere Geburt. Ein Hofrath wirft sich in die Brust, daß er schon zweimal für einen Orden empfohlen war, als unsre Mütter sich noch vergeblich nach einem Mann umsahen. Ein Regierungspräsident sagt, daß er sich schon das zweite Haus gekauft habe, ehe

wir Fibelschützen noch wußten, daß er sich nur noch zwei zu kaufen bräuchte, um dann zweimal zwei ist vier zu haben.

Die Berufung auf diese bemitleidenswerthe Anciennetät erinnert an den alten Mythus von Abadir, dem Stein des Jupiter, welchen Rhea dem Vater Saturn zu verschlingen gab. Als ihn Saturn wieder ausspie, empörte sich der Stein gegen den, welchen er hatte ersetzen sollen. Er weigerte sich, das Regiment Jupiters anzuerkennen, und berief sich auf die längere Weile, die er im Schooße der Zeit zugebracht hatte. Jupiter hatte Mühe, ihn nach Delphi zu bringen, wo er den erzürnten, altklugen Stein fortwährend mit linderndem Oel zu begießen befahl.

Fünfter Brief.

Mondenschein, den 10. April Nachts.

Schlagen Sie nur alle geographischen Handbücher von Büsching bis Cannabich nach, Sie werden den Ort, aus dem ich diesen Brief datire, nicht finden. Ich kenne die Gegend nicht, in der ich jetzt bin, und nenne sie am

besten nach dem, wovon sie beleuchtet wird. So nimmt man die Erscheinung der Dinge für ihr Wesen, und setzt den Ruf an die Stelle der Tugend. Glauben Sie also nicht, daß in dem Ortsnamen Mondenschein gar eine versteckte Anspiegelung auf die herzogl. und königl. Sächsische Aufklärung liegt, der ich immer näher rücke; halten Sie sich fest an mein früheres Geständniß, daß ich poetisch, nicht geographisch reise, und statt von Städten und ihren Schönheiten, lieber von dem Lichte erzähle, in dem sie mir erschienen sind. Aber die Lage, in der ich mich jetzt befinde, ist doch sehr unerwünscht! Ich bin mitten unter die Kinder Israels gerathen, muß mich in ihren Kehltönen fortgurgeln, die Prozente der Naumburger Messe berechnen, und auf die preußische Regierung bös zu sprechen seyn, daß sie die Naumburger Meßprivilegien aufgehoben hat. Und dennoch — ich hab' einen ansehnlichen Gewinnst aus dieser Zahlenlotterie gezogen, eine Nachricht, die, so viel mir bekannt ist, es noch nicht ist. Einige Stunden hinter Nürnberg haben Bemühungen, deren Eifer alte Tradition und ein ausgesetzter Preis unterstützte, einen mineralhaltigen Segens-

born entdeckt, der dem Teiche Bethesda an Heilkraft und Wunderthätigkeit nichts nachgeben soll. Das Talmudische Mährchen vom fluthaufregenden Engel übergeh' ich und berichte, daß die Völkerschaften der ganzen Umgegend dies neue Heil zu ihrem Wallfahrtsorte machen. Schon so viel sollen von ihren Gebrechlichkeiten genesen seyn, daß ich fürchte, wenn der Ort erst dem gesunden und ungesunden Publikum der Welt, den Novellisten, falschen Spielern und Diplomaten geöffnet seyn wird, werde ihm die Heilkraft schon entnommen seyn. Jetzt noch eine zweite Merkwürdigkeit! Sie kennen den fürstlich Verstorbenen, wenigstens seine Briefe. Dieser Revenant ist Besitzer eines Badeortes, und es ist merkwürdig, wie grade diese Namen zu Deutschlands Heilquellen kommen; denn der Besitzer der vorhin genannten Badentdeckung in der Gegend von Eschenau ist ein Graf Pückler. Um jener Thatsache auf den Grund zu spüren, hab' ich mir vorgenommen, eigens noch einmal die Nibelungen zu studiren und zu forschen, ob denn der Ahnherr des Hauses, Herr Rüdiger von Pechlaren, nicht irgendwo in einer metallurgischen Beziehung erwähnt wird. Ist

die Reise zum Etzel vielleicht gar nur eine Badereise der Niflungen und Burgunden gewesen? Sollte die Lachmannsche Hypothese, daß die Niflungen Gnomen sind und Dämonen, sich in Mineralwasser auflösen? In der That, die Pechlaren stammen nicht aus Deutschland, sondern aus Arabien, vermuthlich — dem steinigten. Rüdiger war der erste deutsche Diplomat in hunnischen Diensten. Ueberall schreitet er zur Vermittlung der Extreme ein, versöhnt durch milden Zauber der Rede und durch erfahrne Klugheit des Verstandes, und Etzel, der den flüchtigen Araber in seinen Schutz aufnahm, bedient sich seiner am liebsten zu Gesandtschaften und ähnlichen diplomatischen Aufträgen. Man sieht, daß hier die Badekurbeziehung durchaus nicht fehlt, und staunend über die Divinationsgabe des Verstorbenen (denn im Stammbaum wird doch Rüdiger nicht stehen?) räume ich ihm die Ehre jener nebelhaften Abstammung gern ein. Daß mir aber Juden zu dieser Anerkennung die entfernte Veranlassung gegeben haben, ist ein Uebelstand, dem sich nun schon nicht abhelfen läßt. Möge der Verstorbene darin einen Fingerzeig der Re-

mesis wahrnehmen, die uns den zur Hülfe sendet, den wir bekriegen wollen! Nach Frauenart sind Sie, meine Freundinnen, unversöhnlicher als ich. Sie werden dem Manne nie vergeben, daß er ein plebejisches Hep Hep gerufen hat hinter unserm modernen Moses Börne, der auf dem Montmartre (in monte martyrum) wie auf den Höhen Nebos hauptumleuchtet steht, in das gelobte Land der Freiheit uns noch begleiten konnte, es aber selbst nicht betreten darf und von den Engeln einsam begraben wird. Ich habe Sie in Thränen gefunden, da Sie eben jene berüchtigte Geruchsscene zwischen dem Juden und dem Fürsten gelesen hatten, und Sie, Auguste, riefen unwillig aus: des Fürsten Wappenvogel ist nicht mehr der Adler, sondern die Krähe! Ich kenne für einen Schriftsteller keine größere Demüthigung, als wenn Frauen erklären, er habe aufgehört, liebenswürdig zu seyn. Ach! wo läßt sich diese Gefahr weniger vermeiden, als bei uns Deutschen! Daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Schritt gibt, gilt nur für Franzosen. Daß es vom Witzigen zum Groben nur einen halben, vom Geistreichen zum Frivolen nur einen Vier=

tel=, und vom Kopfe zum Hute, der ihn bedeckt, vom Herzen zum Stern, der auf ihm prangt, gar keinen Schritt gibt, gilt nur für uns Deutsche! *)

Sechster Brief.

Hof, den 11. April.

Hören Sie! Zu Nutz und Frommen deutscher Kunst, die das Lebenselement der guten Stadt Nürnberg geworden, sollen in kurzer Frist alle deutschen Bühnendichter aufgefordert werden, Feststücke zur Einweihung des neuen Nürnberger Theaters einzureichen. Einzige Bedingung ist die Beziehung auf den Ort. Der Ehrenpreis sind hundert Dukaten. Da haben

---

*) Fürst Pückler reklamirte später gegen die Autorschaft jener „Neuesten Briefe eines Verstorbenen", die im Morgenblatt Börnen als Juden gehässig hingestellt hatten. Der Verf. derselben war Ludwig Robert, jene hämische Breiseele, die, selbst jüdischen Ursprungs, sich nicht schämte, das, was sie selbst an sich überplattirt und verneusilbert hatte, an andern lächerlich zu machen.

Sie den offiziellen Theil meines diesmaligen Briefmoniteurs. Der private ist nur für uns bestimmt, und besteht in einem Jammerruf und in einem Aufruf, in einem Ach! und in einem O!

Die Klage gilt jener Fluth von Pinseldramen und Schusterlustspielen, die eine so wohlgemeinte Aufforderung wieder veranlassen wird; der Aufruf aber ist an uns drei gerichtet, die ich hiermit auffordere, selbst ans Werk zu gehen, den Strickstrumpf aus der Hand zu legen und gleichfalls an die Erringung jenes goldnen Lorbeerkranzes zu denken. Lassen Sie uns in einen Kreis, richtiger in ein Dreieck zusammentreten und gemeinschaftlich an einem Aristophanischen Lustspiele arbeiten, das vielleicht negativ in dem Kampfe siegt, während unsere Konkurrenten nur positiv streiten werden. Sie, Louise, liefern in das Stück die Empfindungen, Sie, Auguste, die Scenen, ich die Worte. Nicht in unsern Beiträgen wird das Lächerliche liegen, sondern in ihrer Zusammenstellung. Man wird es den Thränen ansehen, daß sie von Augusten veranlaßt, von Louisen geweint und von mir beschrieben sind. Die Fühlende zeigt das Gold

in dem Schachte, die Schildernde bringt es ans Tageslicht und der Darstellende prägt es zu Dukaten aus, zu hundert, also für jeden 33$^1/_3$. Es leuchtet ein, daß wir den Kunstenthusiasmus zum Thema unserer Variationen machen, daß wir — um dem Plane näher zu kommen — ein Kunstheim von Tönen oder von Farben aufbauen, und nach dem Muster der Alten einen Chor in unser Stück einführen, etwa aus Pinseln oder Meißeln bestehend. Ich denke es mir so: Als Prolog tritt die Idee auf, spricht über den Zusammenhang der Gottheit und Schönheit, über Ahnung, Glaube, Liebe, Hoffnung, über die Feier des heutigen Tages und die Geduld des Publikums. Jetzt beginnt der erste Halbchor. Die Pinsel tanzen um den Altar der heiligen Cäcilia und singen dabei Friedrich Schlegels Ideen zur christlichen Kunst ab. Der zweite Halbchor, die Meißel, tanzt um die neun Statuen der Musen und recitirt Sätze aus Winkelmanns Geschichte der Kunst. Sie gerathen in einen Streit, den ein Wanderer, der vorübergeht, schlichten will. Es ist Hans Sachs, der eben aus Nürnberg fröhlich und wohlgemuth auf die Wanderschaft zieht.

Er gibt den streitenden Partheien den Rath, zwei neue Städte anzulegen, den Meißeln, ein neues Mannheim, ein Winkelmannheim, den Pinseln, eine ähnliche, etwa Heiligenstadt. Die Intrigue muß folgende seyn: Zur Erbauung dieser Städte und zur Einrichtung des Gemeinwesens bedürfen die Einen derselben Mittel, wie die Andern; doch wissen sie davon nicht, und bauen in der Meinung, Verschiedenes zu bauen, ein und dasselbe. Der neckende Dämon der Intrigue ist die Poesie, und die Baubedürfnisse sind z. B. die schiefe Richtung des Halses, der wehmüthige Ausdruck des Auges, die Heiligenscheine, die langen Haare, alles allegorische Figuren, die mit einem mäßigen Witze eingeführt werden müssen, d. h. nicht als Kunstrequisite, sondern als Helden eines für sich bestehenden, vom Ganzen völlig unabhängigen Drama's, etwa eines bürgerlichen Trauerspiels oder eines romantischen Schaudergemäldes, wie uns noch zu besprechen übrig bleibt. Den Schluß bildet endlich die Einsicht, daß Pinsel und Meißel unter Leitung des poetischen Genius nur Eine Stadt gebaut haben. Das ist denn natürlich Nürnberg, und Dürer, Sachs und

Vischer müssen sich zum Zeichen der heiligen Dreieinigkeit die Hände reichen und in die Töne einer Harmonika, wie in Aether, zerfließen. Das letzte Experiment kann die Meisterschaft eines Maschinisten krönen, und das Ganze wird mich und meine Freundinnen krönen, die ich durch diesen schwachen Umriß für meinen Plan wünsche gewonnen zu haben.

Zum Schluß schick' ich noch einen Denkzettel!

Der Umgang mit Schriftstellern.

Einen fleißigen, schreibseligen Autor um 9 Uhr Morgens besuchen, heißt einen verwegenen Blick hinter die Vorhänge eines Geheimnisses werfen. Der Unzeitige überrascht den Heimgesuchten dann im Verkehre mit den Musen, wie sie um ihn her gaukeln, ihn necken, die Feder unter der Hand stehlen, und erst nach einigen Minuten mit eingetauchtem Morgensonnengolde zurückkehren. Beim vorwitzigen Anklopfen schwirrt die ganze Wunderwelt, welche den Dichter umgibt, auf, die Salamander zittern in dem weißen Krystallglase, das uns die

alte Magd jeden Morgen mit frischem Quellwasser füllt; die Eidechsen werfen neugierig ihren bunten Kopf aus den Blumenvasen, die unser Fenster zieren, auf; das Wurzelmännchen, dem wir, im Vertrauen gesagt, unsre besten Einfälle verdanken, springt erschrocken in unsern bergenden Busen, und alle ausgeflogenen, durch das Zimmer summenden Schnurren, Papillons und Libellen flüchten sich in die Falten und die poetischen Löcher unsers Phantasus, des Schlafrocks. Bist du endlich auf unser: Herein! mit süßfreundlichen Entschuldigungen durch Thür und Angel gekommen, so wirst du über die Zauberstille unsrer Umgebung erstaunen, und vor dem letzten Flügelschlage eines verschwundenen Gesellschafters unserer Muse zusammenfahren.

Ein Autor in der Morgenstunde ist ungenießbar; wenn er gegen Mittag die Feder ausspritzt, so nimm dich in Acht, daß deine weißen Gallakleider davon nicht getroffen werden, und erst nachdem die Sonne von ihrem Zenith herabsteigt, wirst du den Schalk, der dich erheitern, oder den Freund, der dich belehren soll, in ihm finden.

Die Schriftsteller sind deshalb umgekehrte Kupferstiche, welche den größten Werth vor der Schrift, mittelmäßigen mit halber, nur eingerissener, und den geringsten nach vollendeter Schrift haben.

Siebenter Brief.

Hof, den 12. April.

Welch glücklicher Zufall! Die milde Frühlingsluft lockte mich in der gestrigen Abenddämmerung auf den Weg nach Schwarzenbach. Mein Auge weidete sich an den fernen, dunklen Bergstreifen des Fichtelgebirges, die den blauen Horizont trugen wie einen Baldachin, an dem die Prachtfedern kleiner, weißer Silberwölkchen sich wiegten. Junges, frisches Gras streckte behutsam die grünen Halme empor, noch zweifelnd, ob Blüthen- oder Schneeflocken auf sie fallen würden. Ein weißer Gegenstand, den ich in der Ferne erst für einen schneeigen Nachzügler des Winters hielt, zog meine Aufmerksamkeit auf sich; er flatterte und bewegte sich, ich trat hinzu, und denken Sie sich mein Er-

staunen, als ich zwei Briefe finde, die einst dem glücklichsten Bewohner dieser Gegenden gehört hatten! Es war ein Brief an, und ein zweiter von Jean Paul. Von beiden war das Datum abgerissen, nur die Oerter, von wo sie ausgestellt, waren noch lesbar. Ich schick' Ihnen die Abschrift beider Briefe, die Originale werd' ich wie Reliquien verehren.

I.

L. und A. an Jean Paul.

Stuttgart, ...

Warum mußte auch den Griechen ihre Pythia ein Weib seyn? Wir hätten Dich, edler Mann, so gern jenen heiligen Priester genannt, dessen Heiligthume wir uns in frommer Scheu nahen, um einen weisen Spruch Deines gottbegeisterten Mundes zu hören.

Wir haben Dich deshalb zum Schiedsrichter einer zwischen uns streitigen Frage erwählt, weil Du in dem Gerichtshofe, vor den sie gehört, heimisch bist, und Dein Advokatenamt nicht Deines Genusses wegen übst, sondern um andern ihn zu verschaffen. Ja noch mehr! Du

sollst ordentlich einen Familienproceß entscheiden, den wir mit Deinem Vater angebunden haben. Nicht die ruhmwürdige Verlassenschaft Yoricks, seine Tugenden und Schönheiten, sollst Du geerbt haben, so daß, wenn man ihn, so auch Dich liebt, sondern auch die Schulden, die er bei vielen noch anstehen hat, und die Du ehrenhalber bezahlen wirst. Wir erklären uns deutlicher.

Zwei Schwestern sind über den Satz des empfindsamen Reisenden: Einer, der nicht gegen das ganze weibliche Geschlecht eine Art Zuneigung hat, liebt keine recht! verschiedener Meinung geworden. Nicht eigentlich über den Satz selbst, sondern über einige Folgerungen, zu denen er uns Veranlassung gab. Höre den Sachbestand, nicht wie er gerade ist, sondern wie er jetzt vorliegt, und gib Deine Entscheidung!

Die ältere Schwester kennt keinen tiefern Forscher in den Geheimnissen der weiblichen Seele, als Jean Paul: die jüngere widerspricht, und hofft dennoch von der Unpartheilichkeit des betheiligten Richters. Jene behauptet, die weibliche Seele sey eine Art Kommunalseele, eine

Art Gemeingeist, und bekennt sich damit zu jenem poetischen Pantheismus, der, wie Sterne in der vorhin angezogenen Stelle will, zuvor die Weiblichkeit und dann erst die Weiber liebt. Weder der Abend= noch der Morgenröthe gleiche diese Seele, sondern nur dem freien, blauen Himmelsraum. Der Unterschied der Frauen läge nur in der Art, wie sie ihr Haar flechten, ihre Locken drehen, kurze oder lange Taillen tragen, und zwei Säume am Rock lieber haben, als drei. Die Frauen — fährt sie fort — sind alle dieselben, sie lieben sich daher auch unter einander nicht, weil sie im Grunde dann sich selbst lieben müßten, und weil Egoismus nur den Männern zukömmt, die allein Charaktere tragen. Das ewige Sittengesetz: Erkenne dich selbst! erfüllen zwar auch die Frauen, aber nur so, daß sie die Fehler und Tugenden nicht in sich, sondern in andern aufsuchen, und sich selbst bessern, indem sie andere loben oder tadeln. Diese Ansicht ist die Deine, sie zieht sich wie Goldgeäder auf Deine Schriften. Der letzte Vergleich rührt noch immer von derselben ältern Schwester her.

Die jüngere ist so kühn, diese Ansicht den

einzigen tauben Gang in Deinen Schriften zu nennen, Perlen in dem labenden Weine Deiner unsterblichen Schöpfungen, aber Perlen, die aus Luft gebildet sind. Sie behauptet, daß die Weiber nur darum hassen, weil sie in der That auch lieben können. Nicht das Gefühl, sagt sie, ist ihr Liebeselement, sondern der Verstand. Nur durch die Formen unsers gesellschaftlichen Lebens werden sie verhindert, eine wunderbare Fülle mannigfacher und untereinander sich durchaus entgegengesetzter Charaktere zu entfalten. Sie hält diesen weiblichen Liberalismus nicht für eine leere Meinung, sondern für die tiefe Ansicht eines erweisbaren Verhältnisses. Sie erschrickt vor den weiblichen Gestalten, die Deine Phantasie dem Leser vorführt, und bekennt, daß sich in ihnen nur die Eitelkeit der Männer spiegelt. „Entsetzlich!“ — schrieb sie gestern in ihr Tagebuch — „man hält uns Weiber nur für eine Taucherglocke, die die Männer berge, wenn sie sich aus der Tiefe des Lebens köstliche Perlen zu ihrem Schmucke holen.“

Nun ist dies unsere bescheidene Frage: Haben wir uns in der Auffassung Deiner Meinung geirrt? Bist Du im Stande, sie einer Prüfung

zu unterwerfen, und wenn Du vor Dir selbst nicht bestehst, sie zu widerrufen? Oder wenn Du ganz die Sache als die Deinige nicht betrachten wolltest, kannst Du für Deinen Ausschlag dann entscheidende Gründe anführen? Verzeihe den lästigen Fragerinnen, die selbst den Muth besäßen, wenn Du zaudertest, Dich auf den Seherdreifuß zu ziehen, wie Alexander die sträubende Pythia! O, sie wünschen Dir ja so viel Lebenssonnen als Lebenstage, und bitten die Götter, einen ewigen Frühling um Dich blühen und duften zu lassen! Versag' ihnen die Bitte nicht, Du Guter!

II.

Jean Paul an L. und A.

Hof, ...

Jemand hat einmal gesagt, und irr' ich nicht, bin ich es selbst gewesen, es sey ein verflogener Schmetterling in den stillen, heiligen Räumen einer Kirche ein erhabener Gedanke.

Im Gegentheil, der Gedanke weht wie Tod und Grabesschauer. Wenn eine Schönheit nicht aufhören soll, durch sich selbst schön zu

seyn, so muß sie keine Folie haben. In der Algebra bejahen zwei Verneinungen, in der Aesthetik verneinen sogar zwei Bejahungen.

Theils um überhaupt meine Fähigkeit zum Widerruf zu zeigen, theils um die Flammen eines drohenden Schwesternkrieges zu ersticken, erwähne ich diesen falschen Ausspruch. Zwar bin ich es selbst gewesen, der allen von mir entworfenen Gestalten als Urbild gesessen hat, doch steh' ich von ihnen noch immer so weit entfernt, wie von meiner Feder, dem Papier, den Lettern, der Druckerschwärze. Ich rufe Euch Streitenden jenes obige Bild zurück und gestehe beschämt, daß mein Gedanke dem Schmetterlinge gleicht und die Räume der Kirche dem Heiligthume der Weiblichkeit; daß ich Leben und Wahrheit zu schildern glaubte, und doch die Frauen wie leblose Bilder gezeichnet habe.

Die Frauen sind mir auf meinen Wanderungen durch's Leben zwar oft, aber nur vorübergehend begegnet; ich habe manchen Blick des Auges, manches stille Geheimniß des Herzens belauschen können, und besitze viele Edelsteine einzelner Beobachtungen, die ich mit der Kunst meiner Rede zu schleifen, sie aber nicht

zu fassen verstehe. Die weiblichen Gestalten, die in meinen Schriften geschildert sind, bilden nur einen Complex von Wahrnehmungen, eine Zusammenreihung, wo die Perlen den Charakter bedeuten sollen, die Schnur aber, die dieser eigentlich seyn müßte, nur meine Willkühr ist. Mein Leben hat nur solche Frauen gekannt, die in einer kurzen Zeit mir Alles waren und dann plötzlich so wenig wurden. O! ich fühle es tief, daß ich manches weibliche Herz wie einen zarten Baum geritzt und verwundet habe, weil ich den Trieb zu beobachten, nicht den, zu genießen empfand. Die Einheit der Weiblichkeit kannte ich wohl, aber die des Weibes nicht. Jene betrachtete ich wie ein Petrefakt, wie eine Krystallisation, die, einmal gebildet, durch sich selbst sich nicht wieder auflösen könne; diese blieb so oft eine kalte Mumie, wie sehr ich sie auch mit Blumen und Kränzen behing.

Ob ich nun der jüngern unter den feindseligen Schwestern allein Recht gebe? Nein, auch hierin juste milieu! Ich löse die materielle Ansicht, nach der die Weiber eine höhere Art Meerkatzen sind, und die spirituelle, nach der sie eine ewige Engelerscheinung vorstellen wür-

den, in die praktische auf, die, von Illusionen sich fern haltend, die Weiber auf jeder Stufe anerkennt. Die Weiblichkeit ist eine leere Abstraktion, ein leerer Raum, der Resonanzboden, in dem sich die Töne der auf vier Oktaven hoch und tief anschlagenden Tasten bilden. In Alles hat die Natur das Moment der Entwickelung gesetzt; nur die Weiber sollten nichts Weiteres seyn, als Abdrücke einer ursprünglichen, unveränderlichen Zeichnung? Nein, das ist das stetige Gesetz, daß sie in Tuschmanier zeichnen, während die Männer in Stahl stechen. Variationsfähig sind wir Alle, die Einen in Dur, die Andern in Moll.

Darf ich nun zum Zeichen des Friedens auf einen Regenbogen hoffen? Soll ich, da ich nun doch einmal Priester und Richter bin, der Bundeslade nahe treten und opfern zur Versöhnung zweier Schwestern? Ein Theil fällt dem Priester zu: es sey die Bewahrung der alten Liebe. Ich kann ohne diesen Himmelsthau nicht gedeihen! Man liebt mich selbst bei meinen Fehlern, weil man sie für Tugenden hält; nun ich selbst eingestehe, daß es Fehler sind, soll man mich dann zu lieben aufhören?

Achter Brief.

Altenburg, den 13. April.

Ein durch Papier, papier maché und gelinde Censur ausgezeichneter Ort. Oder interessirt Sie die Burg an der Stadt, die auf Porphyrfelsen gebaut ist, so und so viel Fuß hoch, auch viele Erinnerungen an Mittelalter, Prinzenraub, Kunz von Kauffungen und Schwerter enthält, die wir alle drei mit vereinten Kräften nicht heben können? Mich beschäftigt ein anderer Gegenstand, ein ethnographischer.

Ich suche nämlich schon den ganzen Tag auf der Karte, in meinem Tagebuche und in der Umgegend die große Demarkationslinie zwischen nord- und süddeutschem Charakter. Jetzt glaub' ich fast, daß ich sie dort hinstellen muß, wo zum ersten Male ein Voigtländischer Bettlerknabe meinem Wagen nachlief und um eine geneigte Unterstützung anhielt. In Schwaben und Franken geschah das nicht, und glauben Sie, nicht die Armuth ist Schuld daran, sondern die gegen Norden zunehmende Dreistigkeit.

Nirgend hab' ich die Jugend so verschämt, so zurückhaltend gefunden, als in Süddeutsch-

land. Der Gegensatz der beiden Kammern im Herzen Europa's, der viel angefochten und viel vertheidigt ist, liegt hauptsächlich in der Art der Erziehung, wie sie im Süden und im Norden betrieben wird. Dort wird die Jugend zu spät, hier zu früh reif. Dort kann man schon viel gelernt haben, ohne noch etwas sprechen zu können, hier hat man schon sehr viel gesprochen, ehe man noch etwas gelernt hat. Sechszehn- und Achtzehnjährige werden in Schwaben noch bis über die Ohren roth, wenn man sie anredet; hier unten sind die Buben von vierzehn Jahren schon weise, ja naseweis. Die süddeutsche Seminar- und Klostererziehung verhindert die Jugend, selbstständig zu werden. Die fortwährende Aufsicht des Lehrers weist sie nur auf Gehorsam und Arbeit hin. Das elterliche Haus, dieser alleinige Tempel der Erziehung, ist dem Knaben entrückt, und die Sehnsucht nach der Familie gibt seinem Geiste ein eigenthümliches Kolorit. Aus solchen Einflüssen läßt sich die poetische Stimmung der Süddeutschen erklären, die mit Unrecht ein Gesetz der Natur genannt wird.

Hier unten fehlt die Aufsicht des Lehrers.

Die Schüler schließen sich fester an einander an, der Korporationsgeist entwickelt sich oft bis zum gehässigen Gegensatz gegen das Leben der Schule, und die Familie tritt nicht so in die Ferne zurück. Die extreme Folge des süddeutschen Erziehungssystems ist Pedantismus bei den Stillen und Cynismus bei den Freieren, des Norddeutschen fast immer fade Leerheit und Anmaßung. Wären im Süden diese Ueberreste alter Sitte nicht so fest gewurzelt, wie sollte sich bei den vielen Berührungen mit Frankreich, bei dem Einflusse einer so schönen, reizenden Natur noch so viel Trockenheit der Meinungen und trüber Wahn haben erhalten können? z. B. in der Theologie und Philosophie jener alte, hölzerne Scholasticimus, die trockenste Orthodoxie? Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die frischen, jungen Schößlinge der alten Stämme alle nach dem Norden hin ausschlagen. Der Ruf des Genialen, Geistreichen, der dem Norddeutschen vorangeht, führt sich allein auf die Zellen der süddeutschen Schulen zurück. Von oben her führt man die rohen Stoffe ein, die hier unten verarbeitet und durch geschäftige Thätigkeit nutzbar werden.

Diesen Brief vollende ich, indem ich schon auf dem Wege nach Leipzig bin. Ich sehe deutlich, wie der erste Strahl der Frühsonne die Spitze der St. Thomaskirche röthet. Erst wollte ich diesen rothen Fleck eine Jakobinermütze auf dem Freiheitsbaum Leipziger Waare nennen, thue es aber nicht, weil es wieder an Politik erinnert und zuletzt wie Satyre klingt. Wie ich eben sehe, ist es um Pleiße-Athen sehr kahl und flach; aber hat nicht schon Heraklit gesagt, daß das Element des Geistes das Trockene sey?

Vorher noch ein Gedenkblatt!

Ein Mangel der Erziehung.

Unsre gegenwärtige Erziehung gibt der Jugend nur die Anweisung, Alles zu genießen, und sollte ihr nur die geben, Alles zu entbehren. Sie macht den jungen Körper fähig, Hunger und Durst zu ertragen, Hitze von der Kälte nicht zu unterscheiden, und allen Elementen Trotz zu bieten. Das läßt sich hören; aber was wird damit gewonnen? Kommen unsre Vettern und Neffen, unsre Nachbarskinder, die einen solchen Abhärtungscursus doppelt bezahlen

können, wohl je in die Lage, von ihrer spartanischen Erziehung Gebrauch zu machen? Sind die Urwälder denn nicht längst ausgerottet? Hausen wirklich noch Bären auf den Akazien unsrer Promenaden? Sind die Tuchfabriken, die Heizöfen, die Kaffeehäuser noch nicht erfunden? In dieser Hinsicht thut die Erziehung wirklich zu viel, in der andern thut sie zu wenig.

Wir lernen die künftigen Prüfungen bestehen, wer lehrt uns aber den Schmerz der Resignation ertragen, wenn wir durchfallen? Warum lehrt uns die Erziehung, Minister zu werden, warum nicht vielmehr einst das Portefeuille zu verlieren? Man gibt den Kronprinzen Unterricht, als Phönixe einst ihre Völker zu beglücken oder als Raubvögel zu verderben; wer lehrt sie, von ihren Thronen herabsteigen, verjagt werden, und mit Würde im Exil leben?

Wir sollten in der Schule unsre Zöglinge in der Gymnastik der Seele üben, und statt den Körper gegen Unfälle, welche sie niemals treffen, die Gemüther gegen Leiden abhärten, welche ihnen die Zukunft nur zu gewiß bieten wird.

Neunter Brief.

Leipzig, den 14. April.

Jetzt bin ich in einer Stadt, wo die Söhne des Merkur in der elegantesten Kleidung mit der Feder hinter'm Ohr spazieren gehen. Die berühmte Frage der Leipziger, ob man schon um ihr Thor herumgegangen wäre, hab' ich durch die That beantwortet und mich überzeugt, daß Leipzig einer Zwiebel gleicht, die immer noch Zwiebel bleibt, wenn man auch die erste, zweite, dritte äußere Haut abschält. Was sie nämlich in Leipzig ihr Thor nennen, ist erstens kollektiv als eine Mehrzahl von Thoren zu verstehen, sodann ist der bezeichnete Umgang eine Promenade innerhalb der Stadt selbst. Auch die Spartaner haben gesagt, ihre Herzen seyen die Mauern der Stadt.

Den Kuckuck hab' ich zwar schon rufen hören, und die sentimentalen Handlungsjünger gehen schon mit blauen Veilchen in den Knopflöchern ihres schwarzen Fracks — um's Thor herum, aber noch ist an Rosen nicht zu denken, weßhalb ich auch nicht sehen konnte, ob das Rosenthal wirklich von einer Thatsache seinen Namen

hat. Ein gedruckter Fremdenführer spricht sogar von Nachtigallen auf dem Wege nach Gohlis, aber die noch zu frühe Jahreszeit hat mir diese Wunder verschlossen. Eins aber glaub' ich dem Fremdenführer nicht, daß jene Parthien besonders von „melancholischen Denkern" besucht werden sollen. Meines Wissens hat die Geschichte der Leipziger Dicht- und Denkweise eine solche Gattung von Denkern niemals aufzuweisen gehabt.

Wenn in Deutschland ein Gedanke dem Gange der Wissenschaft eine neue Bahn brach, so kam er zwar auch nach Leipzig, aber nur dann erst, wenn schon wieder eine neue Idee jene für Leipzig noch unerhörte, allerneueste widerlegt hatte. Ein sonderbares Schicksal! Die Alongeperrücken waren in und an den Köpfen der Deutschen älter, als die Zöpfe. Gottsched und seine Alongeperrücke waren aber für Leipzig noch immer das Modernste, als die gesunde Vernunft sich schon längst für Bodmer und die Zöpfe entschieden hatte. Welch ein Unterschied zwischen Garve, Gellert, Platner auf der einen, und Gottsched und seiner Kulmus'schen Ehehälfte auf der andern Seite!

Aber als jene für Leipzig entscheidend wurden, da hatten Jakobi und Kant schon längst, jener in den Schachten des Gefühls, dieser in denen der Vernunft, bisher unentdeckte Erzstufen gebrochen. Nun sind die Zeiten Kants schon wieder vorüber, und Leipzig hegt ihn noch immer, und „Leipzigs Denker“ hat sogar seine Terminologie ins Griechische übersetzt (sein großes Verdienst!). Leipzig scheint sich in so vielen andern Dingen neu: in der Kirche ist es rationalistisch, in der Schule humanistisch, im Staate gesetzlich liberal, und wie alt ist all' dieses Neue! Hat sich je in Leipzig Etwas aus eigenem Triebe entwickelt? Hat sein Genius dies je zugelassen? Die deutschübende Gesellschaft nannte sich die Görlitzische, Lessing schrieb Bremer Beiträge, und Fichte mußte erst in Zürich das werden, wonach er in Leipzig schon tendirte, mußte sogar noch später in Jena büßen, daß er nicht war, wie im sächsischen Konsistorio der Geringsten Einer. Ich habe viel in Leipzig gefragt, ob sich nicht eine Gallerie der ausgezeichnetsten Gelehrten, die seit Jahrhunderten seine Zierde gewesen sind, vorfände; aber die Gemäldesammlungen sind unvollständig, und

nach andern Gesichtspunkten, z. B. dem der Seelsorge in den Kirchen, geordnet. Wie gern hätt' ich einen Kommentar, einen catalogue raisonné zu ihnen phantasirt! Von der Stiftung der Universität hätt' ich begonnen und meinen obigen Satz über das Zuspätkommen schon gleich in diesen Anfängen durchgeführt. Leipzig wurde Universität, weil die in Prag aufhörte. Leipzig wurde Stapelplatz des Buchhandels, weil die Frankfurter sich ihn entreißen ließen. Leipzig lauschte zur Zeit der Reformation auf die Worte, die von Wittenberg herüberdonnerten, und es war ordentlich eine Ironie der Weltordnung, daß die aufgehobene Wittenberger Universität in Bitterfeld sich nicht auf den Leipziger, sondern auf den Halleschen Postwagen setzte.

Zehnter Brief.

Leipzig, den 15. April.

Haben Sie schon von einem Buche gehört: Ideen zur Philosophie des Leipziger Meßkatalogs? Unmöglich; denn ich will es erst schreiben.

Man hat in der neuern Zeit alle Dinge zu philosophiren gesucht. Die Engländer, oder wenigstens ein Marktschreier unter ihnen, nennen die Haarkräuslerkunst schon längst eine philosophische, weil die Zubereitung der Pomaden auf Grundsätze der Chemie gegründet ist. Kant ist Verfasser einer Metaphysik der Sitten, und als ein Gegenstück zu dieser könnte wohl eine Metaphysik des Buchhandels gelten.

Ist die Philosophie eine Hebammenkunst, um wie viel mehr der Buchhändler eine Hebamme? Die Buchhandlungen sind die Gebärstühle, in denen die reife oder unreife Konception des Geistes das Licht der Welt erblickt: die Kritik nimmt den Säugling in die Taufe — ach! wie selten ist es Weihwasser, dessen sich der Priester bedient! Wie oft ist schon die Taufe und die Namengebung die letzte Oelung! Doch zurück zu unsern Ideen, zur Philosophie des Meßkatalogs.

Nach dem Beispiele Herders schicken wir dem vollendeten Systeme noch Propyläen voraus, in denen kurz das Materielle, die Druckerschwärze, der Speditionshandel, die Geschichte des Buchhandels abgethan wird. Den Ueber-

gang bildet die Bemerkung, daß in dem jährlichen Zusammenfluß der Buchhändler am Pleißestrom fast ein sittliches Moment liegt. Ihre Unternehmungen gewinnen dadurch an Solidität; Treu und Glauben, die bei vielen dieser Herrn oft punisch ist, wird durch die persönliche Konfrontirung lebendig erhalten. Jeder Mißbrauch des merkantilischen Vertrauens wird sogleich auf das Empfindlichste gestraft, weil die Zahl der Betrogenen nicht auf Wenige, sondern auf Massen sich beläuft. Fänden sich doch auch unsere Schreibherrn so zusammen, daß sie sich nicht die Köpfe stießen, sondern die Hände reichten! Wie sehr würde das persönliche Verhältniß der Bewegung auf die Feinheit und die Würde literarischer Sitte einwirken! Wie würde man dann einsehen, daß die edelsten Kräfte des Geistes, Phantasie, Witz, Scharfsinn, sich auch dann noch unter einander ehren müssen, wenn sie zu verschiedenen Zwecken verwandt werden!

In die Einleitung des Systems gehört das Verhältniß des Meßkatalogs zur Bibel, Fibel und Weltgeschichte. Darauf wird der Begriff der Zahl erläutert. Sie hat im Buchhandel eine zweifache Gültigkeit, einmal als die gedan-

kenlose, in den Progreß der Unendlichkeit fortschreitende Zahl der Auflage, ob 500 oder 1000, oder noch mehr Exemplare eines Buches abgezogen werden, und zweitens als die intensive Zahl, als Bezeichnung des innern Werthes, die Bogenzahl. Denn wie in den Formen des gesellschaftlichen Lebens der Grundsatz anerkannt wird, daß der Mensch gerade immer so groß ist, als der Boden, den er besitzt, so steigt auch in deutschen Autoren mit der Zahl der Bogen das Bewußtseyn der Großjährigkeit. Unter zwanzig Bogen wird Niemand als literarischmündig vom Bundestag angesehen.

Der zweite Theil beginnt von einer Entwicklung des Begriffes Maaß. Ich weise nach, daß dieses Begriffes Bestimmung in der Relation liegt, in dem Verhältniß des Hegel'schen Außer sich. Hier entscheidet sich der Werth der Bücher nicht nach dem, was sie an sich sind — denn an sich steht z. B. eine politische Schrift Krugs nicht höher, als vielleicht eine reitkünstlerische über die rechte Art, Sättel geschickt und fest anzuschnallen, und von einem auf den andern zu springen — sondern nach dem, was sie erst durch ihre Beziehung werden. Ich bitte,

nicht zu voreilig den Schluß zu machen, daß sich der Werth der Bücher nach der gegenseitigen Zersetzung ihrer Materien bestimme, ob sie siegen, oder besiegt werden, ob sie Recht oder Unrecht lehren. Denn man sieht leicht ein, daß in diesem Falle nicht die Philosophie, sondern die Kritik die Grundlage des Systems bilden würde, daß wir so auf das vage Feld der Meinungen, auf den grünen Moorgrund der Ueberzeugung geriethen, und von den Dingen sprächen, nicht als ständen wir über, sondern mitten unter ihnen. Nein, das Maaß der Literatur ist die Fülle der Negation oder Position, je nachdem die Rede eines Buches Ja, ja, oder Nein, nein ist. Der bleibende Werth liegt in den Resultaten. Lösen sich diese in ein Fragezeichen oder überhaupt nur in ein Interpunktionszeichen auf, dem nichts vorangeht, so hat ein solches Buch sein eigenes Urtheil, und sein nur ephemeres Interesse ausgesprochen. Die Gesetzgebung ist das Ziel des Geistes. Gesetze umstürzen, ist eben so leicht, als sie übertreten. Die alten vertheidigen, oder die antiquirten durch neue ersetzen, das ist das Dauernde im Leben und im Buche. Vielleicht durch Instinkt

denken Sie darüber schon längst ächt philosophisch. Sie lieben die Bücher nicht, die nur lächeln. Sie untersuchen selbst bei den lachenden, ob der Verfasser auch die linke Hand in der Rocktasche hielt, um an die Stelle des eben Verlachten ein Besseres zu geben. Sie kennen den Grundfehler unserer Zeit, daß man nicht der Wahrheit wegen spottet, sondern nur des Spottes halber, daß die Ironie nicht in der sonderbaren Kontrastirung der Meinung und des Gegenstandes, sondern in der Spiegelung liegt, die das Gegenüber zweier Gegenstände bildet. Wer vor dem Nichts kniet, betet Alles an. Der edle Theil des Publikums, der sich lieber Volk genannt hört, erschrickt vor keiner Neuerung, nur muß er wissen, welches der neue Ersatz des Aufgeopferten seyn wird.

Der dritte Theil des Systems endlich bewegt sich in dem Elemente des G e w i c h t s. Wie es jedes gründlich schematisirte System verlangt, muß der dritte Theil desselben eben so sehr aus dem zweiten sich entwickeln, als in den ersten zurückkehren. Das unmittelbare Gewicht eines Buches liegt nicht in der äußern Masse des Papiers, im Gegentheil wiegen hier Brochüren

von einem oder zwei Bogen die dickleibigsten Folianten auf. Kömmt es auf das Gewicht eines Buches an, so entscheidet das Interesse des Augenblicks. Wie verwerflich eine Schrift ihrer Masse nach seyn kann, so vortrefflich kann sie oft ihres Gewichts wegen genannt werden. Weil sie federleicht ist, wenn sie auf Dauer Anspruch macht, so kann sie centnerschwer wiegen, wenn sie auch heute geschrieben ist, um morgen vergessen zu werden. Daher kommt es auch, daß selbst die bekannten Zwanzigbogner oft nicht mehr enthalten, als man auf einem preußischen Silbergroschen dreimal abschreiben kann. Nämlich das wahre Gewicht dieser Loyalen ist nicht das unmittelbare, sondern das specifische. In eine bestimmte Quantität Wasser getaucht, wiegen sie oft zehn, ja funfzehn Bogen weniger, als in der Luft.

Nun aber trenn' ich mich von Ihnen und von Leipzig. In der That kann ich nur Eines nennen, was mir hier Vergnügen gemacht hat, das hiesige Tageblatt. Auf der letzten Spalte ist es täglich ein gedruckter postillon d'amour. „Wann werd' ich Sie wiedersehen, holde M....?" läßt ein schmachtender N. einrücken, und Tags

darauf heißt es: „das Schicksal begegnet uns wie eine dunkle Wolke. Ach! vielleicht entladet es noch zuckende Blitze! Heut' Abend um acht Uhr erwartet Sie am bewußten Ort Ihre M....“ — „Eine um ihre Kinder besorgte Mutter“ läßt einrücken, wo man wohl die Drahtpuppen kaufen könne, nach welchen sie die jetzt beliebten sonderbaren Grüße ihren hoffnungsvollen Töchtern beibringen könne? Und nun die Bosheit eines Antwortenden! Er bezeichnet mehrere Fenster mit bestimmt angegebener Hausnummer, wo solche Drahtpuppen zu $^{1}/_{12}$, $^{1}/_{6}$, $^{1}/_{4}$ Dutzend zu haben seyen.

Noch ein Postscript!

Guter Rath für werdende Schriftsteller.

Seine erste Schrift muß man nicht herausgeben. Du lasest vielleicht eine erhabene Stelle deines Lieblingsautors, oder du kamst in einer Mondnacht aus den Umarmungen deines Mädchens heim, ein Stern fiel vom Himmel und die aufgehende Sonne des nächsten Morgens schien gleich auf das erste Blatt, das unter deiner jungen Schöpferhand keimte und blühte.

Einige fiebernde Wochen, eine Traumperiode mit halbwachem Schlafe, einige tausend Philister-Fingerzeige auf den besinnungslosen, nur von der Fee Aquilina redenden Jüngling, und die erste Bescheerung der Muse liegt vor ihm. Auf einer Papierbrücke von hundert Bogen kehrt er in die irdischen Räume zurück.

Für dies Convolut aber, ich beschwöre dich, suche keinen Verleger! Es ist ein Heckthaler für deinen künftigen Reichthum. Es ist eine Hanswurstjacke, deren Lappen groß genug sind, daß du alle die nachgebornen Kinder deiner Phantasie darein kleiden kannst. Es ist ein Polyp, ein Vielfuß, mit welchem sich noch hundert Torsorumpfe, welche dir der Zufall oder die Speculation eines Buchhändlers in den Weg legen, auf die Beine bringen lassen. Es ist ein Baum, der noch unzählige schlanke, gefällige Ableger treibt. Es ist ein heiliger, züchtiger, erhabener Stamm, mit welchem du alle wilden und üppigen Launen deiner spätern Muse, wie junge, wilde Schößlinge, veredeln kannst. Es ist die indische Abjiagoni, die Gebärmutter der Wolken, der Sterne, des Mondes und unzähliger Welten.

Die ersten hundert Bogen deiner Feder müssen nie bekannt werden, und wenn du stirbst, so befiehl deinen Erben, daß man sie verbrenne, und auf diese heilige Asche im Sarge dein todtes Haupt lege!

Eilfter Brief.

Dessau, den 16. April.

Fast fürcht' ich, Sie möchten den Plan meiner Reise entdeckt haben, und doch wissen Sie, wie sehr es in meinem Interesse liegt, nicht verrathen zu seyn. Ich blickte in die weite, öde Leere um Leipzig und besann mich auf einen Ort, der Sie von der großen Fahrstraße, die Sie in Ihrem Wahne mich schon einschlagen lassen, mälig wieder abbrächte. Gern würd' ich auch in Weimar's eben über Göthe's Tod trauererfüllte Mauern oder in die Musenstadt an der Saale eingezogen seyn, triebe mich nicht ein seltsames Geschick immer an Oerter, wo ich in den Wonnen großartiger, und doch mehr lächerlicher als ernster Erinnerungen schwelgen kann. So zieht es mich nach Dessau hin, in

das Land der Nimrode, wo ich so Vieles finde, was einst die Glückseligkeit des Jahrhunderts war, und was jetzt von einem später gebornen Geschlechte so gern belächelt wird. Welch mildes Wehen in diesen gefälligen Gassen! Welch stille Ruhe auf den geschmückten Gräbern des weltberühmten Friedhofes! Und auf seinen Grabmonumenten all' die sanften Gründe des Trostes, die thränenden Gedanken, Hinblicke auf die verschlossene Welt dereinstiger Hoffnung, und daß das Leben nicht Leben, sondern Tod das Leben sey! Scheint mir doch ganz Dessau wie die Empfindung einer schönen Seele zu klingen. Es ist aus Rührung aufgebaut; man glaubt hier im Vorhofe eines großen Tempels des Gemüths zu stehen.

Mendelssohn ist hier geboren. Wäre diesem doch kein Spinoza vorangegangen! Wo man nach dem Bedürfniß des Herzens entscheiden möchte, da soll man den Maßstab der Kritik anlegen! Mendelssohn würde noch jetzt als ein wahrer Schüler des Sokrates gepriesen werden, weil er die Philosophie aus den Wohnungen der Himmlischen in die Herzen der Menschen brachte, wenn nicht sein großer Vorgänger schon

umgekehrt die Philosophie aus der Erde in den Himmel zurückgeführt hätte. Spinoza lehrte die Göttlichkeit des Menschen, und weil diese Lehre weder gehört, noch befolgt wurde, so war die Humanitätsphilosophie eines Mendelssohn vielleicht kein Fortschritt, sondern ein Hinderniß. Woher aber dieser wunderbare Ton der Wehmuth in Mendelsohn's und des ihm so verwandten Garve's Schriften? Waren diese Männer so sehr Griechen, daß ihnen die Philosophie nur Liebe und Sehnsucht zu ihr blieb? War es so die Stimmung ihrer Seele, wenn sie fast wie mit verweinten Augen schrieben? Ich habe Garve's Schriften nie lesen können, ohne mir das Bild des leidenden Mannes, wie sein ganzes Seelenleben ein klagender Optativus war, lebhaft vorzustellen. Ich dacht' ihn mir in seiner einsamen Klause, kämpfend mit den Leiden des Körpers, die auch den Geist durchzitterten, nur Bitte, nur Wunsch und Bedürfniß. Und dennoch glaub' ich nicht, daß diese sanfte Schwärmerei des Schmerzes allein aus dem Unterleibe geflossen ist. Nein, ich denke, die Zeit denkt und fühlt mit uns und für uns. Die Töne der Weltharmonie singen wir, wohl mit eige-

ner Kehle, schreiben auch die Noten selbst, aber die Stimmung ist nicht unser, auch der Flötenzug und die Dämpfung nicht. Als in Griechenland selbst das letzte Abendroth der Freiheit verglommen war, und ein Volk, das sich in den Formen seines politischen Lebens nur allein als lebendig gefühlt hatte, mit diesen Formen auch den Glauben an sich selbst verlieren mußte, da suchte man das geweihte Wasser, in dem sich der Greis verjüngen möchte, das heilige Opferfeuer und die mystische Weihe des Priesters, um nur irgendwo an den gelähmten Lebensnerven wieder berührt zu werden. Aehnlich stimmte im vorigen Jahrhundert der Schmerz der Zeit und Geschichte die kranken Geister. Der Wust der Eindrücke war zu unermeßlich und verworren geworden. Ueberall fühlte man sich beengt und beschränkt, so daß kein Wunsch natürlicher war, als der, die alte beschriebene Tafel der Seele möchte ausgelöscht und urneue Charaktere darauf gezeichnet werden.

Nun traten die modernen Weltpriester des Volkes auf, die Erzieher, und die kleine, hoffnungsvolle, frisirte Jugend wurde den liebenden Armen der rettenden Heilande anvertraut. Da

stand auch in Dessau eine Schaar zu vermensch-
lichender Knaben, und an ihrer und ihrer Haar-
beutel Spitze der dicke, große Basedow. Mit
den Helden des Jahrhunderts trieb er Denk-
übungen und Kopfrechnen. „Mein Söhnchen,
wie nennt man das, was Du jetzo thust?“ —
„Essen.“ — „Was braucht man, um zu essen?“
— „Speise.“ — „Wie bekömmt man solche
Speise?“ — „Für Geld.“ — „Nein, nein,
mein gutes Kind, ich meine, woher überhaupt
die Speise kömmt?“ — „Sie ist gewachsen.“ —
„Richtig, und wer hat sie wachsen lassen?“ —
„Der liebe Gott.“ — „Das ist schön! und
was sollen wir nun thun?“ — „Wir sollen
sie essen.“ — Nein, nein!“ — „Wir sollen
Gott danken, daß er ein so lieber Vater ist
und gibt seinen Kindern zu essen.“

Basedow! Man hat ihn einen Charlatan
genannt. Warum mußt' er aber auch so kon-
traste Manieren haben, und mit seiner Frau,
die sich wie eine Kunstreiterin aufschmückte,
durch's Land ziehen! Ich würde sein Erzie-
hungssystem lachend vertheidigen; warum besaß
er aber auch die possenhafte Eigenschaft, jedes
Lied nach der Melodie des Dessauer Marsches

zu singen! Basedow war eine durchaus plebe-
jische Natur. Auch die Philanthropie hätte
Cynismus werden können, wenn der Geist des
Menschen außer Empfängniß nicht auch Ent-
wicklung besäße. Die Erziehung gleicht einem
Baume, der sich, wenn er noch jung ist, nie-
derbeugen läßt, aber überall schlagen denn doch
frische Keime aus dem grünen Holze, die empor-
schießen und das Licht der Sonne suchen. Ba-
sedow brachte eine Erziehungsart auf, wie jener
unerfahrne Gärtner, der nicht den Stamm der
Bäume begoß, sondern die Blätter und Blüthen,
und zu gewinnen hoffte, während er doch die
Bäume zur Fäulniß brachte.

Von diesen pädagogischen Hetzjagden, wie
sie von Dessau nach Magdeburg kamen und
mit Büsching die Reise nach Rekahn machten,
ist der Uebergang leicht auf die Nimrodischen,
die einst die Anhaltiner mit so vielem Glanze
ausführten. Aber ich scheue mich, Ihnen von
Zwanzigendern zu erzählen. Hetzpeitschen, Hal-
lali, Halloh, wiehernde Pferde, schäumende
Hunde, zusammengetriebene Bauern, Frohnen,
Leibeigenschaft — nein, meine Freundinnen,
das sind kalte, russische Gegenstände, von denen

ich zwar gern spreche, aber nicht in Ihrer Gegenwart.

Noch eine Betrachtung zum Schluß!

Die todten Gedanken.

Große, unermeßliche Gedanken, der Gedanke einer Revolution, einer Weltherrschaft erlebten oft eine zwiefache Geburt. Es gibt Gedanken, die zweimal geboren wurden, ehe sie einmal starben; aber es gibt deren noch mehr, die, ehe sie einmal geboren wurden, schon zweimal gestorben sind. Ich kenne Menschen, welche für solche Gedankenembryone nur Spiritusgläser sind. Die Welt ahnt es selten, daß die Ideen dieser Menschen Riesen sind, denen man nichts vorwerfen kann, als daß sie nicht zur Reife kamen. Sind es Künstler, so werden sie verabschiedet, weil sie nur mittelmäßig in der Farbengebung, unvollkommen im Faltenwurf sind; man übersieht es, daß ihnen nur dies Wenige fehlte, um in allem Andern Raphael und Correggio zu werden. Sind es Schriftsteller, so wurden sie von neun und neunzig Kritikern unter das Caudinische Joch der Schmach

geführt, und nur der Hundertste ahnte, daß unter der staubigen Asche ihrer verfehlten Schriften ein himmlisches, prometheisches Feuer glühte.

Außer diesen todten Gedankenembryonen gibt es auch geschiedene Gedankenkinder, und verstorbene Gedankenjünglinge. Dem rückwärtsblickenden Gefühl ist das Land der Erinnerung ein Paradies, ein Spielplatz der Jugend, wo die Sonne noch goldner strahlte, und die Blumen noch frischer blühten; wie anders dem denkenden und dichtenden Geiste! Er ist ein Januskopf, dessen Jünglingsantlitz in die Zukunft, dessen Greisenauge in die Vergangenheit blickt. Wenn die Seele ihr Auge rückwärts wendet, sieht sie in der Erinnerung nur die stillen Gräber eines schweigenden Friedhofes, und jeder Denkstein nennt ein Wort, für welches deine Seele einst glühte! Jeder Cypressenzweig senkt sich auf eine Lehre, die du einst mit stürmischer Hingebung umfingst, senkt sich auf einen Irrthum, der den Wissensdurst des Jünglings auf einige selige Tage stillen konnte. Ach! jene kleinen Gräber mit den schwarzen, rosenverhangenen Stäben — erkennst du die

schlummernden Todten, die unter ihnen ruhen? Es waren die ersten Gedanken, die im Traume, auf einem Spaziergange, hinter einer schattigen Hollunderhecke, im Arm deiner ersten Liebe durch deine Seele blitzten; es waren die aufschäumenden Ideenperlen in dem noch überströmenden Becher deines erwachenden, erstarkenden Selbstbewußtseyns. Man pflegt von hellen, aufgeweckten Kindern so passend zu sagen: „Sie haben Raupen im Kopf!" Jene blumenbedeckten Schläfer waren die ersten entpuppten Schmetterlinge, welche deine junge Psyche in ihre heitere, sonnenhelle Welt sandte!

Je lebendiger die Fortschritte unserer Erkenntnisse sind, desto mehr solcher Todten haben wir zu begraben. Bemitleidet jene Spötter, die auf ihre ersten Träume, die Irrthümer ihrer Jugend, die falschen Spiegelbilder richtiger Ahnungen, mit stolzem Lächeln herabsehen können!

Der edle Jüngling wirft sich vor seiner Zukunft nieder, und fleht sie mit heißen Thränen an, für seine jetzige selige Gegenwart, für sie einst Vergangenheit, ein heiliges Andenken zu bewahren. Und der gereifte Mann hält seiner Jugend das gegebene Wort; eine fromme

Scheu durchzittert ihn, wenn sein Auge auf die Vergangenheit fällt, und seine jetzt zu Grundsätzen erstarkten, männlichen Gedanken opfern gern den Manen ihrer jungen, schon im Flügelkleide dahingeschiedenen kleinen Brüder.

Zwölfter Brief.

Potsdam, den 17. April.

Hinter Wittenberg hört der Wechsel der Jahreszeiten auf. Nun ist die Natur ewig jung und ewig alt; Tannenbaum, das edle Reis, bleibt die Zierde des gelben Landes, und die nüchternen, geistlosen Pappeln strecken sich auf den staubigen Chausseen. Vor Wittenberg sah ich zum ersten Male einen schwarz und weiß bemalten Pfahl. Warum mir aber so weh wurde, davon muß ich Ihnen den Grund verschweigen, und kaum werden Sie errathen, wie ein Scythe durch die preußischen Nationalfarben kann zur Wehmuth gestimmt werden. Das Sonnenlicht brannte auf den Block, und deutlich unterschied ich mit der Hand, wie immer die schwarzen Streifen glühten, und immer die

weißen so kalt und todesmatt schimmerten, ganz wie in Preußen, eines herrlich, das andere beängstigend.

Nun finden Sie überall nur Adler und Kronen und Scepter, und in Potsdam endlich lange Grenadiere. Potsdam wollte ich Anfangs zu Allem, was ich über Preußen schon gesehen und gedacht und empfunden hatte, wie ein kategorisches Punktum setzen, bald aber merkte ich, daß es in der großen Staats- und Geschichtssprache Preußens nur der Anfang einer Periode ist, der das rechte Ende fehlt, ein Anakoluth.

Ich habe Sanssouci gesehen und Friedrichs des Großen Grabmal und die Grabmäler seiner Hunde, die einmal ein späterer Alterthumsforscher für Freunde und Freundinnen des großen Mannes halten wird. Was ich von den schönen Tempeln und Pallästen denke? Die Kunst, meine Theuren, ist ebensosehr ein Werk der Begeisterung, als sie den Enthusiasmus bewirkt. Ein jeder Künstler hat Etwas befriedigen wollen, entweder seinen noch unausgesprochenen Drang oder sein künstlerisches Interesse. Griechen formten Tempel, weil sie die Götter in heilige Gemächer stellen mußten, und wie

sie gleichsam ihren eigenen Geist als Kalk und Mörtel verbaut haben, beweisen die Unterschiede ihrer Bauarten, von denen man nicht weiß, ob man sie nach ästhetischem oder psychologischem Gesichtspunkte trennen soll. Ludwig XIV. Zeitalter ist für die Richtung aller Künste entscheidend gewesen. Die schwebenden, tänzelnden Statuen scheinen nicht mit dem Meißel geformt, sondern wie von Lulli komponirt. Auch in die Architektur wurde das erhabene, pompöse Gleichmaaß des Alexandriners gebracht. Die Schule, in der sich der Künstler bildete, war das Studium. Dies soll es zwar immer seyn, aber wenn die Begeisterung keine volksthümliche ist, so muß sie eine philologische bleiben. Die Bauten Schinkels könnten auch von den Professoren der Aesthetik als Apparat zur Erklärung des Vitruv und Pausanias gebraucht werden.

Bei den Bauten von Versailles und Potsdam hatte der Künstler die ungefähre Idee eines neuen Gebäudes; er setzt sich hin und zeichnet sie auf. Nun findet sich aber, daß die Idee nichts mehr war, als im Grunde nur eine einzelne Façade, daß sie durch ein wirkliches Haus noch unterstützt werden muß. Aus dieser Vor-

bereitung ergaben sich zwei Folgen, einmal die Armuth dieser Palläste, die bei allem Schmuck und bei aller Großartigkeit doch sehr grell hervortritt, und überdies die alte Bemerkung, daß Potsdams Gebäude nicht nach architektonischen Grundrissen, sondern wie nach niedlichen Kupferstichen gebaut sind. Man kann ferner an ihnen deutlich unterscheiden, was des Künstlers Enthusiasmus aufgefunden und was ihm die Nothwendigkeit geboten, hinzuzusetzen. Die Einheit liegt nicht im Ganzen, sondern in einzelnen, separaten Theilen. Während an Jedem immer Eins, was anmuthig und freundlich in die Augen fällt, sich findet, herrscht im Uebrigen die geistloseste Kategorie, die in der Kunst nur existirt, das gleichmäßige Fortschreiten in der Proportion. Die Consequenz der Proportion ist chinesischer Geschmack, und ich muß gestehen, daß ich bei vielen Pallästen dieser Stadt an China erinnert wurde. Das Chinesische ist in der Potsdamischen Kunst so durchgreifend, daß sogar ein Haus, das in der That japanisch seyn soll, nicht im chinesischen Style gebaut ist. Wolf, Friedrichs des Großen Liebling, hielt China für den besten Staat.

Zum Denken und Exerciren ist diese Stadt sehr geschickt. Man kann hier ziemlich abstrakt leben, und ich mache den Vorschlag, bei dem gegenwärtigen Mangel einer tonangebenden Philosophie, eine Kolonie von Denkern hieher zu führen, die man vielleicht eben so bereitwillig aufnimmt, als die russische Kolonie Alexandrowka. Als ich durch die Blockhäuser dieses Dorfes wandelte, dachte ich an den Weisen drüben auf Sanssouci, an die Schlachten bei Zorndorf und Kunnersdorf, an Diebitsch und an eben diese Kolonie, und an eine Welt, wo man heute wegen einer Meinung gelobt und morgen schon getadelt wird, daß man sie nicht geändert hat.

Durch die Einsamkeit Potsdams fliegen rothe und schwarze und steinerne Adler. Ueberall Helmlarven an den Häusern, aufgestürzte Panzer, von Kugeln und Kanonenröhren umgeben, und Fahnen, gestickt und geschmückt mit frommen Wünschen und militärischen Lakonismen. Selbst an meinen Ofen im Gasthofe hatte sich ein Adler geflüchtet, einer aus Lehm, in die Kacheln gebrannt. Ihm zu Füßen lagen Siegestrophäen, Helme, Schilde, Speere, Schwerdter.

Oben stand die Sonne mit vier und zwanzig Strahlen, und ein Mann in der Scheibe, als wär's nicht die Sonne, sondern der Mond. In diese Sonne fliegt der Adler kühn hinein, ein Experiment, um welches drei Worte zu lesen sind, die mir, einem unerfahrnen Lapidologen, mancherlei Schwierigkeit verursachten. Erst las ich: *huic* soli cedit, und übersetzte, dieser allein (nämlich der Sonne) weiche Preußens Adler. Ich erschrak vor dieser Auslegung, denn der Preußische Staat ist ja das Land der Aufklärung, es sucht die Sonne und flieht die Finsterniß, und der Adler fliegt auch auf dem Bilde gerade hinein. Ich glaub' auch, das Gegentheil ist richtiger: *non* soli cedit, nicht einmal der Sonne weicht der Adler. O, ich weiß es, Preußen wird der Wahrheit, und dann wird die Wahrheit auch ihm Wort halten! Aber auch nur dann!

Die literarischen Elfen.

Ein Märchen ohne Anspielungen.

Einer der mächtigsten Berggeister des Harzes hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, welche sich für ihr Leben gern mit der neuen Literatur beschäftigten. Je weniger sich davon in ihre unheimlich glänzenden Metallpalläste, in ihre einsamen Erzstuben und zinnernen Philosophengänge verlor, desto heißer wurde ihr Verlangen nach einer genaueren Bekanntschaft. Jetzt mußten sie sich begnügen, wenn ein Bergmann einsam in seiner von einer Lampe matterhellten Erzkammer saß und mit dem Eisen in dem Felsen pickte, ihm recht tief in seine blauen Augen zu sehen und daraus die Kunden der Oberwelt zu lesen; oder der Bergmann hatte

sein Frühstück in ein Stück Makulatur eingewickelt, und ließ das Papier, wenn er zu Tage fuhr, zurück, wo sie sich, jeder um es zu haben, bald zerrissen und das Papier gewiß. Die vollständigsten Kunden von der neuen Literatur konnten die Geschwister aber doch nur von den Mäusen und Ratten bekommen, welche sich in die Bücherlager der Leipziger Messe, besonders in die Remittenden, hineinzustudiren pflegten, und mit mehr Weisheit nach Thüringen und dem Harz zurückkehrten, als sie verdauen konnten. Die tiefsinnigen Brocken, welche diese Thierchen nach ihren Leipziger Studien fallen zu lassen pflegten, lasen die Geschwister alle emsig auf, und wurden in ihrer Neugier, einmal die Oberwelt zu besuchen und alle die dort aufgestapelten Geistesschätze näher in Augenschein zu nehmen, so ausschweifend, daß der alte Vater sich heimlich nach der Schweiz wandte und vom Alpenkönig die Erlaubniß erbat, seine Kinder möchten einmal in menschlicher Gestalt die Oberwelt sehen und bereisen dürfen.

Pimpernella, die jüngste Tochter des Berggeistes, war ein blondes, liebes Geschöpf, mit vielleicht etwas zu hellblauen Augen. Ihre

Händchen waren wie Bleiweiß so weiß, und ihre Wangen wie Zinnober so roth. Sie hatte einen gar lieben kindlichen Sinn und haßte alle Elfenstreiche, wenn sie nicht darauf ausgingen, die Menschen glücklich zu machen. Wenn die Bergleute in den Gruben hämmerten, so war es ihnen oft, als sänge ein Engel in der Nähe und spräche ihnen Muth zu. Gewöhnlich erklärten sie diese himmlischen Töne für das Rauschen eines unterirdischen Baches, aber es waren nur die frommen Lieder Pimpernella's, die sie ihnen zur Erheiterung anstimmte. Hatten die Bergleute Kinder zu Haus, die noch spielten oder in der Wiege lagen, so legte ihnen Pimpernella, ohne daß sie es merkten, die niedlichsten versteinerten Schnecken und Fischchen, die schönsten Steingebilde, musivische Veilchen und Vergißmeinnicht vorstellend, in den Hut, und erfreute dadurch die Kleinen, die sie gern zu Gespielen gehabt hätte. Ging der Berggeist einmal des Nachts, wenn Alles still und sicher im Gebirge war, spazieren, so war es ihm schon verdrießlich geworden, Pimpernellen mitzunehmen, weil sie immer etwas anzustaunen und am Wege zu pflücken hatte. Oft waren der

Vater und die ältesten Geschwister schon eine weite Strecke gegangen, und Pimpernella war in einem Busch zurückgeblieben, wo sie Brombeeren und Himbeeren pflückte. Kam sie dann athemlos nachgelaufen, so wurde der alte Herr, wenn er sie ganz schwarz und roth um den Mund und an den Fingern sahe und wie sie sich wieder die weiße seidene Schürze vom Knieen im Grase verdorben hatte, oft recht unwirsch und gab ihr eins hinter die Ohren, was die beiden Geschwister vergeblich zu verhindern suchten. Dennoch hatte der alte Herr Pimpernellen lieb, und trug sie, wenn sie vom Bergsteigen gar zu müde wurde, mit Vergnügen Huckepack, und gab ihr oft sein eigenes Sacktuch, damit sie sich auch hübsch die Nase putzte. Pimpernella liebte besonders die moderne Lyrik, und wußte alle Gedichte von Uhland, Justinus Kerner, Lenau und einigen andern ächten und naturalisirten Schwaben auswendig. Sie hatte längst eine große Mosaik in einem Stickrahmen angefangen, wo kleine bunte Muscheln, purpurrothe Polypchen, versteinerte Gänseblümchen und Schneeglöckchen hübsch in einander verschlungen lagen, und sann oft darüber nach, wie sie

wohl diese fromme Votivtafel könnte irgend ins Schwäbische bringen und, da sie nicht wußte, wem sie eigentlich damit vorzugsweise ihre Achtung bezeugen sollte, etwa eine Ausspielung veranlassen, worauf jeder Dichter, der im letzten Musenalmanach gestanden, ein Loos erhalten sollte. Ja, als sie hörte, daß die Hamburger Zeitschrift: Der Telegraph, einen Preis für das beste lyrische Gedicht ausstellen wollte, konnte sie vor Freuden mehre Nächte nicht schlafen, und schickte dem Herausgeber derselben einen sinnigen allerliebsten Blumenstrauß, den sie unter der Erde entweder erst gepflückt oder vom letzten Sommer noch in den kalten Gewässern des unterirdischen Harzes aufbewahrt hatte. Dieser hatte aber schon die Preisaufgabe zurückgenommen, und bat die freundliche Geberin, ihren duftenden Blumenstrauß in den Kyffhäuser zu tragen, und ihn dem schlummernden Barbarossa so dicht vor die Nase zu halten, daß der gute Mann endlich aufwache und sein längst gegebenes Versprechen, mit hunderttausend Mann in Deutschland einmal nach dem Rechten zu sehen und die Runde zu halten, endlich erfülle.

S p e k u l a n t i a und S p e k u l a t i v u s waren Pimpernellens ältere Geschwister. Letzterer war ebenfalls blond, wie seine jüngere Schwester, und ein einfacher, schlichter, tiefsinniger Mensch. Es lag etwas Finsteres und Gesetztes in seinem Wesen; Alles, was er sprach, hatte Hand und Fuß, so daß es eine Freude war, seinen Vater zu sehen, wie d e r sich freute. Spekulativus war lang und dünn aufgeschossen, und da die Erzgänge des Harzes nicht gerade sehr hoch angelegt werden, so konnte die sanfte Neigung seines Hauptes entweder d a h e r kommen, oder von den sinnigen Betrachtungen, in welchen sich dieser Elfensohn gefiel. Da sein alter Vater eine Bibliothek von theosophischen Schriften, besonders von solchen, die über den Stein der Weisen geschrieben waren, besaß, so hatte Spekulativus für seine Forschungen einen guten Grund legen können und sich damit auch fast die Augen verdorben; denn das Tageslicht war ihm schwer zu ertragen, und ging der Vater mit ihm aus, so mußte er, selbst bei Nacht, wo ihn das Sterngeflimmer und der Mondschein blendete, eine Brille von einem durchsichtigen Agatsteine tragen. Da ihn zu gleicher Zeit die

reinste Seelengüte beherrschte, so behandelte ihn der alte Elfenvater längst als seinen besten Freund und dachte mit Schmerz daran, daß er ihn doch noch einmal auf die Bergakademie von Freiberg werde schicken müssen, um seine mannichfachen metallurgischen Kenntnisse, in denen ihn kein Werner und kein Humboldt übertraf, in ein ordentliches System zu bringen. Spekulativus' Vater sah seinen Sohn schon im Geiste, wie er einmal im Elfenreich einen Lehrstuhl der Mineralogie bekleiden und allen deutschen Gnomen und Berggeistern, wie Spekulativus früher wohl selbst sagte, „ein wissenschaftliches Bewußtseyn" über ihr Wissen, von irgend einem silbernen Katheder, beibringen würde. Längst wäre auch dies schon ausgeführt gewesen, wenn nicht immer Vetter Rübezahl aus Schlesien geschrieben hätte: „dummes Zeug!" und in Spekulativus selbst eine ganz neue Richtung gekommen wäre. Denn, den Bestrebungen eines Steffens folgend, war er auch von den Flötzgebirgen auf die Naturphilosophie, von dieser auf Hegel und den abstrakten und conkreten Geist gekommen, und je weniger er Gelegenheit hatte, die in diese Gedankenrichtung einschlagenden Schriften anders

als vom Hörensagen und Rattennagen kennen zu lernen, desto heftiger wurde sein Verlangen darnach, desto melancholischer sein Blick, desto entfernter die Aussicht auf den Elfenkatheder der Geognosie. Spekulativus stand als Geist dem göttlichen Wesen durch sein Gefühl näher als der Mensch, durch sein Denken aber noch nicht einmal so nahe, und dies flößte ihm eine so große Ehrfurcht vor der neuesten Philosophie ein, daß er in Trübsinn versank und seinem alten Vater vielen Kummer machte. Die Bergleute müssen den langen Elfenjüngling oft in diesem Zustande gesehen haben, wie er im schwarzen Dozenten-Frack mit wehmüthig gebücktem Haupte und die milchweiße Agatbrille vor den Augen durch die Hallen und Grubengänge schritt, die Arme ineinander verschränkt und leise philosophirend: Seyn oder Nichtseyn.

Spekulantia endlich, die ältere Tochter des Berggeistes, war ein ganz von ihren Geschwistern abweichendes, wunderbar poetisches Wesen. Ihre Gestalt war erhaben, ihr Haar war schwarz, ihr Auge dunkelblau. In ihren Worten lag ein bewältigender Zauber, auf ihrer Stirn ein hoher, heiliger Ernst. So muß Sankta

Cäcilia geblickt haben, als sie die Orgel erfand; so Heloise, als sie ewige Entsagung schwören mußte. Wer Spekulantia zum ersten Male sah, hätte in ihr eine unglücklich Liebende entdecken mögen, was sie auch war, in einem gewissen Sinne. Eine unbestimmte gränzenlose Sehnsucht lag in ihren Worten, ihren Blicken, in allen ihren Bewegungen. Alles, was sie sprach, lag von dem Gewöhnlichen weit abwärts, und schlug immer Töne aus Registern an, die nicht auf jedem Instrumente zu finden waren. Die Elfen konnten sie nie zum Tanz bewegen; nie sang sie vor Andern, sondern, wie Philomele, immer allein. Niemals lachte sie heftig; selbst die drolligsten Koboldwitze konnten ihr nur ein leichtes Verziehen der Mundwinkel abgewinnen, freilich eine Bewegung, in der für Jeden, der sie sahe, eine wunderbare Beseligung lag. Auch weinte sie nie, wenn man nicht anders zuweilen einen feuchten Glanz des Auges und einen einzigen großen quellenden Thautropfen, der sich in ihren dunkeln langen Augenwimpern verfing, weinen nennen will. Das Tiefste schien sie in ihrem Busen zu bergen, und der Alpenkönig selbst, behauptete man im ganzen Unter-

harz, hätte auf ihre erhabene Schönheit sein Auge geworfen. Dennoch liebte sie Unterirdisches nicht; all ihr Sehnen zog sie hinauf in die Regionen des Lichtes, wenn sie sich auch gestehen mußte, daß sie etwas Dunkles, Geheimnißvolles und beinahe Dämonisches in ihrem Herzen trug. Wenn sie etwas mit vollem Verlangen liebte, so war es die Kunde von einer vorzugsweise modern genannten Poesie. Spekulantia hatte oft hinter einem Bergabhange gelauscht, wenn Studenten aus Jena kamen, und von „Weltliteratur" sprachen, oder von Göttingen, die daselbst behaupteten, alle Materialien des Weltbaues angetroffen zu haben, aber den Weltgeist selber nicht. Die Dorfzeitung, der Gothaer Allgemeine Anzeiger, das Weissenseeer Unterhaltungsblatt und die Jenaer Literaturzeitung waren die einzige Lektüre der Geschwister; denn nur in diese Blätter wickelten die Mannsfelder, Clausthaler und Thüringer Bergleute ihr Käs und Brod ein, und selbst aus dieser Lektüre entnahm Spekulantia die neue Wendung, welche die Poesie in Frankreich und Deutschland genommen hatte. Bettinen überließ sie ihrer Schwester Pimpernella; sie selbst hielt sich an

Rahel und Charlotte Stieglitz. Selbst für das junge Deutschland nahm Spekulantia Parthei und schickte in die Berliner und Mannheimer Gefängnisse einige ihrer gelehrten Mäuse und Ratten zum Gruße ab, welche sich den daselbst Inhaftirten jedoch nicht recht verständlich machen konnten, und im Gegentheil so sehr mißverstanden wurden, daß Schreiber dieses mehr als sechs Stück davon in Mannheim mit einer piemontesischen Mausefalle guillotinirte. Spekulantia zerfloß über den Bundestagsbeschluß in Thränen; vielleicht das erste Mal, daß sie auf dieser Schwäche ertappt wurde, und da so Vieles verboten wurde, konnte sie es ja um so weniger zu lesen bekommen. Wenn sie aber öfters mit ihrem Vater und den Geschwistern des Nachts im Harz herumirrte, und sie immer dort kletterten, wo die Fichten am höchsten standen und sie sich im Mondenschein geisterhaft genug für die Schnellpostreisenden ausnahmen, deren Fuhrwerk in der Tiefe keuchte, dann pflegte wohl Spekulantia sich mit diesen Worten zu trösten: Ach, liegt der Zauber einer neuen Welt- und Gedanken-Verjüngung nicht schon in dem Athem der Luft, die uns umfächelt! Sind die

Sterne nicht wie Bücher und Geschichten zusammengerückt, deren geheimnißvoller Sinn bald keinem tiefer blickenden Auge mehr ein Räthsel seyn wird? Plaudert die Blume und der Nachtfalter und das glühende Johanniswürmchen nicht jedes dem Weltgeist abgelauschte Wörtchen aus, und hat die Musik der knackenden, vom Sturm gebeugten Föhren nicht einen Text, den jedes empfindungsvolle Herz ihr ohne viel Mühe unterlegen kann! So tröstete sie sich wohl, daß sie in keiner Leihbibliothek abonnirt war, weil die Elfen wohl Silber haben, aber kein gemünztes, und wohl den „Segen des Mannsfelder Bergwerkes" geben, aber die daraus geschlagenen Preußischen Thaler um so weniger besaßen, als grade diese, aus Patriotismus, sehr gesucht sind. Der alte Berggeist sah wohl ein, daß hier nur die Erlaubniß des Alpenkönigs helfen konnte, und harrte mit Sehnsucht auf den Tag, wo es entschieden wurde, ob seine Kinder sich einige Jahre lang unter die Menschen begeben durften.

Eines Tages saß der Berggeist mit seinen Kindern und allen Verwandten und Angehörigen seines Hauses in der großen Familienhalle sei-

nes in der Nähe der Baumannshöhle belegenen Grottenpallastes. Wunderbare Tropfsteingebilde verzierten rings die Wände und bildeten an den Stalaktytsäulen Friese von Korinthischer Schönheit. Alle Geräthe waren von durchsichtig schimmerndem Tropfstein oder Glimmerschiefer. Kommoden, Tische, Stühle, Eckschränke, alles mit Bequemlichkeit eingerichtet. Die Decke des Saales war von Zinnerzkrystallen, die in Topas-Granat- und Uranglimmer-Mischung einen sehr hellen Effekt machten. Rings waren die Wände mit Granaten in den prächtigsten Dodekaedern ausgelegt. Smaragden von der Größe eines Straußeneies saßen in dem Schiefer, der noch manches versteckte feine Erz verrieth; Berylle schimmerten aus Graniten, indigblaue Saphire, schöner als sie die durch Saphire so berühmte Bairische Königskrone enthält, glänzten, als wären es indische. Topase winkten, bald wie Pfirsichblüthen gefärbt, bald wie Veilchen. Alles, was nicht mit Kostbarkeiten ausgelegt war, war mit strahligen krystallinischen Hornblendeblättern bedeckt. In diesen Wundern saßen die Elfen und scherzten; Pimpernella band aus kleinen Edelsteinen einen Kranz, den sie gern Rücker-

ten geschenkt hätte, um ihn für die Cigarren zu trösten, die er von einem Verehrer aus Bremen jüngst bekam. Nur Spekulantia war bald in Tiefsinn versunken und drückte mit ihrer weißen Hand die Augen zu, bald las sie eine polemische Brochüre vom Dr. Marbach, die ein Reisender kürzlich in der Baumannshöhle liegen gelassen hatte, und rief aus: O Prosa, Prosa! Spekulativus schliff an seiner Brille und probirte, ob er nicht tiefer in's Wesen der Dinge hineinsehen könne. Der alte Berggeist in der Nachtmütze führte Rechnung über die Einnahme und Ausgabe seines Gebirges, über das, was ihm der Bergbau nahm und die schaffende Natur wieder ersetzte, und schüttelte bedenklich den Kopf, daß er, seitdem er bei diesen Berechnungen die doppelte Italiänische Buchhaltung eingeführt hatte, recht zur Erkenntniß kam, wie die Kraft der Natur weit schwächer ist, als die Habsucht der Menschen. Horch! da erscholl ein feines Klingen im Gebirge; alle feinen Metalle läuteten wie Glocken, und der alte Rechenmeister sprang von seinem Hauptbuch auf; denn so kündigen sich die Boten des Alpenkönigs an. Das Klingen kam immer näher,

die Sprache der Metalle wurde immer melodischer, und durch einen Felsenspalt trat bald ein Fremdling ein, der sich nach dem Familienhaupte umsah. Er trat auf den Berggeist zu. Es war ein launiger, jedoch etwas vornehmer Elfe, dessen jodelnde Stimme mit der Bestimmtheit seines Auftrages fast im Widerspruch lag, der aber doch folgendes zur allgemeinen Spannung vortrug:

Vom Alpenkönig einen Gruß —
Und leider mach' es ihm Verdruß,
Daß selbst des Harzes grauer Herrscher
In Kinderzucht nicht wäre bärscher.
Was sollte wohl daraus noch werden,
Wenn aus den Schachten ganze Heerden
Von Elfen nach Paris und Wien,
Nach London und Neapel ziehn!
Der möcht' in Leipzig Kuchen essen,
Der gerne den Aequator messen,
Die will bei Musard Solo tanzen,
Die schmachtet nach Bindoccis Stanzen.
Der Eine liebt die Schäferin,
Der Andre eine Königin,
Die härmt, als Fräulein Günderode,
Um einen Creuzer sich zu Tode;
Und machte Elfenkind Bettine
Zur Rückkehr wohl schon ernste Miene?

Wir brauchen selbst, was unser ist,
In einer Zeit, die sich vermißt,
Den Schooß der Erde aufzuwühlen,
Die Berge in die Luft zu sprengen,
Fast in die Hölle uns zu drängen,
Um ihren Erzdurst abzukühlen!
Schuf man vor Alpenkönigs Nase
Nicht freventlich die Simplonsstraße?
Und, munkelt es von Eisenbahnen,
Was kann der Elfe Gutes ahnen?
Der Alpenfürst hört oft die Messe,
Gibt jetzt in's Ausland keine Pässe.

Doch einmal noch, weil Ihr es seyd,
Will er zur Gnade seyn bereit;
Er liebt den Harz, die dunkeln Sagen,
Die Eure Grubengänge tragen,
Er liebt Eu'r stilles frommes Wesen,
Walpurgisnacht und Hexenbesen.

Nun hört! hier sind drei Wünschelringe,
Gebt sie den Kindern auf die Reise:
Sie schenken in bekannter Weise
Den besten Ausgang jedem Dinge!
Sie mögen wie die Menschen werden,
Sich tummeln auf der weiten Erden;
Geöffnet ist des Berges Thor;
Doch Eins hält sich der Fürst bevor:
Kehrt Spekulantia einstens wieder,
Vom Lichtglanz müd' die Augenlider,

Ist ihr das Treiben dort zu laut;
Wird sie des Alpenkönigs Braut!
Und sucht Spekularious später
Die kühlen Grotten seiner Väter,
Zieht ihn das Erz hinab, so ist er
Des Alpenkönigs Staatsminister.
Doch um durch diese Probereisen
Euch nicht zu schmerzlich zu verwaisen,
Und Eures Leibes Nothdurft wegen,
Und Euch in Liebe einzuhegen,
Bleibt es der Jüngsten unverwehrt,
Ist ihre Neugier ausgeleert,
Daß sie zu Euch zurückekehrt!

Nach diesem Vortrage, welcher in den Zuhörern die verschiedensten Gefühle aufregte, sprangen die Kinder des Berggeistes auf und umarmten ihren Vater und wußten nicht, ob sie ihrer Lust, die neue Literatur kennen zu lernen, oder ihrem Herzen nachfolgen sollten und beim Vater bleiben. Doch konnte dieser jetzt auch nicht mehr anders, als die Anordnung seines Lehnsherrn befolgen, weil es sonst den Anschein gehabt hätte, als wollt' er ihm die Hand Spekulantiens verweigern. Auch kannte er den Leichtsinn des jungen Blutes und sagte, indem er jedem den Ring aufsteckte und plötzlich

Pferdegetrappel über der Behausung erscholl: da haben wir's ja; jeder von Euch hat seinen innern Wunsch gleich verrathen; denn was Ihr wünscht, das geschieht nun gleich! Pimpernella meinte: Nein, nein, das sind Englische Familien, die den Brocken besuchen! Schöne Englische Familien, sagte der Berggeist und nahm seine drei Kinder und führte sie, nachdem für des Alpencouriers Bequemlichkeit gesorgt war, an's Helle und zeigte ihnen die drei stampfenden Extraposten, bepackt mit allen Bequemlichkeiten. Spekulantia drückte den Vater mit Innigkeit an ihr Herz und Pimpernella weinte bittere Thränen. Spekulativus machte sich etwas zu schaffen, um seine Rührung zu verbergen. Die Elfen sahen aus Busch und Baum und hinter kleinen und großen Steinen der Abschiedsscene zu, die zuletzt noch damit endete, daß der alte Berggeist in der feuchten Nebelluft, und bei seiner leichten Kleidung, den Schnupfen bekam und einmal übers andre niesen mußte. Pimpernella meinte: Nun würde sie auf keinen Fall reisen; der Vater müsse Fliederthee trinken und schwitzen; er hätte sich gewiß erkältet. Doch nahm der alte Herr ihren Reisemantel, wickelte

sie ein, packte sie in den Wagen und gab ihr noch den Edelsteinkranz, wo sie noch ungewiß war, ob sie ihn Uhlanden oder Rückerten geben sollte. Indem sie darüber nachsann, daß ihr gewiß Gustav Pfizer darüber Auskunft geben würde, fuhren die drei Reisewagen, jeder nach der Richtung hin, welche die Geschwister wünschten. Noch lange hörten sie den alten Berggeist husten und die Metalle hinter ihnen herklingen und sahen kleine Elfen, die die Mütze schwenkten und neben dem Wagen herliefen und Purzelbäume schossen; dann kamen sie in die platten Chausseen, und fuhren ohne andern Aufenthalt, als um die Pferde zu wechseln, ihrem Ziele zu; Spekulativus nach Berlin, Pimpernella nach Schwaben, Spekulantia nach Paris.

Die Abentheuer des Dr. Spekulativus in Berlin.

Da Spekulativus schon sehr viel von der Stellung des Gedankens zum Königreich Preußen (womit doch wahrscheinlich mehr Altpreußen gemeint ist), gehört hatte, so zog er es vor, in Berlin im Hotel de Brandebourg abzusteigen, dessen patriotische Inschrift: Dieu et mon Roi ihn so rührte, daß er sich entschloß, in diesem Gasthofe nur Mansfelder Thaler auszugeben. Theater, Kirche und Stehely, Alles hatte er hier gleich aus der ersten Hand; er wünschte nun nichts sehnlicher, als immer tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen und seinen Durst nach Wahrheit nicht aus kleinen Maderagläschen geistreicher Aphoristik, sondern aus vollen, tiefen

Bechern unmittelbarer, seliger Anschauung zu stillen. Es mußte ihm das wahrheitssuchende Bestreben sehr deutlich auf die Stirn geschrieben seyn; denn die Kellner nannten ihn gleich Herr Hofrath, wohinter doch immer schon lag, daß sein Aeußeres etwas Außerordentliches verrieth und daß er Kopf hatte. Aber er hatte für nichts Sinn, als blos für den Mittelpunkt. Er betrachtete Alles, was man ihm Merkwürdiges vorführte, von einem hohen Gesichtspunkte, und blickte über die äußere Erscheinung, selbst wenn sie noch so glänzend war, fort, um in den innern Kern zu dringen. Recht pressant war es ihm nun, die vorzüglichsten Repräsentanten der Berliner Gedankenrichtung, sowohl die alten Spekulanten, wie die mittleren und die jüngsten kennen zu lernen. Das System und die junge Kritik, beides zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an und das Herz schlug ihm, wenn er daran dachte, Worte zu hören, die ihm Schlüssel der Ewigkeit däuchten. Um seinen Cursus recht von unten auf anzufangen, kaufte er sich Dr. Mager's Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie. Diese Schrift, statt ihn bedeutend herabzustimmen und

ihm von vornherein alle Hoffnung auf das Allerheiligste der Wahrheit zu benehmen, bestärkte ihn nur noch heftiger in seinem Vertrauen auf eine objektive Entwicklung des Gedankens. Hier wurde einer Dame soviel versprochen, daß er dachte: Gott, was wird nun den Männern erst gehalten werden können! Die Aufgaben der Philosophie waren so stolz, so kühn, der mögliche Umfang des Wissens bis dicht vor Gottesthron abgesteckt, die Ideen traten so wenig durch das Organ des menschlichen Verstandes in den Vordergrund, sondern sie kamen alle selbst, alle unmittelbar, alle, wie sie im Schooße Gottes ruhten — Himmel, was war Spekulativus eingenommen! Er setzte sich in eine neue Berliner Droschke, und vergaß dem Kutscher zu sagen, wo er hinfahren sollte. Er war so in Gedanken versunken, daß dieser ihn die große Friedrichsstraße drei mal auf- und abfuhr, und nachdem jener ihm zwei Mansfelder Thaler gegeben hatte, ruhig eine gedruckte Quittung, nur über zwanzig Minuten, macht fünf Silbergroschen, ausstellen konnte. Was wußte Spekulativus von Droschkenstatuten! Daß er den Regierungsrath Steffens besuchte, war nur eine Höflichkeits-

visite und geschah mehr der Kalksteine, als des Steins der Weisen wegen. Sein Vater würde ihm die Unterlassung übelgenommen haben, da er so herrliche Elfenkenntnisse in der Mineralogie besaß und eigentlich die Bestimmung hatte, in Freiberg auf der Akademie zu studiren. Als er Steffens aufsuchte, verirrte er sich in das Haus nebenan, und las an einer Klingel: Frau von Arnim geb. Brentano la Roche. Ach, dachte er, wäre Pimpernella da; auch ist Bettine vielleicht bös, daß ich sie nicht besuche, da wir doch Elfenverwandte sind! — . . . . Er sann und sann, aber er stand schon an dem Glockenzug des Prof. Steffens, der sich ein milchweißes Porzellanschild an der Thür zugelegt hatte. Er fand diesen berühmten Mann aus verschiedenen Gründen sehr mißmuthig: 1) hatte man in den Blättern ihm eine höhere Charge beigelegt, als er bei seiner Rückkehr von einer Reise in Berlin wirklich vorfand; 2) war heute große Tafel beim Kronprinzen und er dazu nicht eingeladen; 3) hatte ihm eine unartige Freundin eine boshafte Kritik in's Haus geschickt, die in Frankfurt über seinen neuesten Roman erschienen war. Steffens und Spekulativus kamen Beide zu

keiner rechten Wärme. Dieser ärgerte sich über die Bemerkung: man müsse doch eigentlich immer nur mit dem Bergmannsschurzfell des Verstandes in den Schacht der Ideen rutschen; und hatte schon die Worte auf den Lippen: Herr Regierungsrath, da komm' ich ja eben her; als sein zarter Elfensinn recht erschrak, wie Steffens mit einem Male von Politik sprach, dann wieder vom heiligen Abendmahl, dann wieder von dem innern Brand der Erde; nun kam er auf das nächste Ordensfest, dann auf die Heimskringla Saga; dann auf Schleiermachers Nachlaß und endlich auf die nächste Rektorwahl und die „Persönlichkeit des Christenthums." Spekulativus war recht froh, als er unter den Linden wieder freie Luft schöpfen und sich einem consequenten und zusammenhängenden Denken überlassen konnte.

Die eigentlichen Vorhänge des Gedankens, wußte Spekulativus wohl, sollten nun erst gelüftet werden. Sah er jedoch die Einrichtung aller dieser Gelehrten, ihre Bücherumgebungen, ihre Titel und rothen Adlerorden; ach, so wurde ihm so bange um's Herz, und es war ihm, als säß' er in einer großen englischen Spinnmaschine

drin, und dürfe sich nicht rücken und rühren, weil er entweder selbst gerädert zu werden, oder fürchten mußte, daß man ihn anklagen könnte, er hätte etwas an der Maschine verdorben. Keiner war eigentlich seines Gottes froh; alle wurden sie von Nebengedanken und von Rücksichten beherrscht, die nicht zu kennen und zu entschuldigen man ein Elfe, kein Berliner, kein Mensch seyn mußte. Er war ein solcher Thor, daß er nicht begriff, wie man bei einem noch nicht klaren Gedanken schlafen könne. Er hätte so gern nur die Psyche der Gelehrten gesehen, welche mit so vieler Wichtigkeit jetzt den eigentlich welterlösenden und naturöffnenden Gedanken in ihrer Brieftasche unter dem Brustfutter verborgen trugen. Er hätte so gern etwas Schwärmerisches und Seliges in den Blicken derer, die die Seligkeit des gefundenen Himmels hatten, angetroffen, und ängstigte sich recht bitter darüber, daß diese Männer die Wahrheit hatten, aber die Wahrheit nicht sie, daß keiner ihrer Blicke verrieth, sie hörten lieber die Harmonie der Sphären, als die um eilf Uhr dicht bei der Universität aufziehende Wachtparade. Gabler ängstigte ihn, weil er mit ihm über eine Wahr-

heit, die ein Deutscher gefunden, lateinisch sprechen wollte, Trendelenburg setzte sogar Griechisch an, wo aber Spekulativus nicht mitkonnte und sich recht schämte. Viele Andre schienen ihm recht poetisch, recht sinnig und tief, z. B. Gans und Hotho, aber sie hatten sich mehr ein Einzelnes, wie aus einem Schiffbruch gerettet und betrachteten, wenn auch geistreich, die Schönheit und die Freiheit so sehr unter dem Gesichtspunkte der Zeit und gleichsam als die Ironie ihres ursprünglichen Hegelthums, daß Spekulativus sich, Thränen vergießend, drei Tage lang im Hotel de Brandebourg einschloß, nicht an die Table d'hote ging, sondern blos durchgeseihte Hafergrütze trank. Für das eigentliche Wesen der Dinge wollten sich ihm nun gar keine Aussichten mehr eröffnen, am wenigsten, da er sahe, daß die gleich ihm Verzweifelnden doch nicht wie er fasteten, sondern der besten Dinge waren und selbst im Tode besserer nicht zu harren schienen. So hatte er schon fast den Muth verloren und dachte: Da bin ich armes Elfenkind auf meinen Erzstufen und Grubengängen doch vielleicht dem Wesen der Dinge und dem Schooß der Allmacht näher,

wenn auch schlummend und nicht so lebendig, wie diese! Spekulativus hatte, ein träumender Grübler, nur zu sehr Furcht, schon als des Alpenkönigs Staatsminister in die praktische Laufbahn zu treten, und sein Herz in einem Gewühl von Rücksichten oder Pflichten unter dem Schneedache des Montblanc crystallisirt zu sehen; sonst hätte er sich seine Rechnung von Herrn Krause geben lassen, und wäre unmittelbar nach der Schweiz gegangen, selbst wenn es mit dem Passe einige Schwierigkeiten gehabt hätte.

In dieser Lage fiel ihm ein, daß er von jungen, sehr achtbaren Talenten gehört hatte, welche der Spekulation entronnen seyen, und mit ihren Ideen die schöne Literatur, besonders in geistreichen Kritiken, befruchtet haben sollten. Wo der Gedanke, dachte er, mit der Dichtkunst in eine Wahlverwandtschaft tritt, o — und hier übermannte es ihn schon vor Entzücken. Er sprang auf und blickte auf den nächtlich finstern Gensd'armenmarkt — o, fuhr er selig zu sich selber fort, da kann die Sehnsucht nach dem Unmittelbaren nicht fehlen, da kann ich unmöglich ewig hören müssen, daß der Begriff schon

die Sache selber wäre. Nein! es ist noch Hoffnung da. Mit dieser Hoffnung und viel bei sich nachdenkend über die Verbindung des Gedankens mit der Schönheit, über die Gränzlinien der Natur, des Scheins und des Wesens, warf er sich den Mantel um und eilte, in der Charlottenstraße einigemal zwar angehalten, aber immer tugendhaft sich losringend, in die Schmidt'sche Weinhandlung im Hause des Buchhändlers Schlesinger. Wie er in das Lokal trat, vernahm er aus einem verborgenen Zimmer einen Gesang, der so lautete:

Wir sind nicht jung, wir sind nicht alt,
In Nichts etwas; doch mannigfalt!
Wir kühlen mit demselben Wrasen,
Womit wir Warmes kälter blasen.
Wir lieben nur das Gegentheil,
Das Eb'ne paßt sich besser steil,
Das Steile könnte eb'ner seyn,
Das Feine grob, das Grobe fein.
Auf uns warf ihren schielen Blick
Als zehnte Muse: Die Kritik!

Das Wort: Kritik wurde von jedem Einzelnen wiederholt, bis der ganze Chor einfiel und mit klingenden Gläsern den Vers abrundete: Kritik, Kritik, Kritik!

Spekulativus erschrak erst; denn er glaubte fast eine Heerde junger Hähne anzutreffen, die sich im Kikerikihrufen übte; doch trat er ein und fand, ob es gleich sehr voll war, doch noch Platz, da gerade einige der lautesten Wortführer sehr schmale und behende Personen waren, wie auch schon die Namen: Mücke, Meyenkäfer, Klein, Mager u. s. w. auf keine Elephanten schließen lassen. Spekulativus horchte Allem, was gesprochen wurde, mit großer Andacht zu und entschloß sich, Einigen, die sehr stumm waren, aber vorzugsweise als gedankenreich bezeichnet wurden, sich zu nähern und ihnen ihre Meinung über Poesie und spekulative Anschauung abzufragen. Da er hier nun große Dinge vernahm und es fast schien, als wären in diesen Köpfen die Begriffe organisch und wüchsen und blühten und trügen erquickende Früchte, so trat er, theils vom Wein, theils von Schwärmerei ergriffen, mit dem Vorschlage heraus, er wollte zwei Schreibfedern hinter seine beiden Ohren (die als Elfenohren etwas wunderlich waren) stecken, jeder Muthige von der spekulativ-kritischen Schule sollte sich darauf setzen, und dann wollten sie zusammen in den Sirius fliegen.

Er war so wild geworden, daß er sich die Brust aufriß und wie ein junger Weltrevolutionär Sonne, Mond und Sterne eskamotirte. Er wiederholte nochmals seinen Vorschlag, der dann auch von jenen, die wir schon vorzugsweise als sehr leicht und behende kennen gelernt haben, angenommen wurde. Doch kränkte es ihn sehr, daß sie das Ganze für Scherz hielten. Ihm war es heiliger Ernst, ihm lag es auf den Lippen, zu sagen, daß ihnen solche Himmelsreisen nicht oft würden geboten werden; aber der Kellner brachte schon zwei Federposen, die oben noch eine sanfte Fahne hatten, Spekulativus bückte sich, Mücke, Meyenkäfer, Klein und Mager setzten sich auf die Federposen und hurrah! so gings zum geöffneten Fenster hinaus, gerade auf den Sirius los. Die Zurückgebliebenen wußten nicht, was sie davon denken sollten; Einige meinten, das gäbe einen guten Correspondenzartikel, Andre fürchteten einen Unfall; aber ein witziger Kopf aus der Gesellschaft sagte: Es passirt ihnen nichts; sie haben ja den Mücke bei sich, der so viel Rettungsromane geschrieben hat.

Spekulativus ärgerte sich gleich beim ersten

Anfluge über die Bemerkungen, die seinen Begleitern entfuhren. Sie benutzten diesen Aufschwung zur Himmelsnähe zuvörderst nur zu einigen literarischen Miscellen, als sollte damit ein Feuilleton gefüllt werden. Sie flogen an dem Thurme vorbei, wo Rellstab und Wilibald Alexis zusammen wohnen. Jener schnarchte, um morgen in der Frühe sein Mundwerk desto flinker spielen zu lassen; dieser schrieb schon die neunzigste Nacht an seinem Romane: zwölf Nächte, der, wie Mücke aus Brotneid bemerkte, gewiß zum Einschlafen bestimmt wäre. Dann sahen sie Wilhelm Beer und Mädler den Mond beobachten. Ideler und Nolte — wollt' ich sagen Encke — waren auch in Thätigkeit, jener, um die Chaldäische Zeitrechnung zu bestimmen, dieser wollte bloß sehen, wo sein Komet jetzt steckt. Der Königl. Telegraph meldete mit großer Hast, wie viel so eben in den Rheinprovinzen die Uhr geschlagen hatte. Spekulativus war froh, endlich aus diesen kleinen Notizen herauszukommen und stieg prächtig, wie ein Luftballon, in die Höhe. Die kleine literarische Coterie wurde stiller und ängstlicher und beantwortete auch mit größerer Mäßigung die Fra-

gen, die der glückliche Spekulativus an sie richtete. Ach, seufzte er halb ironisch: ich glaube, wir können das Wesen der Dinge nicht erkennen . . . Hier fuhr Meyenkäfer auf und sagte: Das ist die alte Leier, die schon Haller geklimpert hat:

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wenn er nur die äuß're Schaale beist!

Schaale weiß, zum Henker! korrigirte Mager und schlug die betreffende Stelle der Encyklopädie auf; Klein machte einige Jean Paulismen über Haller und Alexandriner; Mücke träumte über die Bogenzahl seines neuen sozialen Romans. Spekulativus war überselig; denn seine jungen Freunde deuteten ja nun genugsam an, daß sich das Innere der Natur sicherlich finden lasse. Der Sirius lag immer klarer und schöner vor ihnen. Die Luftströmungen, die sie höher trugen, wurden elektrischer. Die Herzen schlugen heftiger und das Blut kreiste wie bei den Wonneschauern einer glücklichen Liebe. Spekulativus phantasirte und sprach: „Ach, da liegt sie unter uns, die kleine Erdkugel mit ihren verstockten Widersprüchen, ihren Sackgassen falscher Dialek-

tik, mit ihren Gaslaternen, die da riechen, mit allen ihren Schönheiten, die durch Opfer erkauft werden müssen. Neue Zeit, neues Leben — o du Sandkornwort auf dem Sandkornballe! Vom Himmel klingen uns die Sphären schon ihren seligen Gruß zu: die Ideen stehen am Ufer und warten der Fremdlinge, die da kommen, sie zu grüßen. Unter Eure Laubhütten nehmt uns auf, Eure Hände reichet uns; ach, welch ein Druck, welche Wärme, welches Gefühl! Ist es nicht, als fielen die Hüllen von unserm Körper und von der Seele fiele der Leib und nur jener ätherische Flimmer, der, nach Paracelsus, die Seele umduftet und ihre austreibende nach Gestaltung ringende Thätigkeit ist, wäre noch an uns und alle Sterne des Himmels könnte man durch unsere Brust flimmern sehen! O, wir fühlen es, Gott nahe seyn, heißt nichts, als in Liebe zerfließen, in Liebe sich baden, in Liebe zittern und selig seyn, dem Ewigen gegenüber vernichtet zu werden. Ach, meine Pulse schlagen matter, die Schwungkraft meines Körpers wird gelähmt; sterben, nichts seyn, in das All verwehen, welch ein Himmel! Ich sinke, ich lehne mich wie ein Hülfeflehender

an das Knie Gottes und bedecke seine Hand mit meinen Küssen, meinen Thränen!“

Diese Phantasie des jungen Schwärmers fand auf den beiden Federposen lebhaften Widerspruch. Man erinnerte ihn erst mit Ruhe, dann mit fürchterlicher Heftigkeit daran, daß das Denken Alles wäre, was die Menschen erreichen könnten, und daß das Gedachte, objektiv, seinem Kerne nach, immer schon in dem Begriffe mit enthalten sey; Kinder griffen sinnlich gegen die Sterne, Philosophen trügen das ganze Firmament in dem zweiten Buche der Encyklopädie, wo die Idee im Zustande des Außersichseyns bereits schon längst geschildert wäre. Und nun soll er aufhören, und man würde ihm zeigen, was Polemik von ihrer Seite wäre, und sie wollten sein Gutes nicht verkennen, aber seine Noah-Blößen schrecklich aufdecken, und Meyenkäfer schreibe eine Literaturgeschichte und darum wären noch ganz andere Leute auf der Hut, vorsichtig mit ihm umzugehen und genug — die Federposen verloren das Gleichgewicht und die ganze Berliner Kritik stürzte in ihren achtbarsten Repräsentanten zur Erde hinab.

Als den folgenden Morgen Spekulativus ausgeschlafen hatte, war es sein erstes Geschäft, den Lohnbedienten des Hotel de Brandebourg zu den jungen Kritikern zu schicken und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Die Anwesenheit eines Rettungsromantikers hatte wirklich als Fallschirm gedient und Mager rüstete sich schon, seine Genfer Professur anzutreten, Meyenkäfer schrieb an einem Bericht für eine Mecklenburgische Zeitschrift, und Klein hatte epileptische Anfälle, in denen er allerhand jeanpaulisirende Aphorismen und forcirte Gedichte schrieb. Er litt nämlich an Bilderkrämpfen. Spekulativus griff nach dem Intelligenzblatt und wußte selbst nicht, was ihm gestern geschehen war. Er las, theils um sich zu zerstreuen, theils um die Leere, die sein Gemüth beherrschte, mit irgend etwas, wenn auch nur mit neuen Westenzeugen, die in der Jägerstraße beim Römer oder sonst wo zu haben waren, auszufüllen. Ach, er war nahe daran, alle Hoffnung aufzugeben, seine Rechnung zu bezahlen und Berlin und die Erde überhaupt mit seinem Alpen-Ministerposten zu vertauschen. Indem er so das Intelligenzblatt flüchtig übersah, fiel sein

Blick auf eine Ankündigung des Blumengärtners Bouché: Heute blüht bei mir die Königin der Nacht! (Entrée 2½ Silbergroschen.) Spekulativus wurde hier von einer Vorstellung ergriffen, die ihn bestimmte, schleunigst seinen Hut zu nehmen und einen letzten Versuch zu wagen, ob er wohl die Kritik, wenn auch nicht zu Siriusreisen, doch wenigstens zu einem poetischen Gedanken begeistern könne. Er suchte die vier namhaften jungen Talente auf, welche ihm die Nacht hinter den Ohren gesessen hatten, und machte ihnen den Vorschlag, mit zu Bouché zu gehen und sich in den erschlossenen Kelch der Königin der Nacht zu setzen. Träumen wollten sie wie der schlummernde Goldkäfer auf der Rose, schwärmen wollten sie, nicht wie die Bienen, die den Duft stehlen, um in systematischen Zellen doktrinäres Wachs daraus zu machen, sondern wie der Schmetterling, der sich auf der Nelke wiege. Die junge Kritik sah sich verwundert an, und hielt den Vorschlag für eine Allegorie. Sie gingen auf die poetische Umschreibung eines einfachen Besuches bei der Königin der Nacht recht gern ein, und setzten sich zusammen in einen „Sparwalder", der sie

in die Nähe des Frankfurter Thores fuhr. Spekulativus kam auf die Interessen der neuen Poesie zu sprechen und freute sich recht, daß Mücke an ihr die Phantasie vermißte. Klein hatte sich einige hübsche Jeanpaulismen abgepreßt, und das Gespräch war ungemein reizend, so lange kritische Ansichten über die Poesie ausgetauscht wurden. Meyenkäfer war am langweiligsten, weil er, ehe er etwas sagte, immer sehr lange Beine machte, und sich gewöhnlich der vornehmen Formel bediente: Hierüber ist zu sagen —. Von ihm ging auch zuerst die Bemerkung aus, ob Spekulativus verrückt wäre, daß er immer vom Schlummern im Kelche der Königin der Nacht spräche; wir hätten jetzt Gedankenpoesie und könnten uns auf das Flimmern und Schimmern der Romantik, überhaupt auf das Persönliche und Beliebige nicht einlassen; es käme nur darauf an, die Hegel'schen Kategorien mit kleinen Mundt'schen Sechspfennigsträußern zu behängen und mit etwas veilchenblauer Seide zu umwickeln. Als sie bei Bouché ausstiegen und Spekulativus immer wieder auf sein Schlummern im Kelch der Königin der Nacht zu sprechen kam, wollten

auch die übrigen nicht mit ihm hineingehen, und sagten, solche tolle Ideen hätte wohl Arthur Mueller, aber sie, sie wären Verstandes-Dichter und jetzt gar hier vor den vielen Leuten! Es war nämlich sehr viel bei Bouché. Eine Menge Hofräthe und Majore a. D., welche ihren Kaffee gewöhnlich nur in Treibhäusern trinken, saßen unter den Orangebäumen, und die Damen, welche sich noch nebenbei auf die Blumenverloosung spitzten, strickten stolz und unbefangen; denn das Notenblatt der Musici ging ja immer an ihnen vorbei. Kein Tisch war mehr zu haben. Alle Stühle waren besetzt. Spekulativus blieb dabei, was sie denn Tisch und Stühle brauchten! und faßte die junge Kritik in's Knopfloch und wollte sie mit Gewalt in den Kelch der Königin der Nacht ziehen. Herr, fuhr jetzt Mücke auf, ich sag' es Ihnen zum letzten Male, wir müssen einen hölzernen Tisch haben. Der Kaffee war schon bestellt und der Marqueur stand ironisch da und wußte ihn nirgends hinzustellen. Spekulativus zog den jungen Menschen näher und meinte, er solle die Portion Kaffee nur in den Kelch der Blume stellen. Die Kritik hörte dies, und wandte sich

um und warf dem armen Spekulativus einen so fürchterlich, fürchterlich giftigen Blick zu, daß er sich hinter den Myrthen, Orangen und Granaten versteckte, immer kleiner wurde, immer kleiner, bald nur noch wie ein Schmetterling, in den Schooß der Königin der Nacht flog, und in deren himmlischer Farbenpracht und ihrem Zauberduft, wie gar nicht dagewesen, verschwand.

Es war bei Bouché's ein solches Drängen, daß die junge Kritik die Entfernung des wahnsinnigen Spekulativus nicht bemerkte. Sie trank, da sie endlich doch noch einen Sitz fand, ihren Kaffee allein und verbrauchte mehr Cigarren, als Herrn Bouché für seine Blumen lieb war. Dann gewann Mücke in der Blumenverloosung eine Butterblume, Mager eine Federnelke, Meyenkäfer einen noch nicht ganz vertrockneten Rosinenstengel, Klein ein hübsches Bouquet, das er aber gleich zerriß, und es mit Heftigkeit auf eine Kritik streute, die er eben über Mundts Delphin geschrieben hatte.

Herr Krause im Hotel de Brandebourg wartete mehrere Tage auf Spekulativus; dann ließ er ihn in's Intelligenzblatt setzen, und als er auch da noch nicht kam, vergriff er sich in

Gegenwart eines beeidigten Justiz-Commissarius an den Sachen des verschollenen Reisenden. Man fand nichts als gerade soviel Mansfelder Thaler, wie die Zeche betrug, Hegel's sämmtliche Werke, die als Prämiengeschenk an die Berliner Gymnasien vertheilt wurden, und einige Andeutungen zu einem Werke, dessen Titel Siriusnähe heißen sollte. Die junge Kritik verfolgte Spekulativus mit verschiedenen Correspondenzartikeln und Miscellen; doch saß dieser längst zur Seite des Alpenkönigs, unter der Eiskuppel des Montblanc, im Zaubercapitol des Elfenreichs. Die Donner, die über seinem Haupte rollten, die Blitze, die ihm in die Augen zuckten, die Schneelawinen, welche vom Scheitel des Alpenkönigs stürzten, und dann die grünen Matten und die sanfte blaue Alpenblume: dies Alles befriedigte zwar nicht seinen nach dem Ewigen dürstenden Sinn; doch hatte er einsehen gelernt, daß die Philosophie und die junge Kritik nicht weiter waren, als der Elfe und die Natur, und noch nicht einmal so weit!

Pimpernellens Schwabenstreiche.

Pimpernella ließ zwar die Postillone immer in ihren Pompadour greifen, und sich soviel Geld herausnehmen, als sie haben wollten; aber sie machte ihnen auch zu schaffen! Da ihr das Meiste, was sie sah, ganz fremd war, so war ihre Wagenthür ewig im Gange, bald wollte sie dies, bald das sehen. Einem weißen Reh, das ihr über den Weg, der durch den Wald führte, lief, ging sie so lange nach, bis sie beinahe ihren Reisewagen nicht wiedergefunden hätte. Blumen, Vögel, Alles wollte sie brechen und greifen, wie ein Kind, das nur immer schreit: Haben! haben! Zuletzt wurde ihr doch der Weg zu lang und sie hätte sich gerne Gesellschaft gewünscht. Die Postillone hatten alle

nur dasselbe Gespräch, das sich nie weiter erstreckte, als wer seit acht Tagen hier mit Extrapost durchgekommen wäre und wie viel lederne Hosen sie im Jahre zerrissen. Sie konnte hier nichts Neues mehr lernen, und sah jetzt erst ein, wie viele, viele Meilen Schwaben entfernt liegen müsse. Indem sie, in Gedanken versunken, sich ausmalte, wie wohl in Schwaben Kirchen und Kapellen, Weingärten und Aepfelbäume, Blumen und Dichter aussehen möchten, hörte sie draußen auf der Chaussée eine häßliche, krächzende Stimme singen:

> 'S ist eigentlich schmählich
> Und beinah e Schand,
> Ich bin nicht recht selig,
> Und auch nicht verdammt!

Pimpernella rief den Postillon an, was denn so fürchterlich draußen nach Knoblauch und Meerrettig röche und wer diese gräßlichen Töne ausstieße? Der hatte aber weder etwas gerochen noch gehört, und meinte, es wäre ja mäuschenstille; ob vielleicht der Hemmschuh klappre oder was sie meine? Indem hörte Pimpernella jenen Vers ganz deutlich am Kutschenschlage, und ob es gleich ein Geruch war,

wie von einem zehn Wochen angehabten Hemde, so wagte sie doch, einmal hinauszusehen, und stieß sich beinahe den Kopf an einem abscheulichen Schlingel, der eben, ganz zerlumpt und halb betrunken, in den Wagen steigen wollte. Sie schrie laut auf, der Postillon hielt inne und erkundigte sich, was ihr wäre. Ob er denn den gräßlichen Menschen nicht hinten am Rockschooß zurückhalten könne? bat sie; aber der Postillon bemerkte mit Erstaunen: Um Jesu Willen, es ist ja keine Menschenseele da! Er riß den Kutschenschlag auf und fand Pimpernellen ganz allein; aber sie weinte, ein schändlicher Tölpel wolle mit ihr fahren und quäle sie um Essen und Trinken, wie ein Wehrwolf. Da sie nicht aufhörte zu schreien und ausrief, er kneife sie und thäte ihr Gewalt an, so dachte der Postillon: Halt, hier ist etwas nicht recht richtig! und fuhr, was das Zeug hielt, vorwärts.

Pimpernella fragte jetzt den zudringlichen Schlingel, wer er denn wäre? Ei, sagte der mit einem ellenlangen gottlosen Fluche, ich war einmal ein Schustergesell aus Nordhausen und bin in der Elbe vor einigen Jahren ertrunken.

Seitdem hab' ich noch kein recht passendes Unterkommen weder im Himmel noch in der Hölle finden können; die Stellen sind alle besetzt und können, wenn Einer abginge in's höhere Jenseits, drei- und vierfach alle wieder ergänzt werden. So treib' ich mich denn im Zwischenreich noch so lange um, bis meine Akten in Ordnung sind, und es sich herausgestellt hat, wo ich eigentlich hingehöre, zu St. Peter oder Beelzebub. Jetzt kommen wir bald nach dem Main, wo ich mir täglich einige Maaß Aepfelwein zulegen werde, und ich hoffe, daß ich durch Dich an Sauerkraut, Frankfurter Würstchen und Rettig keinen Mangel leiden werde. Durch mich? fragte Pimpernella erschrocken. Freilich, antwortete der ertrunkene Schustergesell, so unmittelbar können wir das Materielle nicht mehr recht genießen, weil es uns wie Krüppeln geht; wir empfinden zwar unsre Arme und Beine, aber wir haben keine. Ich sehe doch, daß Dir nichts abgeht, bemerkte Pimpernella. Das freut mich eben, sagte der unselige, unverdammte Geist, daraus entnehm' ich, daß Du irgendwie, sei's durch Krämpfe oder Bücherlesen oder durch hysterische Zufälle für den Umgang mit Geistern

geschaffen bist, und daß, indem ich mich Deiner bemächtige, ich noch manchen Spaß und Unfug hier auf Erden treiben kann. Pimpernella, an allen Gliedern zitternd, drehte und drehte an ihrem Ring und wünschte den Unhold zu allen Teufeln, denen er angehörte; aber das war's eben; auf intelligente Geister haben die Elfen, als Naturkinder, keine Gewalt; der Ring brachte nichts zu Stande und Pimpernella fing bitterlich an zu weinen. Als der Schuhmacher das sahe, wurde er zornig und zerschlug die Wagenfenster, zerkratzte das rothe Saffianleder der Polster, tobte und schrie und wollte mit Gewalt in Pimpernellen hineinfahren. Doch kam ihr hier ihre eigene dämonische Natur, in welche sich nichts zweites Spukhaftes einschachteln ließ, zu Hülfe. Besessen wurde sie nicht von ihm, aber gequält und geängstigt, daß man in Frankfurt, wohin sie eben kam, allgemeines Mitleid mit ihr empfand, und ihr schon den Dr. Carové anempfahl, falls sie sich wollte magnetisch behandeln lassen. Der ertrunkene Schuhmacher ließ sie aber nicht lange daselbst verweilen, sondern sagte, sie müßten jetzt zu einem Manne reisen, bei dem's die Zwischenreichsstädter gut

hätten, und wo alles unbegrabene Pack doch ordentlich einmal wieder zu Worte kommen könnte und angehört würde, wenn man als Gespenst sich einmal aussprechen wolle. Pimpernella frug weinerlich, wer das wäre? Zum Kreuzhimmeltausendsapperment, sagte der Schuster in seiner ungeschlachten Manier, das ist Justinus Kerner in Weinsberg. Als Pimpernella diesen Namen nennen hörte, fuhr sie, freudig bewegt, auf und legte die Hand an ihr Herz, das stärker und seliger an zu pochen fing; ach, rief sie, in der nächsten Stunde, sogleich; eben zu ihm will ich ja. Nun sang sie das schöne Lied:

> Wohlauf noch getrunken
> Den funkelnden Wein!
> Ade nun ihr Lieben,
> Geschieden muß seyn u. s. w.

das sie so oft von Jenenser Burschenschaftern im Harz hatte jodeln hören. Herr Günther, der Wirth vom Hotel de Paris, zuckte die Achseln über das unglückliche Frauenzimmer, welches in einemfort mit Jemanden im Zimmer sprach, der gar nicht im Fremdenbuch eingeschrieben war. Mehrere Frankfurter Gelehrte sahen

das Unglück mit an und Hofrath Berly, der Redakteur der Oberpostamtszeitung, meinte, darüber wollt' er morgen einen „leitenden Artikel" schreiben. Sie halfen alle mit, um die junge Dame, die jetzt sehr vergnügt war und vortreffliche Trinkgelder zahlte, in den Reisewagen zu bringen, und so fuhr sie denn, ihren unsichtbaren Begleiter neben sich, auf und davon. Er war im Wirthshaus zu Langen wieder recht unanständig und in der Traube zu Darmstadt schlug er mehrere Wasser-Karaffinen entzwei, die im Speisesaale standen, zertrümmerte einen Spiegel und zerriß mehrere Nummern der Großherzoglich Hessischen Zeitung. Das Unangenehmste war hierbei immer, daß der Schurke seine Streiche nur übte, wenn Niemand zugegen war. Kamen dann die Kellner herein und fanden die Bescheerung, so konnte sich die weinende Pimpernella von der Aussicht, ins Narrenhaus geschleppt zu werden, nur durch dreifache Vergütung des Werthes der zertrümmerten Gegenstände loskaufen. Gleich hinter Darmstadt, ach! saßen am Wege drei kleine, unglückliche, zusammengekauerte Duller'sche Phantasieembryone, mit großen Köpfen und kleinen Füßen, Kronen

und Ketten tragend, und froren, und waren alle recht ängstlich anzusehen. Späterhin hätten sie beinahe den Großh. Darmstädtischen Justizrath Karl Buchner niedergefahren, der wie ein Chiffonier mitten auf der Landstraße allen alten Plunder umkehren mußte und Glasscherben, Kupferpfennige, Papierschnitzeln, Alles in einen großen Notizensack packte, den er jährlich einigemal in den Hamburger Blättern der Börsenhalle auszuschütten pflegt. Von Heidelberg bis Heilbronn gab man Pimpernellen einen jungen Mediziner mit, weil's der Schuhmacher zu arg trieb. Der junge Arzt versuchte einigemal im Wagen, Pimpernellen zu magnetisiren, aber sie verbat es sich und bezahlte ihm in Heilbronn, was er mit Anstand verlangen konnte. Jetzt wurde auch der böse Geist etwas ruhiger. Die Aussicht, nach Weinsberg zu kommen, das im ganzen Zwischenreich als das einzige Loch berühmt war, durch welches die Geisterwelt in die irdische „hineinragen" durfte, benahm ihm doch etwas den Muth; oder er sammelte alle seine Kräfte und Unarten, um sich bei Just. Kerner erst recht zu entwickeln und zu zeigen, was er im transcendentalen Unfug leisten könne.

Noch einmal versuchte er es, ob er nicht in Pimpernellen hineinfahren konnte; doch schrie sie so gewaltsam, daß ihr der Wirth vom Falken zu Hülfe eilte und sie aus der Umarmung eines Menschen befreite, den er nicht sehen konnte. Ach Gott ja, sagte man in Heilbronn, für die ist es wohl das Beste, sie kömmt nach Weinsberg. Wenigstens bemerkte Dr. Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, der eben an der Wirthstafel im Falken saß, in seiner sarkastischen Art, wenigstens wird dann ein Buch über sie geschrieben werden!

Es würde uns zu weit führen, wollten wir diese einfache Darstellung der Schwabenstreiche Pimpernellens in eine Novelle umwandeln. Sie kam bei Kerner an, wurde als eine äußerst bedeutende Kranke erkannt und in den vielfach beschriebenen Thurm des liebenswürdigen, poetischen Oberamtsarztes einlogirt. Pimpernellens schwärmerische Hinneigung zu dem Wesen der Schwäbischen Dichterschule verlieh ihr hier noch einen besonderen Reiz; sie entfaltete auch in der That in den Augenblicken, wo der Schuhmacher sie in Ruhe ließ, ein sinniges, für die Poesie wunderbar empfängliches Gemüth. Sie

wußte die klassischen Stellen der Schwäbischen Dichter, die sie nun alle lesen konnte, sehr schnell auswendig und hatte überdies durch ihren Reichthum einen Vorsprung voraus, durch welchen sie einigermaßen versuchte, die Stadt Weinsberg für den Lärm zu entschädigen, den der betrunkene Nordhäuser bei Tag und Nacht inner- und außerhalb der Mauern verführte. Sie selbst gab sich, was sie auch durfte, für eine Thüringische Bergmannstochter aus, was so poetisch ließ, daß einige junge Tübinger Stiftler, die zugegen waren, gleich einige Gedichte auf sie machten und sie an G. Schwab schickten, der sie corrigirte und in's Morgenblatt rückte.

Mit der Heilung Pimpernellens verwickelte es sich aber immer mehr. Ihr Quälgeist konnte, da er sie nicht besaß, auch nicht recht gebannt werden. Es war ein eigener Fall, über welchen Eschenmayer aus Kirchheim an der Teck einige theoretische Winke schickte. Der Magnetismus wirkte natürlich außerordentlich auf das Elfenkind. Sie sah aber nie den Himmel, sondern immer nur den Harz offen, wenn sie klairvoyant wurde, und schilderte das Leben und Weben der Metalle mit einer Poesie, daß Kerner er-

staunte, und dasjenige, was Pimpernellen im Kopf lebte, eine Erzbotanik nannte. Sie sahe nämlich nur Metallblumen, Granatrosen mit Smaragdblättern, Sapphirveilchen und die wunderbarsten Gewächse, Steinbildungen und Metallverkörperungen, wie so etwas nur höchstens von Novalis einmal geträumt worden ist. Pimpernella litt entsetzlich dabei; nicht weil sie die Menschen gequält hätten, sondern weil sie immer verrieth, was sie doch verschweigen wollte, daß sie nämlich die Tochter eines Berggeistes war. Man fand es ungemein poetisch, wenn sie nach diesen hinabwärtsgehenden Visionen immer bat, man möchte doch nur nicht glauben, daß sie wirklich ein Elfe wäre, wobei sie bitterlich weinte.

Die bessere Wendung ihres Schicksals verdankte sie endlich dem Schuhmacher selbst. Dieser ward es nämlich überdrüssig, sie zu plagen, da er ja bei ihr keinen Einlaß fand. Mehre andre anwesende Handwerksbursche, die in Kerners altem Thurm ihr Zwischenreichswesen trieben, meinten, ob er ein Narr wäre und mit dem Frauenzimmer verhungern und verderben wolle. Hier gäb' es aller Orten hysterische

Dirnen, die von dem vielen Beschwören und Predigen und Hörensagen nichts sehnlicher wünschten, als auch einmal besessen zu werden; sie wollten ihm schon eine hübsche Kundschaft zuweisen, wo er sein Glück machen könne. Der ertrunkene Schuhmacher, der es satt hatte, bei Pimpernellen zu hungern, gab den dringenden Vorstellungen seiner Collegen Gehör, wollte nur noch einmal in Kerners Stiefelgarderobe, warf Nachts alle Stiefel und Schuhe desselben unter und durch einander, und fuhr dann um's Morgenroth, nachdem er Pimpernellen noch einigemal schrecklich gekniffen hatte, in eine angehende Somnambüle, die sich in der Umgegend von Weinsberg heimlich vorbereitete, demnächst Epoche zu machen. Als Kerner in der Frühe seine Stiefeln suchte, kam ihm Pimpernella freudig entgegen und sagte, jetzt hätte sie das Ungethüm verlassen! Kerner freute sich darüber, daß ihm eine Kur gelungen war, mehr, als er bedauerte, nun um Pimpernellens metallurgische Gedichte zu kommen. Kerner ist ein Menschenfreund, und die wiedererlangte Vernunft bei seinen Patienten doch ihm gewiß lieber, als die Originalität ihres Wahnsinnes?

Inzwischen waren aus Stuttgart nach Weinsberg Briefe über Briefe gekommen, welche den Zustand des Schwäbischen Dichters Gumal immer bedenklicher schilderten. Dieser junge, talentvolle Mann hatte zwei Bände Gedichte herausgegeben, welche unter vielem Unbedeutenden doch hie und da ein Gemüth verriethen, welches die Erde nicht blos im Sonntagsputz, wie sie bei Uhland immer auftritt, sehen mochte, sondern vor dem die unschuldigen, sonnenhellen Landschaftsperspektiven mit ihren Lämmerchen und Hirtenknaben, ihren Gänseblümlein und Rittern und Jungfrauen sich zuweilen in pittoreske Fernsichten, über welche Wolken und Gewitter hingen, verschoben. Gumal war hauptsächlich zur Reflexion geneigt; aber da er die ursprüngliche Naturanschauung hatte, so konnte er leicht die Kälte des abstrakten Gedankens durch eine wärmere Temperatur auflösen und ein genialerer Dichter werden, als die moderne Lyrik und der Weidmann'sche Musenalmanach für wünschenswerth hielten. Gumal neigte stark zum Gedanken, Gumal hatte Ideale, die zwar noch von Schiller die Form borgten, aber doch in eine Region streifen konnten, wo

die Schwäbische Dichtkunst hätte aufhören müssen, sich im Kleinen traulich zu bewegen und das Positive mit Blumen zu bestreuen. Gumal fühlte den Drang in sich, einem Byron nachzustreben, und schnell veranstalteten es seine Gönner, daß er von Byron eine Uebersetzung liefern mußte, um nur sein strebsames Gemüth auf etwas Unschuldiges und höchstens sprachlich Schönes abzulenken. Wie gern hätten die Dichter gesehen, daß Gumal Eberhard den Greiner noch einmal besungen hätte; aber er wies das Ansinnen zurück und reiste nach Italien. Zurückgekehrt, machte er Miene, ein Titan zu werden. Er dichtete eine reizende Phantasie, in der er den Gedanken ausführt, daß wir Griechisch leben wollen, nackt, mit Blumen bekränzt, nur dem Schönen opfernd, — die Schule erschrak und eilte, das Ganze eine mythisirende Allegorie zu nennen, damit Gumal nicht wild würde, die Fesseln sprengte und den Kandidaten der Theologie mit einem „jungen Gott" vertauschte. Um seinen Unmuth abzulenken, ließ man ihn den Bulwer übersetzen, schickte ihn in's „Ausland", nämlich das Augsburger, zu dem er eine Beilage schreiben mußte; ja, wie Luther

auf die Wartburg geführt wurde, um sicher zu seyn und sich zu mäßigen, so ließ man ihn das Leben des Gottesmannes schreiben und zuletzt gar dessen sämmtliche Werke herausgeben. Wenn uns Gumal abtrünnig würde! hieß es. Wenn er durch Rückert und Anastasius Grün in die höhern Regionen des modernen poetischen Gedankens käme! Wenn ihm im „Ausland" bei der Analyse eines Georges Sand'schen Romans plötzlich die höhere Muse der neuen Poesie ergriffe! Was räthst Du uns, Schattenspieler Lux?

Da jeder Stuttgarter und Tübinger Brief in Kerners Hause ein Festtagskuchen ist, so hatte auch Pimpernella alle jene Briefe gelesen, lange mit sich Rath gepflogen und endlich erklärt: Ich will ihn retten! Man sah sie groß an; aber sie sagte, sie wolle Gumal's stürmischen Geist an die kleine Wiesenblume fesseln, sie wolle ihn so umzaubern und die Hand auf ihn legen, wie man Maikäfer hindere, aufzuschnurren; sie gebe ihr heiliges Wort, sie wolle Gumaln der Schwäbischen Dichterschule erhalten. Dabei sah sie ihren Ring und der schalkhafte Kerner meinte, ob sie ihn etwa heirathen wollte? Pim-

pernella wurde roth und ängstigte sich, was sie als Elfe alles für menschliche Verpflichtungen eingehe, blieb aber bei ihrem Versprechen und rüstete sich zur Abreise. Kerners konnten nichts einwenden und ließen sie in Frieden ziehen. Kerner, eine wirklich poetische Natur, spielte ihr noch eins auf der Maultrommel vor; dann dankte sie für alle Liebe und Freundschaft, war aber doch froh, aus einer so unheimlichen Atmosphäre endlich glücklich zu entkommen.

Als Pimpernella in Besigheim gefrühstückt, in Ludwigsburg Pferde gewechselt und Stuttgart endlich erreicht hatte, traf sie doch, obgleich sehnlich erwartet, keinen von der Schwäbischen Dichterschule daheim. Sie waren alle in die Fildern gegangen, theils um Schmetterlinge zu fangen, theils um den jungen, gährenden Dichter Gumal zu zerstreuen. Es war mit diesem immer schlimmer geworden; er las Hegel's Werke, und hätte Einiges, was ihm darin gefiel, gern unter glatte Schiller'sche Verse gesetzt. Aber selbst dieser Anfang einer höhern Tendenz, in welche solche Anomalien hätten auslaufen können, erfüllte Gumal's Freunde mit Schrecken; sie konnten das wilde Gedicht nicht ver=

gessen, wo Gumal gewünscht hatte, die Deutschen möchten, wenigstens in geheizten Stuben, nackt gehen und sich mit Rosen bekränzen. Man hätte ihn gern Blumen malen und zur Guitarre singen gelehrt, eine verheirathete Dame bot sich dazu an; aber Gumal nannte sich schon zuweilen einen Prometheus, einen Oedipus, eine Sphinx; die Stelle in Göthe's Briefwechsel an Zelter verwirrte ihn, und vor Freuden gern hätt' er den „religiös-moralisch-patriotischen Bettlermantel" von sich geworfen und sich wie die Raupe als Cokon selbst ihr Kleid gewoben. Gumal schritt tiefsinnig unter den Freunden und Lehrern der Dichterschule, als Pimpernella athemlos mit dem keuchenden Lohnbedienten Schwarz, aus dem Waldhorn, der schwerlich nüchtern war, ihnen auf die Fildern nachkam. In dem Augenblicke, als sie sich näherte, hob Gumal etwas auf; es war ein leeres Briefcouvert, mit einem offiziellen Wappen, dem Königl. Preußischen Adler, versiegelt gewesen, und die Aufschrift enthaltend: Herrn Dr. Gustav Schlesier in Stuttgart. Wahrscheinlich kam dies Schreiben vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin und bedauerte,

daß der Gesandtschaftsposten in London schon vergeben wäre, tröstete aber Schlesiern, daß man bei der nächsten politischen Verwirrung, ehe man entscheidende Maaßregeln ergriffe, ihn erst um Rath fragen wolle. Als Gumal den Adler von Siegellack sahe, faßte er den Entschluß, sich von ihm wie Ganymed in den Himmel tragen zu lassen. Er breitete seine Füße aus, und da Pimpernella in einem Anfluge von Schwärmerei gedacht hatte: Ach, möchte ihm doch jeder Wunsch gelingen! und dabei ihren Ring berührte, siehe! so trat aus dem diplomatischen Siegel der Adler immer größer und mächtiger hervor, breitete die Flügel aus, hob sich einigemal und stieg, zum Schrecken der Dichterschule, mit Gumal in die Lüfte. Pimpernella, über den Anblick selbst nicht wenig erschrocken, fand die Poeten in der größten Bestürzung; Gumal war ihnen mit einem Adler davon geflogen, er hatte einen Aufschwung genommen, weit höher, wie die Schwäbische Alb: es war keine Aussicht mehr vorhanden, daß er Eberhard den Greiner bearbeiten würde, der nächstjährige Musenalmanach war verdorben, es konnten Elemente hineinkommen, denen sich,

wie z. B. einem Portrait von Heine! die Süddeutsche Redaktion unmöglich fügen würde; und so standen die Männer rathlos und sahen Gumal mit dem Adler immer höher und höher steigen, bald nur noch einem Nebelflecke gleichend. Jetzt begriff Pimpernella ihre Aufgabe. Jetzt verstand sie, was es heißt, einen Dichter seiner Schule erhalten, und schnell rückte sie ihren Ring, wünschte etwas und trat dann an die betroffenen Sänger heran, denen sie Jedem von Justinus Kerner einen Kuß gab. Man war sehr (nicht über den Kuß, sondern über den Empfang) in Verlegenheit, Gustav Schwab hätte gern gleich einen Abend arrangirt, aber Gumal — Gumal — Pimpernella fragte, ob sie denn nicht bemerkten, daß er schon wieder herunter käme? In der That, der Fleck wurde sichtbarer, entwickelte sich immer mehr, Gumal wurde immer deutlicher, und siehe! da kam er herunter geschossen, reitend nicht mehr auf einem Adler, sondern auf einem sanften, lieben, goldigen, girrenden Täubchen, reitend auf dem Bilde der Unschuld. Gumal lächelte selbst, wie selig. Es war so rührend, so lieb, auf einem Adler sitzen, der sich plötzlich in ein sanftes

Täubchen verwandelt! Gumal machte ein Gedicht darüber, die Dichterschule küßte ihn und die schönen Verse standen einige Tage darauf im Morgenblatt.

Pimpernella wagte nicht, sich das Verdienst dieser Scene zuzuschreiben. Sie wagte es um so weniger, als sie Gumal in die allerdings mit einer Brille bedeckten, aber doch von einem tiefen Gemüth beseelt scheinenden Augen blicken sollte. Die Frische seiner Wangen, die Lieblichkeit seines Lächelns, die Schüchternheit seiner Bewegungen; dies alles nahm sie so für ihn ein, daß Menschenkenner, geschweige Elfenkenner, wie diese Dichter, errathen mußten, was in des Mädchens Busen sich entspann. Pimpernella brauchte mehrere Tage, um sich aus den Verwirrungen ihrer Gefühle zu klaren Vorstellungen zu ringen. Gumal betrachtete sie nicht ohne Theilnahme, wenigstens so lange, als die Erinnerung an das Täubchen vorhielt. Doch, als es ihm deutlicher wurde, was sich zwischen ihm und dem Mädchen zu gestalten schien, suchte er dem Gedanken zu entfliehen, weil er alle seine Poesie zu begraben fürchtete, müßte er sich mit solchen Idyllen und Landschaftsträumereien ver-

mählen, als sie in Pimpernellens Vorstellung lebten. Er wurde wieder düstrer und dem Dichterwald bedenklicher. Er gab, als man ihm von einer möglichen Heirath zwischen ihm und der Fremden sprach, geistesabwesende Antworten und faßte schnell nach seinem Herzen, als würd' es ihm von der Trivialität des Daseyns erstickt. Auf allen Wegen mußte er Begleitung haben. Pimpernella wich nicht von seiner Seite, sie suchte durch Worte zu wirken, aber sie mußte Wunder thun.

Gumal hatte seit einigen Tagen kein Wort gesprochen, und höchstens einmal eine Strophe aus Heine's Buch der Lieder recitirt. Große Betrübniß herrschte unter den Zierden des Musenalmanachs. Sie suchten Gumal zu zerstreuen, und luden ihn ein, auf die Silberburg zu kommen; Pimpernella würde auch da seyn. Grade dies hätte ihn abhalten können, zu kommen; doch kam er. Das literarische und artistische Stuttgart war heute auf diesem reizenden Punkte, von welchem man die Residenz prächtig übersehen kann, versammelt. Dort saß August Lewald und berechnete mit einem Bambusrohr im Sande den Ueberschlag einer neuen literari-

schen Unternehmung, die er jedoch, als ihn einige Schauspieler fragten, was er dort thäte, in Abrede stellte und dagegen sagte: Ich zeichne den Grundriß meiner neuen Cannstädter Villa! Hier blickte Seydelmann mit künstlich Ifflandscher Rührung zu dem Verf. des „Seydelmann und die deutsche Schaubühne" hinüber, und wischte sich eine Thräne aus den Augen, die gleichsam ausdrücken sollte: Also, Freund, dahin sind wir gekommen! Dort saßen einige Landtagsdeputirte, hochherzige, treue Männer, und ließen sich von Dr. Krämer aus Eßlingen seine neue Menschlichkeitsguillotine vormachen, die derselbe in Aussicht auf das nächstens in der Kammer zu debattirende Strafgesetzbuch erfunden hatte. Einige über diesen Humanitätsexperimenten zu Grunde gehende Gläser und Flaschen machten eine hübsche Abwechselung zur Unterhaltung der Anwesenden. Dr. Weil sprach über Waggons, Lokomotive und Lobmotive der Agnese Schebest; Sir Francis Kottenkamp über Englische Hahnenkämpfe und Spanische Stiergefechte. B. Auerbach suchte jene Gränzlinie des Gedankens zu zeichnen, wo Juden- und Christenthum sich in der Spekulation vermählen.

Ernst Münch zeigte heute zum ersten Male seinen aus München angekommenen Griechischen Erlöserorden; kurz es war, wie Laube sagen würde, „ein Stück Deutscher Literaturgeschichte“, das hier freundlich sich durchkreuzte und Aktienbier trank.

Die Schwäbische Dichterschule hielt mit allen diesen Männern jedoch keine Gemeinschaft. Sie saß ganz vorne, wo man die Tübinger Straße signalisiren konnte, falls etwa Uhland herunter käme; sonst war sie sehr betrübt über Gumal's Tiefsinn und Pimpernella strickte. Es schien sich in Gumal wieder ein Entschluß vorzubereiten, der kühner war, als der neuliche Adlerritt. Wer ihn sah, hätte glauben mögen, er wollte sich das Leben nehmen, und in der That hatte er nichts Geringeres vor. Die Dichter saßen noch gedrückt und scheinbar unbefangen zusammen, sprachen vom Wesen der Ballade und der Romanze, von Eberhard dem Greiner, dem edlen Mörung und von einigen Fliegen und Mücken, die Karl Mayer erst kürzlich wieder besungen hatte, als sich Gumal erhob, wild und scheu um sich blickte, schnell über die hölzernen Planken setzte und sich jählings vom Felsen hinunter=

stürzte. Jesus! schrieen sie alle auf, die Musik hielt inne, die kritischen, historischen, encyklopädischen, artistischen und Stahlstichbestrebungen Stuttgarts liefen herbei; nur Pimpernella verlor den Muth nicht, berührte ihren Ring und schuf eine merkwürdige Verzauberung, die an die Sage vom heil. Franz von Assisi erinnerte. Gumal, statt zu stürzen, fing plötzlich zu schweben an; Genien flatterten aus dem Gestein hervor mit langen Rosengewinden, welche sich um den Dichter schlangen; Maikäfer, Schillebolde, stachellose Bienen, Schmetterlinge und Marienwürmchen kamen zu Tausenden geflogen und umschwärmten die Transfiguration; hohe Malven schossen vom Boden auf und breiteten ihre Kelche aus, um den Dichter aufzufangen, der sich endlich auf eine große stämmige Sonnenblume sanft niederließ und es dulden mußte, daß Engel und Genien von allen Seiten kamen und ihm Veilchen, Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber, ja sogar Lorbeeren um die Stirne flochten. Gumal wollte sich wie eine moderne Sappho vom Fels der unglücklich Liebenden stürzen, und die Embleme der Schwäbischen Poesie, die Embleme der Unschuld und des

frommen Glaubens mußten ihn retten. Die Stiftskirche von Stuttgart läutete herüber, die Sonne ging eben prächtig unter und Gumal, umstanden von den auf sichern Wegen den Felsen hinabgestiegenen Freunden, war dem Leben, dem Uhland'schen Dichterwald, war dem Musenalmanach erhalten. Pimpernella hätte vor Seligkeit vergehen mögen.

Eine geraume Zeit ging es nun mit Gumal ganz vortrefflich. Der Musenalmanach erschien und brachte von ihm Gedichte ohne Schwung und Erhabenheit, Töne der alten und ewigen Leier, einzelne Dichtereinfälle, keine Offenbarung eines tiefen, poetischen Gedankenlebens. Eine Broschüre über Rückert und Uhland wurde eine ganz gewöhnliche Parallele, eine sogenannte unpartheiische Kritik, ein Schulexercitium. Doch kaum hatte Gumal sie im Druck gelesen, so fühlt' er es selbst, daß seine Schrift nicht tief war, und daß die jetzige sogenannte revolutionäre Parthei in der Deutschen Literatur, geradezu gesagt, das junge Deutschland, eine solche Charakteristik weit tiefer erfaßt, weit leuchtender ausgeführt hätte. Er war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß er sich zu sehr an das Ufer

des Stromes halte, um in den rechten Zug und Fluß zu kommen, und fing wieder an, in sein altes Wesen zu verfallen. Seine Freunde hatten einigemal an ihm etwas bemerkt, worüber sie nicht mehr schlafen konnten: er hatte sich nämlich gegen Wolfgang Menzel öffentlich einige Ausdrücke erlaubt, welche die Schwäbische Dichterschule nur ganz im engen Kreise über die Lippen kommen ließ. Gumal hörte auf ihre Bitten, auf ihre Warnungen nicht; er verachtete die Taktik der Schule, daß sie's mit einem Manne nicht verderben wollte, für welchen sie keine Sympathieen hatte. Sie hatten ja Menzeln seit Jahren, um seinen Zorn nicht zu erregen, die größten Opfer und Soupers gebracht; sie hatten, ihm zur Liebe, als die Nachricht von Göthe's Tode kam, keine Thräne in seiner Gegenwart vergossen, und nur mit Furcht eine Klage auf der Bühne in äußere Gestaltung gebracht. Sie hatten durch Dulden, Nachgiebigkeit, Besuche und Gegenbesuche, besonders durch gute Kochkunst es dahin geführt, daß W. Menzel Lenau anerkannte, Mayer anerkannte, Pfizer anerkannte, den Musenalmanach nicht blos günstig beurtheilte, sondern sogar

selbst beschenkte. Und jetzt drohte Gumal dies ganze künstliche, aus den zartesten Fäden gesponnene Gebäude zu zerstören. Keine Bitte fruchtete. Dieselbe Zerstörung, die er früher gegen sich selbst, aus Mißmuth über den Zwiespalt seines Wollens, Sollens und Könnens gerichtet hatte, wollte er jetzt gegen Andere richten. Er ging mit Plänen gegen W. Menzel um, die seine Freunde schaudern machten. Pimpernella, die nun mit der Literatur sehr vertraut war und im Reinbeck'schen Journalzirkel nicht umsonst las, Pimpernella rieth, Gumal in seinem Zorn zu bestärken. Käm' es auf's Aeußerste, so könne sie ihn wieder auf's Beste heilen. In diesem Sinne schürte sie Gumal's Ingrimm zum heißesten Brand. Er redete sich selbst in eine Vorstellung hinein, als hieße das eigentliche Uebel, an welchem unsere jetzige Literatur krankt, das Uebel, welches alle unsere Partheien geschaffen hätte und über die Talente ein wahres Siechthum verbreitete, W. Menzel! Er nährte die Vorstellung von einem Faß, das man sich vergebens quälen könne, zu füllen, so lange eine Ritze, durch welche Alles durchläuft, nicht verstopft wäre. Eines Abends griff er im Zorn

nach zwei Pistolen, hüllte sich in einen langen Spanischen Mantel und rannte, selbst nicht wissend, was er wollte, bang der Wohnung zu. Das Häuschen liegt einwärts gebaut und hat vorne einen kleinen Garten von Kieselsteinen. Schon stand er an der Hausthür, besann sich noch einmal, biß dann die Zähne zusammen und schritt entschlossen vorwärts. Er wollte dem Tugendhelden die falsche Maske abreißen, dem Franzosenfresser die Perrücke Altdeutscher langhaariger Burschenschaftelei, dem Priester den geborgten Glorienschein seines Hauptes. Jetzt aber entfaltete Pimpernella die Kraft ihres Ringes. Hinter Hecken und Zäunen lagen die Lyriker versteckt und sahen mit Staunen dem Wesen zu, welches das Mädchen trieb. Sie wollte Gumal verwirren, täuschen durch eine Phantasmagorie.

Als Gumal die Hausthür geöffnet hatte, prallte er zurück. Die erste der Menzel'schen Lug- und Truggestalten trat ihm durch Pimpernellens Künste ernst gegenüber. Es war die Göttin der Unpartheilichkeit; sie trug nur eine Farbe, die weiße, die sich nicht für eine andere Farbe ausgeben ließ. Sie hielt ein Buch in

der Hand, das in der That aufgeschnitten war, und nicht von der Seite gelesen wurde. Sie blätterte nicht flüchtig, sie machte keine langen Excerpte, um den Bogen zu füllen, sondern studirte mit Eifer und las eine dunkle Stelle drei=, viermal, bis sie ganz gewiß war, daß sie sie verstanden hätte. Dann kam die Göttin der Vielseitigkeit, auch eine Truggestalt. An der war nichts oberflächlich, sondern alles scharf und kantig; sie schien aus verschiedenen Details zusammengesetzt, gab aber ein schönes Ensemble. Dann kamen zwei Genien: die Genien der Nachsicht und der literarischen Liebe. Hierauf wurde der Qualm, der aus der Thüre stieg, stärker; die Lichter schienen greller aufgetragen und wie eine Siegesgöttin wehte an Gumal die Göttin der constitutionellen Freiheit vorüber. Sie trug sich phantastisch; doch anständig. Sie hatte einen Würtembergischen Repräsentantenmantel um, und statt der Phrygischen Mütze eine Blondenhaube. Statt der zerbrochnen Ketten, welche die antike Freiheitsgöttin mit Füßen tritt, zertrat diese Göttin mehre Embleme der Republik. Jetzt kam der Genius des Deutschen Vaterlandes, in Gestalt eines wilden Mannes,

wie er in mehren Deutschen Wappen, z. B. dem Mecklenburgischen, vorkömmt, eine tüchtige Natur, mit Keule, Bärenfell und Eichenlaub verziert. Hierauf wurde der Qualm so stark, daß Gumal zu ersticken fürchtete; denn nun kamen aus Menzel's Hause fromme Engelchöre, weiße und schwarze Nonnenzüge, singende Mönchswallfahrten, und zum Beschluß dieser Lüge der Genius des Christenthums mit der Palme des Friedens in der Hand und das überwundene Thier der Apokalypse mit kräftiger Zehe niederhaltend; diese Glorie war von einer großen Anzahl symbolisirter Tugenden begleitet, unter welchen die sittliche Unschuld am demüthigsten, unbefangensten und liebenswürdigsten auftrat. Alle diese Truggestalten verloren sich allmälig in der dunklen Nacht und nur ein pikanter Geruch blieb übrig, der da verrieth, daß hinter den Coulissen dieses erlogenen Himmels W. Menzel eben Sauerkraut und Schwäbische Spätzeln aß. Gumal, so schrecklich getäuscht, wankte bewußtlos fort. Von diesem Augenblick war er für die Richtung, in welche ihn der Zufall hineingeschoben hatte, mit Leib und Seele entschieden. Er schrieb in Cotta's Vierteljahrschrift

den animosen Artikel gegen Heine, der sehr viel Wahres, obgleich falsch ausgedrückt, enthält, und wird sicherlich mit Pimpernellen nächstens aufgeboten werden.

Diese hatte den Harz und ihren Vater, Bruder und Schwester vergessen. Sie, das sinnige poetische Elfenkind, wurde ein Opfer der Schwäbischen Lyrik, und der alte Berggeist, der nun den Sohn und die eine Tochter, jenen an den Alpenkönig, diese an den Musenalmanach verloren hatte, mußte alle Hoffnung aufgeben; denn Spekulantia war ja unter allen Umständen für ihn dahin! Ach, Pimpernella hätte wohl zuweilen des Nachts ein leises Klagen und Rufen in ihrer Nähe hören sollen; aber eine Poesie, die sich an die Sonntagsfreuden und den hellen lichten Tag hält, schläft bei Nacht sehr fest und gesund, und da mögen die Elfen noch so wimmern, die Nachtigallen noch so klagen, der Mond sich in tiefste Wolken hüllen, die Bäume zittern, die Alpengeister an die Rückkehr zum Wunderbaren und Großen mahnen ..... Diese Poesie und Pimpernella, keine von beiden versteht Was davon.

Spekulantia in Paris.

Eins der schönsten Häuser der Rue St. Honoré wurde von Spekulantien, die mit Pracht und Nachdruck in Paris auftreten wollte, bezogen. Wenn sie auch erst von dem Lärm der Welthauptstadt in ihrem zarten Sinn und ihrer empfindsamen Seelentiefe, die immer die Ruhe liebt, betäubt zu werden fürchtete, so gelingt es doch oft den zartesten Naturen, im Gewühle der Welt durch Sammlung und etwas Zähigkeit muthig zu werden und wenigstens die Besinnung nicht zu verlieren. Spekulantia konnte, da ihr diese verständige Beherrschung der Verhältnisse auch gelang, recht gern die Dienste zurückweisen, welche ihr besonders Deutsche Zeitungs-Correspondenten, ein Traxel, ein

Bornstedt, antrugen. Jener, geblendet von dem Reichthum, den Spekulantia entfaltete, wollte sie als eine Deutsche Fürstin in den Pariser Blättern auftreten lassen, als eine geborne Salm-Krautheim-Rietberg, als eine Hohenlohe-Schillingfürstin oder dergleichen; dieser erkundigte sich fleißig nach ihren Spitzen, Blonden und Edelsteinen, um der Allgemeinen Zeitung darüber Bericht zu erstatten. Spekulantia wies alle diese Vermittelungen zurück und nährte nur einen Wunsch in ihrem Herzen, den, Georges Sand kennen zu lernen. Sie kannte die Schriften dieser Dame; sie waren ihr als das Genialste der neuern Poesie unendlich lieb; noch mehr, sie war durch die Ideen dieser Frau in eine Stimmung des Gemüths versetzt, wo sie Trost, Belehrung und Friede nur an der Brust dieses so groß und stolz denkenden Weibes zu finden hoffte. Georges Sand hatte die Bestimmung des Weibes zum Hauptthema der neuern Poesie gemacht. Sie hatte Seelenzustände und Pflichtverwickelungen gezeichnet, welche sie in kühner, alle hergebrachten Formen verletzender Neuerung löst; sie hatte dem Manne nur das Genie und die Verführung, der Frau nur den

Schmerz und die Leidenschaft zugetheilt; die Stellung der beiden Geschlechter war aus ihren Fugen gerückt und Spekulantia schmachtete darnach, ein Weib zu sehen, das wenn auch noch nicht die Gesellschaft, doch die Empfindungen derselben umgewälzt hatte. Sie fuhr bei Madame Düdevant vor; ihr Bedienter brachte den Bescheid, daß sie sich nicht sprechen ließe. Spekulantia stieg aus, flog am Portier vorüber und wollte sich selbst den Weg bahnen. Sie bat die Bedienung der großen Dichterin dringend, sie noch einmal zu melden. Wie die Kammerzofe dies that, versuchte sie ihr nachzugehen; doch hielt sie die Befangenheit von dem Entschluß zurück. Es war ihr, als hörte sie einige Zimmer weiter mit einer Glockenstimme rufen: Ist sie verheirathet? Die Kammerfrau hinterbrachte diese Frage: Nein! rief Spekulantia laut. Eh bien, hörte sie hinter der Tapetenwand, eine verheirathete Frau mag ich nicht sehen und eine unverheirathete sollte erröthen, mich zu besuchen! Dabei fiel eine Thür heftig ins Schloß und Spekulantia wankte aus den Zimmern. Die Kammerfrau bemitleidete die untröstliche Fremde; und, um ihr einen Trost

zu geben, sagte sie, die Baronin würde um zwei Uhr an der Börse seyn.

Spekulantia hatte gehört, daß Georges Sand, als Mann gekleidet, auf die Gallerie der Börse zu gehen pflegt, und dort in Staatspapieren spekulirt. Sie hielt sich die Augen zu, als sie im Wagen saß und hierüber nachsann; doch war sie tieffühlend genug, sich die Bemerkung zu machen, daß alle genialen Geister lieber Würfel, als Schach spielen. Das Genie, sonst gewohnt, jedes Ding sich selbst zu schaffen, wirft sich mit der größten Leidenschaft auf das Hazard, um zu sehen, ob ihm auch der Zufall gehorche. Das gemeine Gemüth sieht im Zufallsspiele nur Gewinn und Verlust, das tiefe hingegen ein dämonisches Walten. Das Hazardspiel ist für das Genie eine Unterhaltung mit den Nachtseiten der Erkenntniß. So war auch Spekulantia weit entfernt, ihrer angebeteten Dichterin das Börsenspiel mit moralischen Phrasen zuzurechnen oder hinter einem psychologischen Problem eine ganz prosaische Interessirtheit zu vermuthen.

Sie kam an die Börse. Es war zwei Uhr. Damen war der Zutritt noch nicht untersagt,

sie konnte sich an die Balüstrade lehnen und eine Gruppe beobachten, die in der Nähe ihre Aufmerksamkeit fesselte. Georges Sand stand, umringt von der Pariser Tagesliteratur, in männlicher Kleidung wenige Schritte von ihr. Sie bot einen reizenden Anblick dar. Der Hut verbarg das hoch aufgekämmte lange schwarze Haar; dem sammtnen Oberrock ward es schwer, die üppigen Formen des seltenen Weibes zusammenzuhalten; um den Hals lag ein seidenes Tuch, lose geknüpft; die Brust war mit einer zierlich gefältelten Chemisette bedeckt, auf welcher eine Brillantnadel funkelte.

Georges Sand unterhielt sich mit den Courtiers mehr, als mit der Literatur, die sie umgab. Jene traten aus dem innern Raum der Börse an die Balüstrade und holten sich neue Aufträge, wenn sie den Erfolg der alten gemeldet hatten. Spekulantia, nur darauf bedacht, ein so wunderbares Wesen zu beglücken, wandte sich jetzt an ihren Ring, um der Spielerin einen Erfolg zuzuwenden, der immer zutreffen mußte. Die Baronin gab ihre Aufträge, und die Mäkler, welche vorher einigemale sehr ungünstige Mienen gezeigt hatten, fingen jetzt an,

lebhafter zu Georges Sand zurückzukehren und ein glückliches Resultat nach dem andern zu melden. Die Spielerin gab Käufe und Verkäufe an, und kaum hatten die Courtiers ihre Anweisungen ausgeführt, so wurde eine telegraphische Depesche angeheftet, die der Baronin außerordentliche Summen sicherte. Spekulantia erschrak jedoch über nichts so sehr, als über die Ruhe, mit welcher die Gewinnende ihr Glück hinnahm. Das Hin- und Herrennen der Courtiers, die erstaunten, auf Georges Sand gerichteten Blicke des größten Banquiers, die allgemeine Aufmerksamkeit, welche in kurzer Zeit die ganze Börse ihr schenkte, konnte die Dichterin der Lelia nicht erschüttern. Diese, um den Humor des Schicksals recht zu prüfen, gab jetzt in aller Ruhe einen Auftrag, der der telegraphischen Depesche ganz entgegengesetzt war. Die Börse athmete auf; sie hoffte ihre ungeheuren Verluste einzuholen, sie nahm die übermäßig dem Glück trotzenden Anerbietungen an, und in dem Moment wird ein Zusatz zur ersten Depesche angeschlagen, der ihren Inhalt modifizirt und Georges Sand wieder gewinnen läßt. Spekulantia zitterte vor Erstaunen und Weh-

muth, daß sich im Antlitz jenes Weibes auch nicht eine Miene verzog, sondern daß sie, jemehr sie gewann, sogar desto düsterer wurde. Das Bewußtseyn, sie verschaffe der wunderbaren Frau ihre großen Erfolge, ermuthigte sie, sich durch die Feuilletonisten und Romantiker Bahn zu brechen, und zu Georges Sand heranzutreten: Madame, Sie haben kein Herz! Georges Sand wandte sich um, sagte kurz: Ich bin kein Frauenzimmer! und fuhr in der Beobachtung der Börse fort. Spekulantia stand im Gedränge der Französischen Tagsliteratur, und Herr Nisard, der so schön schreibt und so pedantisch denkt, näherte sich ihr mit den Worten: Madame, ich habe zwar gegen Georges Sand geschrieben; aber ich bewundere seinen Styl. Er ist nicht unempfindlich gegen mein Urtheil, und hat mir eingeräumt — Daß Sie ein Narr sind! wandte sich Georges Sand um. Herr Nisard lächelte und fuhr ruhig fort: Sehen Sie, Madame, das ist gleich eine seiner Originalitäten. Denn er hat mir eingeräumt, daß er überall, wo er über die Ehe geklagt, nur die verheiratheten Frauen darunter verstanden hätte. Georges Sand ist nur deshalb so ruhig über sein Glück, weil er

durch ein kindisches, betroffenes und excentrisches Mienenspiel sich dabei als ein Weib verrathen würde. Spekulantia, aus Dankbarkeit für diese Erklärung, griff an ihren Finger und überreichte Herrn Nisard einen Ring (nicht den Zauberring), mit einer musivischen Abbildung, über welche Herr Nisard eine antiquarische Abhandlung schreiben wollte. Herr Merimée, romantischer Antiquitätencustos, wollte eine Novelle über den Ring schreiben, Herr Scribe ein Drama daraus machen, Herr Melesville eine Oper, Herr von Balzac einen Sittenroman, Herr Victor Hugo eine Ode, kurz der Ring ging von Hand zu Hand, bis er in die eines nicht sehr großen, untersetzten, schlichten Mannes kam, der ihn mit einem eignen wehmüthigen Sarkasmus betrachtete, und zu Spekulantien auf Deutsch sagte: Mein Gott, das sind ja Harztannen und da oben, das ist das Brockenhäuschen! Spekulantia war entzückt, als sie im Auge des Sprechers zwar keine Thräne, aber doch die Anlage zu einer entdeckte. Wer sind Sie? — Heinrich Heine. — Gott sey Dank, sagte Spekulantia, nahm seinen Arm und bat ihn, sie aus diesem Gedränge fortzuführen.

Sagen Sie mal Heine, fing jetzt Spekulantia recht zutraulich an, ist es denn Ihr Ernst, daß Sie eine neue Religion stiften wollen?

Heine machte ein weinerlichkomisches Gesicht und sagte: Ja, muß ich denn nicht wenigstens so gut wie Christus mein schweres Kreuz und die Sünden der Welt tragen, und haben sich alle meine alten Passionen nicht beinahe in eine einzige Passion verwandelt? Fürst Pückler ist in Aegypten nahe daran, Pascha zu werden; und ich muß blos ein Pascha-Lamm in Paris bleiben!

Nein, nein, Heine, fiel Spekulantia theils mit wahrem, theils gemachtem Ernste ein; Sie hätten, um über Philosophie und Theologie zu schreiben, noch länger in Göttingen studiren sollen.

Ach nein, sagte Heine, mit einer Miene, als wenn ihm etwas weh thäte, es sind ja schon so viel Professoren dort, daß sie ihrer sieben jetzt haben müssen gehen lassen! Hätt' ich was gelernt — das wissen Sie ja — dann schrieb' ich überhaupt ja gar keine andere, als Contobücher.

Spekulantia stand still und stellte den Dich-

ter so, daß er ihr in ihr großes blaues Auge sehen mußte, und sagte: Heine, Sie sollten, wenn nicht den Glauben an die Menschen, doch den an die Natur, die Schöpfung, an Gott wieder gewinnen! Sie sollten eine Frühlingsauferstehung feiern, und wie ein Göttersohn mit flammenden Blitzen aus den höchsten Wolkenschichten fahren! Haben Sie denn nichts, wofür Sie leben und sterben möchten?

Heine schlug die Augen nieder und blieb stumm. Nach einer Weile sagte er: Es ist zu spät. Ich bin kein Sohn des Hasses, wie alle die nach mir jetzt in Deutschland auftauchenden jungen Dichter und Denker, bin es nicht, war es nicht, kann es auch nicht mehr werden. Was in mir die Frucht des Hasses und der Leidenschaft war, bildet den verpöntesten Theil meiner Schriften, die theologisch-philosophischen Controversen; und grade diese leitete man aus der Schadenfreude und dem bloßen Witze her. Mißverstanden zu werden, ist die erste Entmuthigung. Die Einen verlangen von mir Philosopheme, die Andern soziale Romane und Dramen, die Dritten Lieder. Die Einheit meines dichterischen Selbstbewußtseyns

ist gebrochen; ich weiß nicht mehr, was ich der Welt bieten soll, seitdem sie so entgegengesetzte Zumuthungen an mich macht. Ich schreibe, überdrüssig des Wirrwarrs, für künftige Zeiten meine Memoiren.

Spekulantia war innig ergriffen von dem Schmerz des Dichters und drückte wehmüthig seine Hand. Das erste Urtheil, sagte sie, das Sie abgaben, verwandelte sich für Sie in das erste Vorurtheil. Denkt er, dachte man, und dichtet nicht blos, so muß er auch ein System haben. Beurtheilt er die Geschichte, wie es in den „Zuständen“ geschah, so muß er auch Prinzipien haben. Unser Publikum ist so verwöhnt und so empfindungslos, daß es die wunderbar poetische Garnitur Ihrer politischen Schilderungen als etwas in Kauf nahm, was sich von selbst verstand — freilich, freilich, Sie hatten einen unüberwindlichen Rivalen, Börne, nicht als Autor, sondern als Charakter, nicht den Schreibenden, sondern den Schweigenden, nicht den Lebenden, sondern jetzt grade erst den Todten.

Hier nun erhob sich Heine mit Bitterkeit und fuhr auf: Wer dem Grabe näher steht, als

der Wiege, hat gut consequent seyn. Börne durfte schon rückwärts blicken (denn was er leisten konnte, hatte er geleistet); ich war und bleibe mein Lebenlang ein Ringender, der sich nie genug thut. Anders der, der, wie Börne, eine große Zeit, die Zeit Napoleons, sehen und nur Reaktion in der Gegenwart erblicken konnte; anders ich, mehr als ein Epigone, ein Sohn der Reaktion, der sich an die Zukunft wendet und den Glauben nicht lassen kann, aus der Gegenwart, wie sie einmal ist, müsse sie sich doch neugebären können. Ich fühle mich im Momente und ich wüßte nicht, worauf ich, da ich noch nichts besonders Großes erlebt habe und mich nur eines Napoleon'schen Trommlers aus der großen Zeit entsinne, resigniren sollte!

Sie haben Recht, Heine, tröstete Spekulantia; es werden Zeiten kommen, die gerechter sind, als die unsrigen! Eines aber muß ich doch sagen: Ihre Lyrik auf der einen Seite ist mir zu beschränkt, zu eng und geringfügig, zu kleinen Horizontes, nicht gewölbt, hoch und Lebensspiegel genug; Ihre Spekulation auf der andern ist grade wieder zu umfassend, zu doktrinär, zu literarhistorisch und ordentlich auf

Studium und gelehrte Haltung pretentiös — für Sie als Dichter sollt' es da doch eine Mitte geben! Könnte sich der verunglückte ironische Professor, der in Ihnen plötzlich stecken sollte, mit der kleinen idyllischen Miniaturmalerei Ihrer Lyrik vermählen, sollte da nicht eine organische, starke, gesunde Ehe zu Stande und — zu poetischen Kindern kommen? Wenn Sie nicht vorangehen, überflügelt Sie die neue Schule.

Heine lachte ironisch und sagte: Die neue Schule? Madame, das hat gute Wege! Diejenigen, die in Deutschland bessere Verse wie ich machen, die Anastasius Grün, Lenau und Andere; diese können nicht so schön in Prosa schreiben wie ich; und die andrerseits, welche wieder meinen Styl allenfalls erreichen, oder selbst einen originellen haben, die können nicht das kleinste Gedicht so machen, wie ich's früher gemacht habe. Aufrichtig, meinen Sie nicht auch?

Spekulantia zog ihre dunkeln Augenbrauen, als wollte sie sich besinnen, in die Höhe, lachte und gab ihm dann die Hand. Sie standen an ihrem Hotel in der St. Honoré. Nach einer Verabredung, daß sie den Abend zu Musard gehen wollten, trennten sie sich.

Heine hielt aber nicht Wort; weil es nämlich blauer Montag war und zuviel Deutsche Handwerker bei Musard tanzten, oder, wie er sich bei Spekulantien entschuldigen ließ, weil er eine Tragödie angefangen hätte. So stand sie nun allein und begriff nicht, wie schwer es ihr wurde, festen Fuß in der Pariser Gesellschaft zu fassen und alle die Berührungen zu finden, nach welchen ihr Herz sich so gesehnt hatte. Der Fluch, daß sie ein Weib war, verfolgte sie überall. Handelte es sich um etwas Neues, so verwandelte es sich für sie, die kein Mann war, gleich in etwas Geheimnißvolles; wollte sie etwas in seinem innern Zusammenhang erklärt haben, so sahen sich die Männer, die sie befrug, bedeutungsvoll lächelnd an und gaben ihr eine Auskunft, die schwerlich die richtige war. Es mag seyn, daß sich Besorgniß bei ihr als fixe Idee festsetzte und sie keine eigentliche Veranlassung zu ihrem Mißtrauen hatte; dennoch verharrte sie bei dieser unglücklichen Vorstellung, daß das Moderne im Leben und in der Kunst eine Richtung eingeschlagen hätte, bei welcher gleich in den ersten Propyläen des Verständnisses, geschweige des Mitgenusses, die Entäußerung

des geschlechtlichen Unterschiedes vorausgesetzt würde. Die Namen der Modegegenstände, die im Palais royal zum Kauf standen, setzten ebenso sehr wie die Romane, die sie sich von Barba und Renduel kommen ließ, eine vollkommene Indifferenz der Geschlechter oder wenigstens bei den Frauen dieselben Gefühle und Neigungen voraus, wie sie die Männer sich nicht nur gestatten dürfen, sondern auch offen von sich zu bekennen pflegen. Die geheimnißvollen Schleier, welche bisher die weiblichen Interessen und Gefühle bedeckt hatten, waren zerrissen und gleichsam das Geheimniß so offen gegeben, wie wohl Männer ihre Geliebten, wenn diese eben nicht mehr zu erröthen pflegen, öfters fragen: Sagt mir doch, wie ist's Euch Frauen denn eigentlich bei Dem und Jenem, wo wir Männer so oder so sind? Dasjenige, was unter diesen Umständen selten ein schüchternes und enthaltsames Weib von ihrem Geschlechte verrathen würde, um so weniger verrathen würde, als es ja gar nicht klar und ausgesprochen in ihrem Bewußtseyn liegt, war nun schon kein Mysterium mehr, sondern an's Tageslicht hervorgezogen, als eine wilde, bewußte Leidenschaft,

die sich von der männlichen nur durch ihr Interesse, keinesweges aber durch den Grad unterscheidet. Alles, was sich das Weib kaum selbst zugesteht, fand Spekulantia in Paris schon vorweggenommen und zu einer sich von selbst verstehenden Thatsache gestempelt. Ach, sie konnt' es nicht verschmerzen, daß sie als Frau für ihren angebeteten Georges Sand keinen Werth haben sollte. Kann uns denn, klagte sie still, die Emanzipation einen andern Körper geben!

Inzwischen, da sie so viel von Musard gehört hatte, beschloß sie für diesen Abend den ihrigen wenigstens unsichtbar zu machen. Die Kraft des Ringes stand ihr bei, und doch, ob sie gleich nicht darauf rechnete, von irgend Jemand bemerkt zu werden, war sie weiblich genug, sich in ihren schönsten Schmuck zu werfen. Bis zu Musard mußte sie auch allerdings sichtbar bleiben; denn wer hätte sie anders und discreter an jenen verrufenen Ort hingeleitet, als ein Fiaker? An dem Portale des Saales — es war weit über eilf Uhr, als sie ihn betrat — drehte sie ihren Ring und schlüpfte, unaufgehalten von irgend einem der Billeteure, in

den hellerleuchteten, rauschenden Saal. Die arme Spekulantia! Sie bildete sich ein, unsichtbar zu seyn; aber die Kraft ihres Ringes reichte zu allem hin, was sie wünschte; nur dazu nicht, daß sie ein Geschenk des Alpenkönigs, grade die menschliche Existenz und Gestalt, hätte in sich vernichten können. Alle ihre Wünsche und deren Erfüllung war an diese Gestalt gebunden und ihre ganze anomale Erscheinung, ihre irdische Verzauberung hätten aufhören müssen, wenn sie einen Augenblick auch aufgehört hätte, ein menschliches Wesen zu seyn oder zu scheinen. Indeß war das Drängen im Saale so stark, daß sie ihres Irrthums nicht so zeitig gewahr wurde, und die Blicke, die man auf ihre reizende und prachtvolle Erscheinung warf, eben so gut auf Frauen deuten konnte, von denen sie zahlreich genug umschwirrt war. Sie suchte einen abgelegnen Winkel, um dem Treiben behaglich zuzusehen, und doch war auch dieser, als sie ihn fand, belebt genug, um sie nicht auffallen und Tänzer anlocken zu machen. So saß sie ernst und sinnend und forschte dem Geist des Jahrhunderts nach.

Und dieser offenbarte sich auch sprechend

genug in dem Charakter dieser Tänze und dieser Compositionen, welche die sinnlich erregte Menge beschäftigten. Der Industrialismus in seinen complizirtesten Bestandtheilen (Kunst, Literatur und Politik sind Nebenzweige dieses Stammes geworden) feierte hier in der That in dem Sinne seinen blauen Montag, als man in Frankreich von blauen Märchen, von blauen Gespenstern spricht. Hoffmanns Teufelselixire, mit einem Fidibus angesteckt, würden auch in der That blau brennen. Spekulantia bewunderte das Dämonische und beinahe Religiöse in dieser wilden blauen, zuckenden Lust. Sah man den wilden Taumel der tanzenden Paare und hörte dazu eine wehmüthige Musik, die sich oft in zitternde Orgeltöne verlor und schwermüthiges Glockengeläut zum Baß der im Sopran wirbelnden Walzermelodien machte, fiel dann die hohnlachende Pickelpfeife mit dem boshaften unterirdischen Geisterchor aus Robert dem Teufel ein und verwandelte sich das Gewühl in eine fast möchte man sagen transparente oder mit Kolophonium durchblitzte Orgie, fielen dann Kanonenschüsse in das Gewirr hinein und lichteten es allmälig zu dem frommen Hugenotten-

choral, der die Liebespaare statt zu dämpfen, eher zu dem in der That originellen Meyerbeer=schen Haut zu! Stoßt zu! Stecht zu! begeisterte; so wußte Spekulantia nicht mehr, sollte sie diesen Anblick eine Caprice des Himmels oder eine Ironie der Hölle nennen? Sie stand, wild und wirr bewegt, auf, drängte sich wie bewußtlos durch die lustwandelnden oder ausruhenden Tanzpaare und suchte einen andern Versteck, um ihrer stürmisch erregten Empfindungen Meister zu werden. Sie sah hier die Tiefe und die Gemeinheit des Zeitalters in einer bis zum Wahnsinn verworrenen Mischung; sie sah Herzen, die die Genußsucht verzehrte, und wieder Gemüther, die sich schämten, Atheisten zu seyn; sie klagte Niemanden unter diesem Gewühl an; sie sah nur das Zeitalter in seinem Kampfe, in seinen Geburtswehen; sie sah die Lüge und Bodenlosigkeit der gegenwärtigen harpyenartig und mit Verzweiflung nur auf den Besitz unt Erwerb gerichteten Gesellschaft; sie klagte Niemanden an, als die alten Traditionen, die Vorurtheile, die Blutstockungen im sozialen Körper, die das Blut so fieberhaft in die Extremitäten drängte, während die, welche das Herz der

Gesellschaft vorstellen sollten, so matt und kalt schlugen; sie klagte nur die Umstände und die Menschen an, durch welche der Industrialismus diese krampfhafte Erregbarkeit bekommen mußte; — waren Galeerensklaven unter diesen Menschen; wer weiß, ob sie nicht so philosophisch sich gebildet hatten, wie Trenmor; waren Spieler und Gauner darunter, wer weiß, ob sie nicht mit Leoni an Liebenswürdigkeit stritten! Ach, hier erst lernte Spekulantia jene dunkle Flamme kennen, an welcher Georges Sand sein Frauenherz, für Frauen wenigstens, zu Asche brannte!

Indem bemerkte Spekulantia einen etwas gebückt gehenden, jungen Mann, der, wie sie, nur einen philosophischen Beobachter in dem Saale zu spielen schien. Auf seinen Mienen lag eine seltsame Mischung von Verwunderung, Ernst und Wohlbehagen; er lächelte über das, was er sah, und genoß doch weniger davon, als er darüber reflektirte. Es sprach sie aus den Gesichtszügen des jungen Mannes eine heimische Deutsche Gründlichkeit an, ob sie gleich erschrak, da der Fremde seine Lorgnette auch auf sie, die Unsichtbare, richtete, und es ihr

war, als käm' er ihretwegen näher. Der junge Doktor, denn dafür hätte sie ihn halten mögen — richtete sich an einige nicht unzweideutige Damen, die in ihrer Nähe saßen, und sprach einige Worte, deren Accent ihr sogleich den Deutschen verrieth. Sie erschrak noch heftiger, als diese verschiedenen kleinen Anreden rechts und links, auf welche gewöhnlich ein längeres Besinnen folgte, nur als Manövres dienen sollten, wie sie wohl bemerkte, um auf sie selber überzuspringen. Sie betete verzweifelt zu ihrem Ringe. Sie bemerkte jetzt erst an den Blicken der Damen um sie her, daß sie Niemanden ein Geheimniß war; aber der junge Deutsche Gelehrte vertrat ihr den Weg, als sie aufspringen wollte, und sagte, nicht ohne einige Vorbereitung und philosophisches Besinnen, und doch mit einem Germanismus, lächelnd: So allein? Si seulement? Spekulantia, todtenbleich, bemerkt in dem Augenblick, daß dem jungen liebenswürdigen Manne ein Medaillon aus der Westentasche gleitet, das an einer Haarschnur befestigt war. Sie erkennt darauf das Bild der Charlotte Stieglitz, springt auf und frägt den betroffenen jungen Mann auf

Deutsch: Die Stieglitz? Ich bitte Sie, wer sind Sie? — Sie kennen mich? — Nein, nein, das Bild kenn' ich — und Sie? — Als sie den Namen eines bekannten Deutschen — nicht Dichters — auch nicht Denkers — sondern etwa Dichterdenkers erfahren hatte, faßte sie Theodor Mundts Arm, drückte ihn mit Innigkeit an ihre Brust und gab ihm die unverkennbarste Freude zu erkennen, endlich denjenigen gefunden zu haben, der sie über die wichtigsten Interessen ihres Herzens aufklären müsse. Theodor, ganz betroffen, wollte sich ihrer entledigen und fragte verwundert: Ma donna? Freilich, freilich, Madonna hab' ich gelesen, entgegnete Spekulantia lachend, wir haben viel mit einander zu sprechen, kommen Sie! und damit zog sie Semilasso jun. queer durch die eben getanzte Cachucha aus dem Saale fort.

Am Morgen nach dieser ersten Begegnung mit einem der vorzüglichsten Repräsentanten der neuen Gedankenpoesie war Spekulantia niedergeschlagener als vorher. Sie hatte nicht geahnt, daß Alles das, was Theodorn so viel Muth

gegeben hatte, ihr den ihrigen so sehr nehmen würde. Sie hatte einen Eindruck hinterlassen bekommen, der nicht wüster, regelloser seyn konnte. Das Neue und Emanzipative war vortrefflich; sie fühlte, daß es mit einer gewissen Wahrheit aus dem Gemüthe durfte so geboren werden, wie es Theodor aussprach; aber sie bemitleidete seinen unreellen, unhistorischen Sinn, der nirgends seine Erfindungen an etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes, geschweige an die Menschennatur anzuknüpfen verstand. Sie sah eine bunte Phantasmagorie, deren blauen Dunst ihr Theodor als die Morgennebel der Zukunft zu deuten wagte; aber an nichts Historisches, Menschliches, Praktisches wußte er anzuknüpfen. Er hatte Sinn für den Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, allerdings auch etwas Faktisches, aber die politische Richtung des Zeitgeistes verstand er ebenso wenig, wie die gegenwärtige Politik des Ministeriums, wie die Stellung der Partheien in Frankreich und England, was doch der müßte, der die Gesellschaft überhaupt reformiren will. Er konnte La Mennais im Allgemeinen definiren und ästhetisch über seine Werke, seinen Styl urtheilen, aber das

eigentliche Feuer, welches diesem Manne das Herzblut sieden gemacht hatte, kannte er nicht, die Stellung und Lage der untern Klassen, ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse. Indeß, dachte Spekulantia, wenn nur aus dieser allgemeinen doktrinären Revolution des Statusquo ein reizenderes Ergebniß für die Poesie entstünde! — wenn dies neue Georges Sand'sche Element in einer kecken, entschlossenen und entsagenden Auffassung des Lebens bestünde und nicht in dem Hinführen gewöhnlicher und lahmer Erfindungen auf einen gewissen Punkt, wo plötzlich der Lehrmeister sich der Handlung bemächtigt und der Dichter zurücktritt! Ach, sagte sie sich, ihre zerspringen wollende Brust haltend, Georges Sand ist so wild, so frei, so entschlossen; sie meint es gewiß weit zarter, als die von der Welt Verfolgte sich das Ansehen gibt; sie hat weniger Tendenz, als daß sie ein durchgebildetes Phänomen ist. Weil sie so üppig leben kann, so schreibt sie auch so üppig; weil ihr Herz von Liebe überquillt; weil sie den Winter nicht ertragen mag, so treibt sie im Treibhause ihrer Phantasie einen Frühling von so brennenden und stolzen Blumen um sich. Ihre Männer

gelingen ihr darum so erstaunlich wahr und poetisch, weil sie, trotz der ungeheuern Schwächen, die sie ihnen zuschreibt, sie doch so heiß, so innig liebt; sie liebt Stenio, sie liebt selbst André, diesen schüchternen, idyllischen Philister, sie liebt ihn, weil er Mann, und weil er so unschuldig, dumm und gut ist! Aber Theodor!? —

Nämlich sie meinte, Theodor hätte den modernen Stoff in seine Adern und Blutgefäße nicht im verflüchtigten Zustande aufgenommen; seine soziellen Theorieen wären ihm eben in der Poesie nur Theorieen, die es abzuhandeln gilt, er wolle aus Georges Sand, die in Frankreich blos ein Phänomen war, auf das sich Niemand verließe, da es ja dem genialischen Individuum einfallen könnte, plötzlich alle ihre sozialen Doktrinen umzustoßen, wenn sie z. B. einen Mann fände, den sie unaussprechlich liebte, und der stärker und weltbezwingender wäre, als sie — also sie meinte, er wolle aus diesem isolirten Phänomen in Deutschland gleich eine Schule stiften und jeden hohlen Kopf begeistern, der von sich gestehen müßte, daß er zwar keine Romane, wohl aber soziale Romane schreiben

könne! So grübelte sie fort, und verleidete sich innerlichst die Ansichten eines gewiß talentvollen jungen Mannes, der als Kritiker eben so kurzsichtig dasteht, wie er als Mensch sich durch einen stillen blöden Humor und ein wunderschönes dunkelbraunes Haar auszeichnet. Das Wichtigste war ihr eine Erörterung über die Stellung des Weibes zum modernen Gedanken, und diese spann sich um zwölf Uhr in ihrem Boudoir an, wo Theodor das Glück hatte, von Spekulantien empfangen zu werden.

Theodor begann nämlich mit einer Charakteristik der Pariserinnen und ihrer Pantoffeln, über den Unterschied der Deutschen und Französischen Coquetterie, über den Begriff einer femme conservée, der Demivertueuses und der fille entretenue, Mittheilungen, die Spekulantia sehr belustigend fand, und die sie um so lieber hörte, als sie den Weg zur eigentlichen Frage bahnten. Und glauben Sie denn, begann sie, daß sich die alte, nur durch die Liebe und die Ehe bedingte Stellung des Weibes, nachdem Sie diese Erfahrungen gemacht haben, verändern werde? Theodor zuckte die Achseln und meinte, so etwas ließe sich gar nicht beantworten. Das

heißt mit andern Worten, fiel Spekulantia schnell ein, Sie glauben allerdings, daß es so wie bisher nicht bleiben kann? Theodor wurde sehr ernst und sinnend und bemerkte dann: Ist die Stieglitz nicht an der Stellung der Frauen zu der Idee des Modernen gestorben? Hier sprang Spekulantia auf und rief erzürnt: Seyn Sie nicht thöricht! Eine Kulturtragödie! Ich bitte Sie, machen Sie die Welt nicht confus! Gestorben ist sie aus Mangel an Liebe. Ihr hattet hundert Redensarten für sie, und nicht einen einzigen warmen Händedruck und Kuß! Ihr habt sie zu Tode genergelt mit Eurer Manneschwäche, und nicht gewußt, daß es Manespflicht ist, zu geben, sich aufzuopfern und des Weibes Herz zu entflammen, statt, wie Ihr gethan habt, die Rollen umzutauschen und vom Weibe zu verlangen, daß sie handele, sie sich opfre! Es ist mit den modernen Ideen eine schöne Sache; aber kömmt nicht Liebe dabei in's Spiel, so sind sie dürres Reiserholz und erwärmen Niemanden. Liebe, Zärtlichkeit mußte sie mit den Ideen mitbekommen; der Trank aus dem bezaubernden Becher des Neuen mußte nicht nüchtern machen, sondern berauschen, und

die Leidenschaft mußte folgen. Es gibt keine Annäherung an Gott, ohne Zunahme der Liebe, und es ist gleichgültig, ob sie diese Liebe beim Manne oder beim Freunde fand. Ist eine Frau erst aus den Fugen ihrer Begriffe, dann wird man ihr selbst das Herausrücken aus den Fugen der Sitte nicht mehr verargen, wenn nur Liebe die schöne Entschuldigung ist, die sie unter allen Umständen begleitet!

Theodor konnte und mochte nichts dagegen einwenden, weil ihn der Gegenstand drückte und die Erinnerung zu schmerzlich war. Er kam nun auf Rahel und meinte, daß in den Briefen dieser genialischen Frau Andeutungen enthalten wären, welche eine Veränderung unsrer sozialen Zustände bestimmt voraus sagten, und sie wäre in so vielem eine hellsehende Prophetin gewesen! Spekulantia erwiderte, es wäre etwas durchaus Zufälliges und mit der Zeit in geringem Zusammenhange Stehendes, wenn eine Dame in ihrem betagten Alter, im Winter ihrer körperlichen Reize, unter Verhältnissen, die noch nicht gänzlich gelüftet sind, an Allem, was einmal Geltung hat, rüttelte; um so mehr, da Rahel den Trieb hatte, zu philosophiren und

die erste Operation des Denkens im Aufstellen von Gegensätzen und formellen Negationen bestände; und noch um so mehr, da Rahel bei ihrer Geistesschärfe nie zum Gedanken, sondern immer nur zum Denken gekommen wäre, da wenige von ihren Urtheilen richtig und zutreffend wären, dagegen fast alles die Wahrheit um einige Linien verfehle, so daß sie mehr ermattend als belebend wirke, mehr Dunkelheit als Licht um sich verbreite. Ferner hatte Spekulantia die Güte zu bemerken, sie kenne nur zwei Versuche, die Stellung des Weibes zur Spekulation zu bezeichnen, jenen, wo ein Wally stirbt, weil sie die alte Bildung, das traditionelle Material derselben, nicht begreift, diesen wo ein Stieglitz, wie es von Theodor wenigstens versichert wird, stirbt, da sie die neue nicht begreift; doch in beiden Fällen müsse sie erklären, daß die Liebe gefehlt hätte, die unter allen Stürmen und Zweifeln immer die siegreich thronende bliebe, und von der sich die Stärkste überwinden ließe, wenn sie nämlich — keine Närrin sey!

Theodor hielt die verschiedenen Zugeständnisse Spekulantiens fest und sagte: Vom Begreifen

des modernen Prinzipes bis zum Leben darnach ist nur ein Sprung. Wir fühlen und glauben nichts, wornach wir nicht auch leben und entscheiden wollten.

Sie sind ein Dialektiker und wollen mich fangen, sagte Spekulantia ernst und bedeutsam. Was ist denn vorhanden, was zunächst nur begriffen zu werden verdiente? Dies allgemeine Zittern und Schwanken der allerdings im innersten Grund erschütterten sittlichen Ordnung der Dinge? Dies ungewisse Ahnen, Hoffen und Tasten in's Mögliche hinaus? Ist da etwas zu begreifen? Kann sich da etwas in ein Princip und nun gar schon in eine Lebensmaxime verwandeln? Glauben Sie (allmächtiger Gott, die täppischen Deutschen mit ihrer Nachahmung, die immer zu viel thut!), daß Georges Sand diesem Zittern und Bangen unsrer sozialen Ordnung etwas anderes, als die Poesie davon entnehmen will, etwa gar einen doktrinären Zweck?

Nein, nein, bemerkte Theodor schnell, Sie sagen das Rechte! Die Poesie — um Weiteres handelt sich's nicht. Hier ist schon Veranlassung genug, Sie fragen zu dürfen: Glauben Sie,

daß jede Frau, von Bildung und Geschmack freilich, diese Poesie genießen kann, ohne nicht eine gewisse Sympathie mit der darin entwickelten Weltansicht zu fühlen und beinahe eine halbe Ansteckung davon schon empfangen zu haben?

Sie wollen, antwortete Spekulantia, immer auf die Gesellschaft und deren Bildung hinaus, und ich will immer nur auf die Dichtung hinaus. Der traurige Irrthum, in dem Sie sich befinden, ist der, daß der tendenziöse Zweck Ihrer Poesieen über deren Werth bei den Lesern entscheiden solle, während dies doch immer nur der rein poetische Zweck und Werth kann. Geben Sie das Bedenkliche, aber geben Sie's mit poetischem Gemüth! Geben Sie das sich gegen unsre Sitte Auflehnende, aber geben Sie's als einen reizend schönen Organismus, der sich in Ihrem Dichtergemüth gestaltet hat; dann haben Sie nicht nöthig, auch erst die Umwälzung unsrer Sitten vollbracht zu wünschen, ehe Sie gewiß seyn können, für einen Dichter gehalten zu werden. Göthe schrieb seine Wahlverwandtschaften, ehe noch der St. Simonismus entstanden war, und die Menschen begriffen ihn.

Das sich gegen die hergebrachte Ordnung Auflehnende ist immer da gewesen, wie es Nacht- und Taggedanken gleichsam in der Culturgeschichte der Menschheit immer gegeben hat, und wenn wir jetzt reicher an Gedanken sind, die nur wie die Nachtviolen am Mondenlicht ihre Kelche öffnen, so sollten wir nicht verdammen, was am Tage, am Sonnenlicht, immer für gut und wahr gegolten hat. Es handelt sich um eine Stimmung des Zeitalters, nicht um eine Umwälzung. Unsere Gefühle kommen aus einer erhabeneren Tonart wie früher, aus Es Dur, aber nicht von andern Instrumenten und andern Contrapunkten. Diese bleiben ewig die alten, und die Frauen — bleibens auch.

Theodor nahm sich jetzt zusammen und fuhr mit einem Satze heraus, der eine zerstörende Wirkung auf Spekulantien ausübte: „Jedes bedeutende Weib, sagte er, muß heute mehr oder weniger Courtisane seyn!“ Sie sank, als sie dies hörte, in den Sessel zurück, stützte den Kopf auf ihren zitternden Arm und fuhr wie ergrimmt auf, als sich Theodor anschickte, sein Thema zu wieder-

holen *). Sie wurde von einem seltsamen Zorn ergriffen, ihr Auge blickte unheimlich und schleuderte Blitze, auf welche in der That fernherrollende Donner folgten. Das Zimmer wurde dunkel, ihre Gestalt richtete sich hoch empor, mit wilder Ironie lachte sie einige Male auf und schritt dann stolz und hehr, wie eine Seherin, aus dem Zimmer. Indem schienen sich die Wände zu öffnen und der Fußboden weitete seine Ritzen auf und zahllose Papiere drängten sich durch Fugen und Spalten hindurch und schwollen um Theodor zu hohen Bergen an. Im Nebenzimmer war es, als riefe eine spottende Stimme: das ist zuletzt doch das Ende vom Lied und Dir zu allen Zeiten für Dich und die Deinen das Liebste! Und nun griff Theodor in die immer mehr steigenden Fluthen der Papiere hinein. Spekulantiens Ring hatte Theodorn und die Seinen die Kühne, die Varnhagen u. s. w. kostbar persiflirt. Theodor griff in die Manuscripte — denn das waren es — hinein und las mit Erstaunen: „Memoiren der Gräfin von Itzenplitz. Enthaltend einen Brief-

---

*) Theodor Mundt hat es auch gedruckt gethan.

wechsel mit Göthe, den sie in zartester Jugend mit dem Dichter des Werther geführt hatte." Welch ein Beitrag zur Literaturgeschichte! rief Theodor selig aus! Er griff wieder hinein in die Fluthen: „Tagebücher der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar. Enthaltend die Briefe Göthes an sie und i h r e an Göthe, wie die interessantesten Enthüllungen der Weimarer Genieepoche und der Tiefurter Geheimnisse." Ferner: „Tagebücher der Lea Itzig von Itzigheim. Lea war eine tief durchgeistigte Natur, die mit den Begründern der romantischen Schule, mit Schlegel und Tieck, in sehr zarten Berührungen stand, später in Meseritz und Märkisch Friedland ein großes Haus machte, wo sich die feinsten und ausgeschnitztesten Charaktere begegneten, und endlich auch am Aachner und mehren Töplitzer Congressen eine bedeutende Rolle spielte." Ferner: „Correspondenz der Gräfin Aurele Chateaumargot-Boxbeutel. Eine Nichte des Fürsten von Ligne, verheirathet gewesen an verschiedenen Europäischen Höfen, inspirirt von allen Geheimnissen der Europäischen Diplomatie, geschmackvolle Kennerin der Französischen, Italiänischen und Russischen Literatur, Bewun-

derin der Göthe'schen Farbenlehre, eine Fundgrube für die Biographie des vorigen Jahrhunderts." Ferner: „Die Memoiren der Günderode. Beiträge zur Creuzer-Literatur." Ferner: „Mehre bisher noch mit sieben Siegeln verschlossen gewesene Briefe Göthes an Friederiken, Lilli und Vulpia. Als Anhang: Darstellung der eigentlichen Ursache des zwischen Göthe und Bettinen eingetretenen Bruches." Ferner: „Denkwürdigkeiten des Hutmachers Typke. Dieser praktische, tüchtige Gewerbsmann stand in mannigfachen Berührungen mit den ausgezeichnetsten Geistern seiner Zeit und verdient wohl, in eine Gallerie biographischer Denkmäler aufgenommen zu werden." Ferner: „Ungedrucktes über den Grafen Schlabrendorf, Jochmann, Bollmann, Schönborn und mehre Andre, die den Edelsten ihrer Zeit genug gethan." Kurz eine Fluth von Memoiren von Peter, Kunz und Hinz, die Alles mitgemacht hatten von Göthes Geburt bis auf die neuesten Wirren, die bei allem Großen, was geschah, allem Bedeutenden, was gesprochen wurde, immer zugegen waren, ja die selbst, ob sie gleich nur Staatsmänner, Diplomaten, Hutmacher, Strumpf-

wirker, Generallieutenants, Jüdinnen und Consuln waren, doch die ausgebildetsten, feinsten Persönlichkeiten vorstellten, schwamm um Theodor herum und verbreitete eine so selige literarhistorische Atmosphäre um ihn, daß er hinsank und unter diesen unermeßlichen Schätzen, an die Freunde in Berlin und Leipzig denkend, die hier Arbeit bekommen würden, sanft und lächelnd entschlummerte.

Auch Spekulantia, von Wehmuth überwältigt, sank im Nebenzimmer in die Kissen eines Ruhebettes zurück und verfiel in fieberhafte Phantasieen, aus denen sie öfters aufschreckte; sie träumte ohne zu schlafen. So war es ihr auch, als kämen lichte Engel herabgeflattert und umschwebten und umkränzten ihr glühendes Haupt; die Engel brachten Zweige und Steine aus den heimathlichen Bergen und flüsterten ihr Grüße von dem „kleinen Volk" zu, dem sie selber angehörte. Da war es ihr auch, als rissen sich die Genien um ein kleines Billet, das ein Engel im Triumph getragen brachte, und wollte einer dem andern nicht die Freude des Vorlesens gönnen. Endlich gewann ein

pausbackiger Posaunenengel die Oberhand und las mit lauter Stimme Folgendes vor:

„Madame! Ich habe gehört, daß Sie mich nicht aus Neugier zu sprechen wünschten, sondern daß Sie von der Unruhe Ihres Herzens nach Paris getrieben wurden, und in dieser gottlosen Stadt beichten und dann absolvirt seyn wollten. Sie sind, wie ich von mehren Seiten gehört habe, über die Geschlecht-Indifferenz im Zweifel, welche die moderne Literatur bei ihren Lesern voraussetzt. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht im Stande seyn werde, Ihnen eine Theorie über die moderne Poesie zu geben; was ich allein kann, sind Geständnisse, die ich gerne als Weib, in Ihr gefühlvolles Herz niederlegen will. Kommen Sie, damit wir des Geräuschs der Welt überhoben sind, heut Abend um zehn Uhr auf die zweite Balüstrade der Kirche Notre-Dame. Die Beamten der Kirche werden uns ein- und allein lassen.

Georges Sand."

Erschreckt fuhr Spekulantia aus ihren Fieberträumen auf, blickte starr und wild um sich, und wollte sich eben ihre schmerzliche Täuschung gestehen, als sie ein zierliches Billet auf dem

Sophatisch erblickte. Die Aufschrift verrieth Frauenhand; sie öffnete und las dieselben Worte, die sie eben vernommen hatte.

Als die Nacht hereinbrach, rüstete sich Spekulantia zu dem abentheuerlichen Stelldichein auf der Notre-Dame. Sie fuhr dicht vor dem wunderbaren Baue vor, an dessen Eingang sie der Küster erwartete und sie auf den Ort des Stelldicheins begleitete. Der Mann sagte: Nächtliche Promenaden auf Notre-Dame sind nichts Seltenes mehr; denn woher sollten die Dichter mitten in dem modischen und unpoetischen Paris die Phantasieen holen, die sie in ihren Romanen niederlegen? Hier oben findet man nicht blos das halbe Mittelalter, sondern kann sich auch leicht alles Andere vorstellen, wie's damals muß ausgesehen haben. Der andre Herr ist schon oben! — Also doch Herr! dachte Spekulantia. Sie waren mehre hundert Stufen gestiegen und traten auf eine Balüstrade hinaus, die zwar nicht die höchste war, aber doch dicht jene Glocke über sich hängen hatte, auf welcher Quasimodo geritten. Der Küster ließ sie allein, und der Anblick des zu ihren Füßen liegenden Paris mit den Tausenden von

Lichtern, den flimmernden Streifen, die im leichten Abendnebel die Züge der Straßen andeuteten, mit einem Gewühl, dessen dumpfes Brausen selbst noch in diese Höhe hinaufreichte, ließ sie kaum den geliebten Gegenstand, dessen sie hier harrte, sogleich vermissen. Als sie sich an den wunderbar großartigen Anblick gewöhnt hatte, und sie das architektonische Gefuge des großen Baues, auf dem sie stand, links und rechts verfolgte, sah sie in den verschiedenen äußern und inwendigen Windungen der Thürme eine Gestalt wandeln, die sie der tiefen Dunkelheit wegen nicht erkennen konnte. Bald war sie über, bald unter ihr; endlich öffnete sich die Thür, die auf die Gallerie führte, und Georges Sand trat, in einen Mantel gehüllt, heraus. Sie umarmte Spekulantien zärtlich und nöthigte sie, auf einer der hervorspringenden plastischen Verzierungen der Gallerie Platz zu nehmen. Sie saßen auf einem Sims, der über die Kreuzigung Christi herübersprang — unten das flimmernde, unermeßliche Paris — oben die ewigen Sterne — rings, bis auf das Geräusch der Thurmuhr und einen blitzenden Johanniswurm tiefe Stille und Dunkelheit.

Georges Sand drückte Spekulantiens Hand und sagte: Glauben Sie nur nicht, Madame, daß ich Sie deßhalb hieher eingeladen habe, weil ich mir einbilde, die unermeßliche Erhabenheit dieses Anblicks solle etwas Charakteristisches für mein Leben, meine Dichtung oder unser Zusammentreffen seyn! Nein, ich gestehe Ihnen, daß mir die Schwärmerei eines Viktor Hugo und überhaupt all' die poetischen Intentionen, die sich an diesen Namen anknüpfen, sehr kalt, gemacht und ihrer innern Unwahrheit wegen gefährlich scheinen — gefährlich für die Menschen, die sich in diesen künstlichen Phantasmen und Uebertreibungen des wirklichen Daseyns nicht wiederspiegeln können und sich von solchen Poesieen nur ohnmächtig tragen und schaukeln lassen. Nein, ich bin Weib genug, um mich hier oben fürchten zu können. Ich gestehe Ihnen, daß mein Sinnen und Denken immer im Geräusche der Welt etablirt seyn muß, (Sie sagte: etablirt) daß ich die Richtung habe, zu den Sternen aufzublicken, aber nicht von ihnen herab. Um mich Ihnen recht als Weib und Sünderin zu zeigen, führt' ich Sie hieher. Hier haben wir keine Folie und

sind zwei arme, hülflose, bange Geschöpfe, zwei — Frauen.

Für Spekulantien war jedes dieser Worte, die Georges Sand gesprochen hatte, Musik und erfüllte sie mit stummem Entzücken. Sie wußte nicht, wie sie ihrem gepreßten und nun so seligen Herzen Luft machen sollte; ein Händedruck war Alles, was sie bis jetzt erst über sich vermochte. Georges Sand nahm wieder das Wort und sagte: Glauben Sie denn, daß die Frauen unter sich eine Kette bilden sollen, wo ein Individuum dem andern verpflichtet ist? Spekulantia antwortete: Aber die Männer bilden doch eine — Ja, fiel Georges Sand ein, Sie bilden mehr als eine: denn ihre Interessen sind oft so gleichartig, daß sie unter denselben Bedingungen zu stehen und zu fallen scheinen. Der Staat, die Gesellschaft, die Wissenschaft nimmt sie in Anspruch; die Frauen nimmt nur die Liebe in Anspruch. . . . Daß Georges Sand, die so viel geliebt hatte, (denn ist sie nicht immer selbst die Heldin ihrer Dichtungen und empfindet in der Phantasie deren Freud und Leid so wahr, wie in der Wirklichkeit?) bei diesen Worten noch erröthen konnte, wie

Spekulantien eine Sternschuppe verrieth, machte sie glücklich; doch mußte sie entgegnen: Wenn die Liebe das einzige Gesetz ist, so ist doch ein Gesetz da, und mit ihm eine Regel, die überall sich gleich bleibt . . . Ach, fiel Georges Sand ein, definiren Sie die Liebe nicht! Sie ist, wie die Religion, kein Begriff, sie kann nur empfunden, nie beschrieben werden! Die Liebe und ihr Unglück haben aber sicher auch die Wirkung, daß sie die Frauen trennen, wie die Liebe eben auch das Originellste ist, was die Frauen leisten können und wo sie Meisterinnen sind, ohne etwas gelernt zu haben. Welche Rücksichten könnten also auf die Frauen genommen werden? . . . Glauben Sie nur nicht, sagte Spekulantia, daß ich vom Dichter eine moralische Berechnung seiner Werke verlange; aber dennoch wirken diese moralisch. Georges Sand antwortete: Ich schildere ja nur die unglückliche Liebe. Wer würde die zum Muster nehmen? Für die glückliche gibt es der beruhigenden Poeten genug. Spekulantia erwiederte lächelnd: Freilich schildern Sie nur den Schmerz, aber wahrhaftig, dieser Schmerz ist die größte Wollust, die man empfinden kann. Wer möchte

nicht mit Ihnen lieber unglücklich, als mit Ariost oder Madame Sophie Gay glücklich seyn? . . . Das komisch-selige Antlitz Georges Sands hätte man sehen müssen. Lachend erklärte sie: Warum soll ich nicht schadenfroh seyn? Warum sollen meine Leiden nicht wenigstens den Vorzug haben, daß sie erhabener und dichterischer sind, als die Freuden der Andern? . . . Ach, sagte Spekulantia, indem sie die Hand der Dichterin an ihre Brust legte, ich weiß es wohl, daß Sie groß und einzig als ein Phänomen im eignen Lichte dastehen. Nur werden Sie nicht verhindern können, daß gewitterhafte Erscheinungen immer eine Veränderung in der Atmosphäre bewirken. Sie haben, wie Apollo, zu den bisherigen Saiten unsrer Leier noch eine neue gefunden, einen Ton, der bisher noch nicht gefunden war. Ihre Dichtungen zittern in unzähligen Herzen nach und leicht wird die Schilderung dessen, was einmal so gewesen ist, mit dem verwechselt, was nun immer so seyn müsse. Sie werfen in Frauenherzen eine Dialektik, die ihnen bisher unbekannt war, oder wecken vielmehr eine Philosophie, die unbewußt bisher in ihnen schlummerte.

Was Sie als Ausnahme schildern, wird Regel werden. Die Menschen und nun erst die Frauen! werden fast alle alten Gewänder abwerfen und schwerlich das Geschick haben, Ihre neuen sich mit Grazie anzulegen! Ein fieberhaftes Zucken wallt durch die Pulse der Menschheit; alles strebt nach der höchsten persönlichen Freiheit und ist denn jede Frau so glücklich, daß sie diese Freiheit in der Liebe poetisch verklären und an ein sittliches Gesetz binden kann? . . . Sie werden doch nicht leugnen, fragte Georges Sand ironisch, daß jeder Frau zu lieben frei steht? — Gewiß nicht, antwortete Spekulantia; aber desto schmerzlicher für sie, wenn sie keinen Anklang findet und mit ihren geöffneten Armen wohl gar lächerlich wird.

Georges Sand stand auf und lehnte sich mit Spekulantien über die Brüstung der Gallerie. Ernst war der Ton ihrer Stimme, als sie nun Folgendes sprach: Madame, über Zweck und Ziel der modernen Poesie gibt es gar keine Einigung! Es ist eine Revolution, eine Krisis, wie Sie's nennen wollen, und jede Einmischung einer Theorie würde wie ein unpassend eingemischter Stoff bei einer chemischen Gäh-

rung nur die schrecklichsten Folgen haben können. Läßt man der Entwickelung nicht freien Spielraum, so zwingt man die Dichter, auf dem, was Momente ihrer Auffassung des wunderbaren Zeitgeistes sind, einseitig zu beharren und jene abscheulichen Theorieen abzuschließen und zu fixiren, welche einige hirnverbrannte Philosophen apriori aufgestellt haben und durch die Erzeugnisse der modernen Poesie zu bestätigen versuchten. Es wäre den dürren Theoretikern wahrlich recht, wenn sie ihre kahlen Schädel mit den Blumen der Poesie, die sie von andern Beeten pflücken, zieren könnten! Indessen, es ist keine Hülfe da, die Revolution des poetischen Gedankens muß ihre Stadien durchmachen und ich bin gewiß, daß dafür gesorgt ist, daß kein Baum in den Himmel wächst.

Spekulantia schwieg und Georges Sand fuhr fort: Statt die Frauen zu beklagen, daß sie durch die moderne Poesie aus ihren stillen Gärten, wo sie mit weißen Lämmern spielten, aufgeschreckt werden, sollte man freilich eher die Männer glücklich preisen, daß sie aus ihren poetischen und sozialen Wirren grade dadurch vielleicht am ehesten wieder zu festen Gesetzen

kommen, daß die Frauen an ihren Interessen Antheil nehmen. Wissen Sie, Madame, welches jetzt die Mission der Frauen ist? Sie sollen sich wie das Schlinggewächs an die Männer ranken, damit selbst die zerfallende Ruine nicht ohne den Schmuck des liebenden Epheu's ist. Die Frauen sollen das Ariadneknäul seyn, welches die Männer mit in die Labyrinthe des modernen Lebens nehmen, damit sie, sicher vor den Minotauren des Egoismus, sich wieder aus ihnen herausfinden. Die Frauen sind bestimmt, gegen den Egoismus der jetzigen Epoche immer wieder die Thatsachen des Herzens, Aufopferung und Liebe, geltend zu machen. Dann müssen sie aber auch den Männern folgen können. Sie müssen ihnen nicht nachsehen, wie die Gattin vom Gemsenjäger scheidet und ihm, der bald um die Ecke eines Felsens verschwinden wird, nur noch sehnsüchtig mit dem Tuche nachwinkt, und dann vor einem Muttergottesbilde für ihn betet; sondern sie müssen ihn auf seinen Klippenfahrten begleiten, müssen bei der Gefahr selbst mit zugegen seyn und die Wache halten können, wenn der Ermüdete sich im Grase ausruht! Madame, wenn wir Frauen die Zügel

der sittlichen Ordnung in Händen behalten wollen, so müssen wir, um die Männer widerlegen zu können, sie vor allen Dingen erst verstehen; wir müssen uns in die Geheimnisse ihres Denkens und Fühlens einschleichen, müssen ihre Sprache reden lernen und uns für das Außerordentliche, wonach alle Männer der Epoche trachten, empfänglich machen. Wir müssen sogar da, wo die Empfindungen der Männer stagniren, wo sie sich der erblassen machenden Sumpfluft des herzlosen Erwerbes, dem Materialismus aussetzen, sie überflügeln und auf unsre Wangen den Abglanz einer idealischen Welt fallen lassen, für welche sie Egoisten, Erwerbsleute, Männer der Börse, der Eisenbahnen, sich verschließen. Wenn es eine Emanzipation der Frauen gibt, so ist es die, daß sie sich einen Schmuck, der ihre Stirn zieren könnte, nicht rauben lassen, daß sie jenes Scepter der Gesellschaft, welches ihnen die moderne Bildung seit einem Jahrhunderte überantwortete, nach wie vor in Händen halten. Verzweifeln Sie nicht an der Masse aufgewühlter Widersprüche, an der abentheuerlichen Erscheinung des Neuen, was ja sobald wieder veraltet seyn wird,

an den fortgeschwemmten Marksteinen der alten Sitte und Gewohnheit — wenn sich unter solchen Umständen auch nur mit großer Schwierigkeit Grundsätze für das Allgemeine aufstellen lassen, so werden doch grade die isolirten Individualitäten sich desto freier, schöner und origineller entwickeln können und werden wahrlich nie weiter gehen, als die Fesseln der Liebe gestatten. Es ist jetzt jeder Frau ein hohes Ziel gesteckt; die Literatur ist der bequemste Ausdruck dieses Zieles und kennen, entschuldigen, richtig verstehen; ah, Madame, das ist für jede Frau eine unerläßliche Aufgabe; während alle die, welche zurückbleiben, nicht zählen und von uns verachtet werden sollten, wie jene Spartanerinnen, die unfruchtbaren Leibes waren.

Spekulantia, gefesselt von dem Klang dieser Worte und ihrem Sinne nicht abgeneigt, verlor sich in ein abwesendes Sinnen und sagte vor sich hin: Was ist's auch für mich! Ich bin ein Elfenkind und kehre zu den Meinen heim! Georges Sand hörte dies und lachte: ein Elfenkind? O, so bitt' ich Sie, drüben in der Rue Coq Heron ist das Büreau des Monde; verschaffen Sie meinem guten Lamennais

6000 Abonnenten auf sein Journal! Spekulantia sahe sie an und griff an ihren Ring: doch Georges Sand fiel scherzend ein: Nein, nein, nicht durch Zauberei! Es soll freier Entschluß seyn, damit wir einen Barometer haben, wie reif die Welt für unsre Welt ist! Und Spekulantia konnte froh seyn; denn ihr war es wohl gegeben, Geld zu schaffen, aber nicht Menschen, die es zahlten; sie konnte Erfolge zaubern, aber keinen Willen, keine Entschließung. Nun, eine andere Probe! sagte sie zu Georges Sand; und die Dichterin, um sie beim Wort zu halten, ihre gute Laune und ihr Herz verrathend, sagte: Lassen Sie mich Lißt hören, wie er in Mailand spielt! Kaum hatte sie dies gesagt, als sich über ihnen leise die große Glocke Quasimodos zu bewegen anfing und über die metallenen Wände derselben ein melodisches Flüstern streifte, wie Aeolsharfenklang. Es war, als flatterten tausend Schmetterlinge um die Glocke und verursachten schon durch die sanften Erschütterungen, die sie der Luft gaben, ein leises, sanftes Klingen in dem Metalle, das sich bald als wohlgefugte Melodie zu erkennen gab. Georges Sand stand wie betäubt. Sie hörte

deutlich das geniale Klavierspiel ihres Freundes, seine schwärmerischen Capriccios, sein seelenvolles Adagio, seine Notenhumoresken, die nur er, kein andrer ihm nachspielen konnte. Dazu erleuchtete sich allmälig der Thurm durch links und rechts aus dem uralten Bau aufschießende Raketen; Leuchtkugeln stiegen in die blaue Nachtluft und senkten sich oben in tausend hellglänzenden Funken, allmälig zerspringend, aber immer wieder von neuen abgelöst, hernieder. Tourbillons schnurrten dazwischen, blauweiße und glutrothe Lichter zuckten um den stolzen Dom und, bezaubert von den wunderbaren Klängen der leise bewegten Glocke, geblendet von dem Schimmer der Girandolen, die wie Feuergarben aus den Spitzbögen unter ihnen aufschossen, sanken beide, Spekulantia und Georges Sand, ohnmächtig zurück und entschlummerten in der bewältigenden Nachtluft.

Als aber Spekulantia erwachte, lag sie auf ihrem Ruhebette und wußte nicht, ob sie an etwas wirklich Erlebtes oder einen Traum glauben sollte. Hatte ihr die heiße Sehnsucht, die sie für den größten Dichter des jetzigen Frankreich empfand, diese Täuschungen vorgespiegelt?

Sie sah um sich; kein Billet auf dem Tische. Sie erhob sich und blickte auf die Straße; es war früher Morgen; niemand ließ sich blicken. Sie fühlte sich so einsam, so wenig in den Zusammenhang dieser Welt passend, daß sie beschloß, das Erwachen der großen Stadt nicht einmal abzuwarten, sondern ihre menschliche Hülle von sich zu werfen und, schnell wie ein Gedanke, sich an die Brust des Königs zu werfen, der sie zur Braut begehrt hatte. Sie verließ ihre Wohnung und betrat die noch stillen vom Nachtthau feuchten Straßen von Paris. Ach, es wurde ihr schwer, sich auf die dunkle Geisterbrücke zurückzuziehen, welche sie in's halbschlummernde Leben der Natur heimführte. Die Thränen standen ihr in den Augen und wo sie auf ihrer einsamen Wanderung an etwas kam, das sie fesselte, da faltete sie die Hände und flehte über die Erde und Europa und die Geburtswehen unserer Epoche den Segen des Himmels herab. So kam sie an die Quais der Seine. Als sie einige derselben durchschritten hatte, erblickte sie ein Weib, das am Gitter des Flusses auf und abging, zuweilen in die dunkeln Wogen sahe, stillstand und sich krampf-

haft am Eisen des Gitters hielt. Sie bemerkt. Spekulantiens Annäherung kaum und antwortete auf deren Frage: Wer sind Sie? mit einem dumpfen, todten: Une prolétaire! und auf die Frage: Ihr Name? Amélie Vicomtesse de St. Jean d'Angely Millevoie, Redactrice en Chef du Journal: l'Emancipation des Femmes. Spekulantia ging betroffen von dieser Begegnung einige Schritte vorwärts und da ihr der Gedanke durch die Seele fuhr, daß die Dame vielleicht Noth litte, und sie sich eben wieder umwandte, sah sie die Frau, die schnell über das Gitter gestiegen war, sich in die Seine stürzen. Der Schreck über diesen Anblick gab ihr den Wunsch ein, mitzusterben, und im selben Augenblicke, da sie grade den Ring gefaßt hatte, — stand sie in dem unterirdischen Pallaste des Montblanc und wurde von ihrem Bruder, dem Staatsminister Dr. Spekulativus, noch zur glücklichen Stunde in seinen Armen aufgefangen. Die großartige Umgebung, die Annäherung des Alpenkönigs, der von der Ankunft seiner Braut gehört hatte, die Musik, die sich zur Hochzeit einübte, und der Lärm in der Hofküche, wo schon die Kuchen gebacken wurden,

das alles half, sie desto schneller zur Besinnung zu bringen. Man paßte ihr die von Asbest gewebten Brautkleider an und schmückte ihr Haar mit einer prächtigen Diamantenkrone. Spekulativus wischte sich seine Agatbrille, um besser sehen zu können, und drückte der lieben Schwester zärtlich die Hand. Ach, sagte diese, wie sind die Menschen doch so groß und stolz, so tief und so poetisch; und wie müssen sie nur den einen, einen Fehler haben, daß sie so unendlich — unglücklich sind! Spekulativus suchte sie von ihrer Schwermuth zu zerstreuen und erzählte, daß der Vater sich bei ihrem Abschied wirklich einen heftigen Schnupfen geholt hätte und deßhalb leider nicht zur Hochzeit kommen könnte; auch Onkel Rübezahl, der jetzt in Schlesien des immer mehr um sich greifenden Materialismus wegen bald Runkelrübezahl heißen würde, hätte abgesagt, aber viel prächtige Geschenke übersandt, die er alle nach Genera und Species eintheilen wolle; denn, sagte er, er hätte sich wieder auf Mineralogie gelegt, ein Minister müsse dem Praktischen vor dem Idealischen den Vorzug geben. Spekulantia lächelte schmerzlich und drückte ihm die Hand und folgte

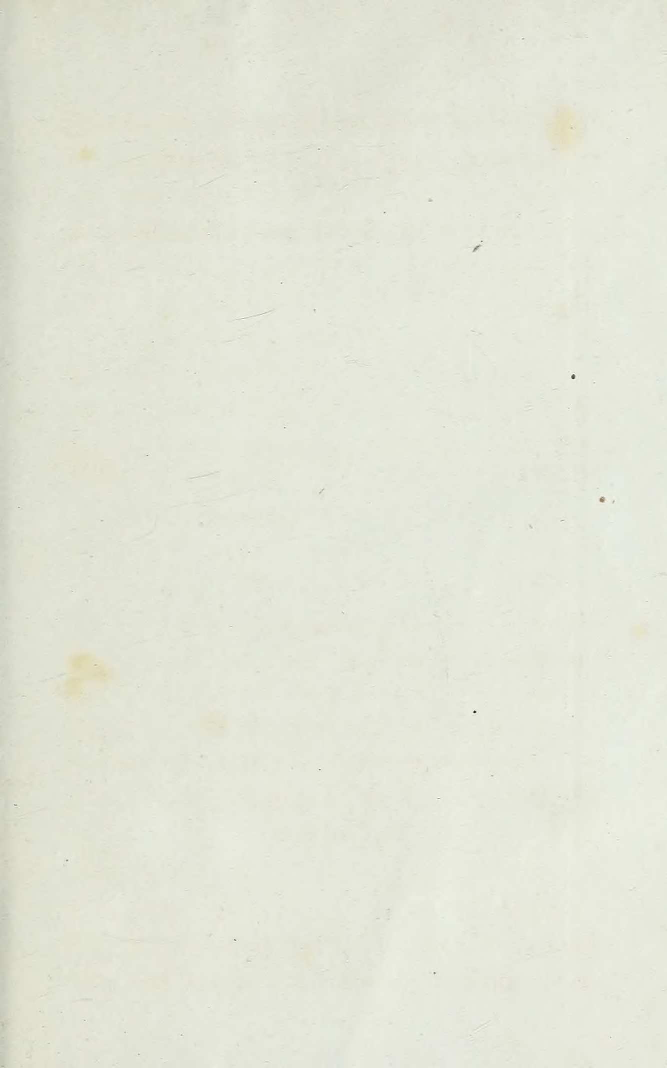
willenlos dem Alpenkönig, der sie ehelichte und sie zur Königin über alle Blumen und Bäume der Alpen setzte, während er sich selbst den Schnee und die Lawinen vorbehielt.

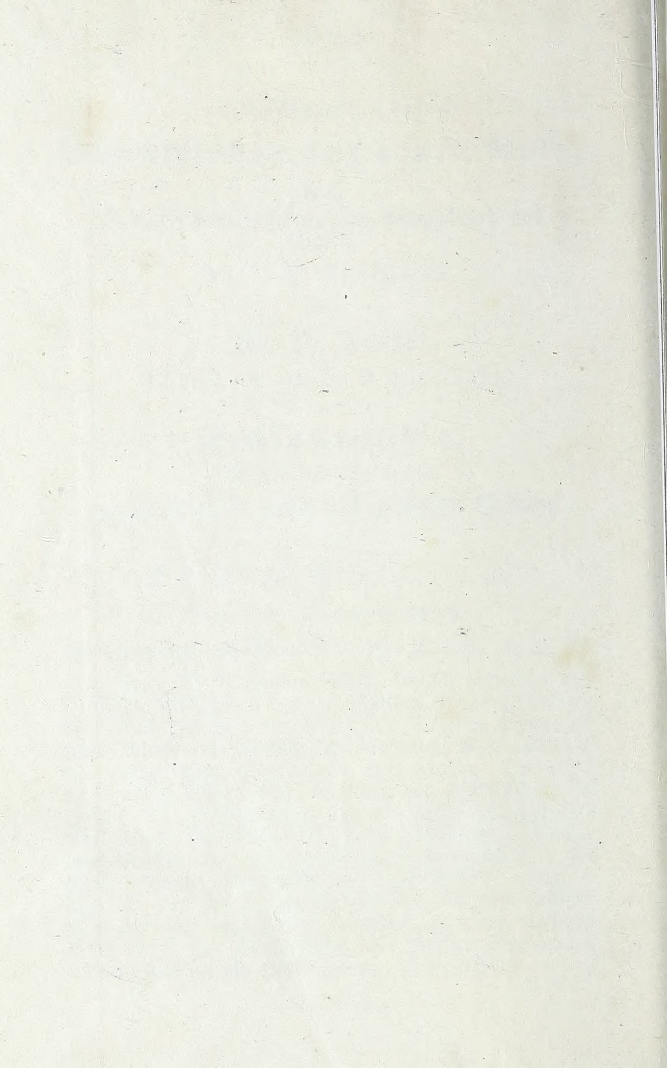
Pimpernella aber zeigte kein Verlangen, zu ihrem hülflosen alten Vater, dem Harzfürsten, zurückzukehren. Sie hatte sich mit Gumal verheirathet und kam Jahr aus Jahr ein in die Wochen. Die Kinder wuchsen heran und machten schon frühzeitig Gedichte z. B.

Der Maienkäfer summ, summ, summ,
Fliegt um den Blüthenbaum herum; —

ein Gedicht, welches Gustav Schwab nahe daran war, in den Musenalmanach aufzunehmen. Gumal war Pfarrer an einer Würtembergischen Stiftskirche geworden, und beide verwandten alle ihre Mußezeit mit Liebe und Fleiß auf die Dichtkunst; Gumal, indem er mehrere Bände Gedichte herausgab, und Pimpernella, indem sie für die ganze Schwäbische Dichterschule wollene Strümpfe strickte.

Druck von Hirschfeld.





Americana:

"Drei Guttenbergstage in Mainz."

p. 99 Rio de Janeiro

121 Columbus + America

